Kurt Wyss

Entschlüsselung des Rätsels

Die Franz Kafkas Roman ‚Der Prozess' zugrunde liegende Soziologie

Zürich, 12. März 2022

www.wyss-sozialforschung.ch

Zitiervorschlag: *Wyss, Kurt (2022): Entschlüsselung des Rätsels. Die Franz Kafkas Roman ‚Der Prozess' zugrunde liegende Soziologie. Publiziert als pdf auf www.wyss-sozialforschung.ch. Zürich, 12. März 2022.*

Inhalt

Einleitendes Exposé 1
I. Die Verhaftung von Josef K. und der Grund dafür 16
II. Die allermeisten Menschen wissen um die Prozesse: die Nachbarn, Frau Grubach 22
III. Aus einer phantastischen Welt: Fräulein Bürstner 27
IV. Die soziale Ungebundenheit von Josef K.: Elsa, Staatsanwalt Hasterer 32
V. Die Attacke gegen Josef K. in der Pension: Fräulein Montag 37
VI. Aufbau und Ideologie des ungewöhnlichen Gerichts 42
VII. Vorladung und Weg zur ersten Untersuchung in der Vorstadt 45
VIII. Die politisch-psychische Zwangslage der untersten Beamtenschaft 50
IX. Josef K.s Rede vor dem ungewöhnlichen Gericht 55
X. Das von der untersten Beamtenschaft vertretene vorgebliche Gesetz 62
XI. Die Gerichtskanzleien auf den Dachböden: Gerichtsdiener, wartende Angeklagte 66
XII. Die in den Gerichtskanzleien kaum atembare Luft: die darin lebenden Beamten 72
XIII. Die Attacke gegen Josef K. in der Bank: Prügler und Wächter 78
XIV. Der vermittels Verwandtschaft auf Josef K. ausgeübte Druck: Der Onkel 82
XV. In der Advokatur: Advokat Huld und der Kanzleidirektor 87
XVI. Die Aufforderung zum Geständnis: Pflegerin Leni 94
XVII. Advokat Hulds Erläuterungen zum Prozess und zum Gericht 97
XVIII. „Es soll alles auf den Angeklagten selbst gestellt sein“ 103
XIX. Ganz einfache und besonders schwierige Fälle: die Nöte der Beamten 109
XX. Der verzweifelte Widerstand von Josef K. 112
XXI. Die vom Direktor-Stellvertreter gegen Josef K. geführten Attacken 116
XXII. Das Eingreifen des Fabrikanten 121
XXIII. „Es gehört ja alles zum Gericht“: Gerichtsmaler Titorelli 127
XXIV. Die von Titorelli gemalten Bilder der niedrigen Richter 131
XXV. Die drei Arten der vorgeblichen Befreiung 135
XXVI. Die scheinbare Freisprechung und die Verschleppung 141
XXVII. Die Lage des ebenfalls angeklagten Kaufmann Block 146
XXVIII. Josef K.s Kündigung des Advokaten und der von Block zu bezahlende Preis 154
XXIX. Die Verkündigung des Endurteils über Josef K. 164
XXX. Josef K. soll aus dem Leben gehetzt werden: im Dom 173
XXXI. Die zum Schreien sich steigernde Predigt des Geistlichen 178
XXXII. Die vom Geistlichen erzählte unförmliche Geschichte 182
XXXIII. Das von Josef K. über das Gericht gefällte Urteil 190
XXXIV. Josef K. träumt sein Abspringen aus dem Prozess 196
XXXV. Josef K. sagt auf dem letzten Weg sich selbst das Notwendige 199

Einleitendes Exposé

1.

Ziel des hier vorgelegten Aufsatzes ist, die Soziologie zu erschliessen, die dem Roman *Der Prozess*[1] von Franz Kafka zugrunde liegt. Dazu wird angenommen und im Aufsatz auch aufgezeigt, dass der *Prozess* auf einer zu erschliessenden, in sich widerspruchsfreien Soziologie tatsächlich beruht. Dass dem so ist, versteht sich nicht von selbst. Zum einen erzählt Franz Kafka den *Prozess* ausschliesslich aus der Perspektive seines Protagonisten Josef K. Er gibt immer nur dasjenige wieder, was Josef K. erlebt, erfährt, wahrnimmt, denkt, vermutet, fürchtet, hofft usw. Zwar spiegeln sich in Josef K.s Erfahrungen die sozialen Verhältnisse, aber eben immer nur in einer durch Josef K. vermittelten Weise. Josef K. selber ist kein Soziologe und schon gar kein kritischer Soziologe, sondern erster Prokurist einer grossen Bank. Zum andern erzählt Franz Kafka von einem ungewöhnlichen Prozess, dessen Besonderheit darin besteht, dass er von sich fast nichts preisgibt, auch gegenüber dem Angeklagten Josef K. nicht. Josef K. erfährt nicht, wie die Anklage gegen ihn lautet, erfährt nicht, wer die Ankläger und die Richter sind, erfährt nicht, wo ein anzurufendes Recht zu finden wäre. Der Prozess verschleiert sich selber, damit zugleich die Sicht auf die ihn ermöglichenden sozialen Verhältnisse. Umso schwieriger ist es, die Soziologie dieser Verhältnisse zu erschliessen.

Gerne wird zu den Erzählungen und Romanen von Franz Kafka die Auffassung vertreten, dass man sich darin vor Rätsel gestellt sehe, die sich nicht auflösen liessen. Die erzählten Begebenheiten seien undurchschaubar, nicht wirklich verstehbar, verworren wie in einem Traum. Es bürgerte dazu die Rede vom Kafkaesken sich ein, die gar Eingang in den Volksmund fand und darin ohne grossen Schrecken geführt wird. Diese Auffassung dürfte deshalb derart beliebt sein, weil dank ihr ein bestimmtes Verhältnis zu den reell bestehenden sozialen Verhältnisse gerechtfertigt werden kann. So wenig, so lautet die implizite Argumentation, die sozialen Verhältnisse, die in den Texten Kafkas im Hintergrund wirken, sich durchschauen liessen, so wenig liessen die reell bestehenden sozialen Verhältnisse sich durchschauen. Deshalb könne man auch mit Bezug auf letztere, so die aus Kafka gezogene Rechtfertigung, nichts anderes tun, als ihnen so gut wie möglich sich anzupassen. Der Versuch, sie erschliessen und durchschauen zu wollen, sei sowieso ja, wie an den vorgeblich unauflösbaren oder eben kafkaesken Rätseln sich zeige, zum Scheitern verurteilt. Dieser Auffassung wird mit dem hier vorgelegten Aufsatz entgegengetreten.

Es trifft freilich zu, dass Franz Kafka im *Prozess* von den dem Erzählten zugrunde liegenden sozialen Verhältnissen nur wenig verrät. Dafür hat er jedoch seine guten Gründe. Er rechnet, so wird hier angenommen, mit sozialen Verhältnissen, die in täuschender Absicht als undurchschaubar sich vorstellen. Dieses bedeutet nun aber gerade nicht, was fast immer übersehen und mit der Rede vom Kafkaesken dem Blick entzogen wird, dass er auf die in den von ihm unterstellten sozialen Verhältnissen drinsteckende Täuschung nicht gleichwohl, und zwar mit aller Deutlichkeit, hinweisen würde.

[1] Kafka, Franz: *Der Prozess.* Roman. Fr.a.M.: Fischer Taschenbuch 1987.

Er macht es, wie hier weiter angenommen wird, gezielt und bewusst vermittels der sich stellenden Rätsel. Diese Rätsel nämlich, so die Auslegung, sind von den als undurchschaubar sich vorstellenden Verhältnissen wider Willen hervorgebracht, als die Folge davon, dass die Menschen getäuscht und sogar dazu gezwungen sein sollen, sich selber zu täuschen. Kafka konstruierte demnach die sich stellenden Rätsel gerade nicht als unauflösbare in den *Prozess* hinein, sondern er konzipierte sie als von den von ihm dem *Prozess* zugrunde gelegten, und zwar als undurchschaubar sich machende zugrunde gelegten sozialen Verhältnissen zwangsläufig hervorgebrachte. Dieses dann bedeutet, dass die sich stellenden Rätsel auf die sie hervorbringenden sozialen Verhältnisse zurückverweisen. Also können die selbigen durch spekulativen Rückbezug von den Rätseln auf sie und entgegen ihrem Undurchschaubar-sich-machen doch, was wegweisend für den hier vorgelegten Aufsatz ist, erschlossen werden.

In dem von Kafka hinterlassenen Romanmanuskript zum *Prozess* findet sich eine Passage von knapp zwei Seiten, die der Autor selber zu Lebzeiten mit nur kleinen Änderungen als Erzählung mehrmals publizieren liess, nämlich die Erzählung mit dem Titel *Vor dem Gesetz*[2]. Darin wird von einem Mann vom Lande berichtet, der eines Tages zum Eingang zum Gesetz kommt und da um Einlass bittet. Der Eingang wird von einem Türhüter bewacht, der dem Mann den Eintritt verwehrt und ihn vor dem Eingang warten lässt. Der Mann vom Lande wartet in der Folge jahrelang vor dem Eingang, immer darauf hoffend, eingelassen zu werden. Er wird jedoch nie eingelassen und stirbt schliesslich auf seinem Warteplatz vor dem Eingang. Mit dieser für den *Prozess* ursprünglich geschriebenen und darin auch enthaltenen Erzählung[3] wird man vor ein für das Werk Kafkas charakteristisches Rätsel gestellt. Auch es verweist auf die sozialen Verhältnisse zurück, von denen es hervorgebracht ist, und kann dementsprechend entschlüsselt werden. Man lässt den Mann vom Lande vor dem Eingang zu einem Gesetz warten, das es als solches oder zumindest als eines, wie der Mann es erwartet, nicht gibt. Und zwar lässt man den Mann an dem für ihn bestimmten Ort warten, um ihn daselbst zermürben, auf diese Weise aus dem Leben befördern zu können. Was mit dem Mann geschehen wäre, wenn er jenen Ort wieder verlassen hätte, wird in der Erzählung *Vor dem Gesetz*, dieses im Unterschied zum *Prozess*, offen gelassen.

Die Erzählung *Vor dem Gesetz* soll bei Kafka selbst, so wird berichtet, ein besonderes *Zufriedenheits- und Glücksgefühl* hervorgerufen haben, weshalb er sie auch separat veröffentlichte.[4] Dieses *Gefühl* ist damit zu erklären, dass es Kafka mit der Erzählung gelungen ist, die Verhältnisse ganz so und nur so, wie sie sich zeigen, nämlich als undurchschaubar sich machende zu beschreiben. Der Mann vom Lande vermag, was ihm widerfährt, nicht zu durchschauen, und der Türhüter gibt, sofern er von den Hintergründen seines Tuns überhaupt weiss, nichts preis davon. Dieses so darzustellen gelingt Franz Kafka in seiner Erzählung *Vor dem Gesetz* in nuce, und dieses stellte ihn derart *zufrieden*. Sogar für diese derart geschlossene Erzählung, so hier die Auslegung, kann das sich stellende Rätsel entschlüsselt werden, lassen dabei die es hervorbringenden

---

[2] Vgl. Franz Kafka: Vor dem Gesetz. In: Ders.: Sämtliche Erzählungen. Herausgegeben von Hans Raabe. Fr.a.M.: Fischer Taschenbuch Verlag 1987: S. 131-132.
[3] Vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 182f.
[4] Vgl. *Nachbemerkung von Malcolm Pasley*, in: Kafka: *Der Process (Originalfassung)*, op.cit., S. 281.

sozialen Verhältnisse entgegen ihrem Undurchschaubar-sich-Machen sich erschliessen. Die Verhältnisse verraten sich durch das von ihnen wider Willen hervorgebrachte Rätsel: Warum lässt man den Mann vor dem Eingang zum Gesetz warten? Sie liefern den Schlüssel zur Lösung nolens volens mit. Es stellt sich dann lediglich die Frage, ob das Rätsel entschlüsselt oder nicht entschlüsselt sein will.

2.

Franz Kafka stellt in seinen verschiedenen Erzählungen und Romanen je ein anderes von den sozialen Verhältnissen hervorgebrachtes Rätsel ins Zentrum. Im *Prozess* und ganz ähnlich in der Erzählung *Vor dem Gesetz* besteht das Rätsel in den ungewöhnlichen, gegen unschuldige Menschen geführten Prozessen. Diese Prozesse werden – so die im hier vorgelegten Aufsatz ausgeführte Entschlüsselung des Grundrätsels, mit dem diverse weitere Rätsel verknüpft sind – mit Vorsatz und also gezielt gegen unschuldige oder genauer, gegen um Unschuld sich bemühende Menschen geführt. Die betreffenden Menschen prüfen, in der Perspektive des Prozesses, die von ihnen bearbeiteten Sachen, wie beispielsweise Bankgeschäfte, zu genau, schauen ganz allgemein zu genau hin. Dadurch werden sie für ein bestimmtes, innerhalb der sozialen Verhältnisse befördert sein wollendes Partikularinteresse zur Bedrohung. Um diese Bedrohung abzuwehren, sind Prozesse in die sozialen Verhältnisse wie normal eingebaut, mittels derer zu genau hinschauende, allenfalls gar auch nur scheinbar zu genau hinschauende Menschen beseitigt werden sollen. Dieses bedeutet dann auch, dass Angeklagte gegenüber diesen ungewöhnlichen Prozessen als unschuldig nicht sich beweisen können oder vielmehr, dass dieser Beweis ihnen nichts nützt. Insofern, aber auch ‚nur' insofern besitzen sie keine Chance, von ihrem Prozess frei zu kommen.

Dieses nun, die scheinbar hoffnungslose und nie zum Besseren sich wendende Lage von Josef K., lässt viele potenzielle Leserinnen und Leser vor dem *Prozess* zurückschrecken. Sie identifizieren sich, durchaus zu Recht, mit dem Protagonisten, übertragen seine verzweifelte Lage auf sich, können oder wollen sie für sich selber jedoch nicht vorstellen, halten sie nicht aus, legen den Roman vorzeitig beiseite. Während, wie oben ausgeführt, die Auffassung vom Kafkaesken von Josef K. sich distanziert und darüber sich beruhigt, dass man zum Vornherein halt und im Gegensatz zu Josef K. in die Verhältnisse richtig sich einzupassen habe, auf diese Weise einem Prozess aus dem Weg gehen könne, will die hier angesprochene Auffassung ganz bei Josef K. bleiben, vermag es aber eben nicht durchzuhalten. Sie findet bei ihm nichts als nur Hoffnungslosigkeit, kein Positives oder gar Heldenhaftes vor. Während die Auffassung vom Kafkaesken verkennt, dass die im *Prozess* sich zeigenden Rätsel sich entschlüsseln, die Verhältnisse sich durchschauen lassen, verkennt die hier angesprochene Auffassung, dass Josef K., und zwar durch seine ganze Verzweiflung hindurch, sehr wohl ein Heldenhaftes zeigt, mit dem man sich durchaus identifizieren könnte.

In Erklärung dieser Auslegung ist auf das für die allermeisten Menschen im *Prozess* anzunehmende Verhalten näher einzugehen. Für die Menschen nämlich, die in sozialen Verhältnissen leben, die solche ungewöhnlichen Prozesse hervorbringen, ist anzunehmen, dass sie zu den Prozessen offen keine Fragen stellen dürfen. Sie dürfen an ihnen nicht einmal Zweifel aufkommen lassen. Täten sie es, würden sie selber in Verdacht

geraten und Gefahr laufen, dass auch ihnen der Prozess gemacht wird. Zwar empfinden sie es als schlimm, wenn eine ihnen nahestehende Person in einen Prozess gezogen wird, doch stellen sie auch dann keine Fragen, akzeptieren auch diesen Prozess stillschweigend. Wenn es den Menschen nun aber gelingt, mit einem solchen Verhalten selber einem Prozess aus dem Weg zu gehen und, vorgeblich, wie normal zu leben, bedeutet das eben gerade nicht, wie es die Auffassung vom Kafkaesken unterstellt, ein normales Leben in dem Sinne, wie es für Menschen gemäss wäre. Die in den Verhältnissen des *Prozesses* geltende so genannte Normalität nämlich müssen die Menschen damit sich erkaufen, dass sie nie richtig hinsehen und prüfen, nie richtig um Unschuld sich bemühen dürfen. Sie müssen von klein auf sich belehren lassen, dass es ein Positives sei, im Leben nicht zu genau wissen zu wollen, aus welchem Grund und mit welchem Zweck sie hier jetzt das, was sie machen, beispielsweise als Türhüter, tatsächlich machen. Als zu bezahlenden Preis dafür, nicht selber in einen Prozess gezogen zu werden, müssen sie ihre Erfahrungsfähigkeit und also das, was vernunftbegabte Menschen auszeichnet, zum Vornherein massiv einschränken. Sie können dadurch zwar überleben, müssen dafür aber einem in Würde geführten, lebendigen Leben entsagen. Dazu kommt, dass sie ihrer selbstauferlegten Erfahrungsunfähigkeit nicht einmal mehr bewusst werden dürfen, sondern im Glauben zu leben haben, dass ihr in Wirklichkeit menschenunwürdiges Leben das für Menschen normale und richtige Leben sei. Noch diese Täuschung kann offen nicht sich zeigen, wird im *Prozess* hinwiederum, wenigstens für den erfahrungsfähig gebliebenen Menschen, zum Rätsel.

Kafka schildert die als solche offen nie deklarierte beschränkte Erfahrungsfähigkeit der Menschen in extremis vermittels der die besonderen Prozesse gegen Josef K. und die anderen Angeklagten unmittelbar Führenden, bei denen es schwer fällt, von Menschen überhaupt noch zu sprechen. Die niedrigen Beamten des ungewöhnlichen Gerichts sind nur noch fähig, in stickiger, dunkler Atmosphäre zu leben, schätzen dieses für sich selber gar noch als vorteilhaft ein. Sie wollen nicht mehr ins Freie, Helle, Luftige hinaus, und wenn sie es tun, wird ihnen sofort übel. Sie können und wollen lebendige Erfahrungen nicht mehr machen, halten nichts aus, was sie an ein menschenwürdiges Leben gemahnt, wollen selbiges immer gleich verdrängt, beseitigt sehen. Praktisch alle im *Prozess* vorkommenden Menschen tendieren in diese Richtung, auch wenn nicht alle es derart unmittelbar zeigen.

Ist dieses so aber eingesehen, eingesehen, dass in den von Franz Kafka dem *Prozess* zugrunde gelegten sozialen Verhältnissen ein Leben, in welchem die Menschen als Menschen sich zeigen könnten, verunmöglicht ist, erscheint das Verhalten von Josef K., dem scheinbar nur Verlierenden, in einem ganz anderen Licht, im Licht erst überhaupt. Josef K. nämlich hält wider den gegen ihn geführten ungewöhnlichen Prozess daran fest, alles möglichst genau zu prüfen, auftauchende Fragen möglichst offen mit anderen zu klären und in diesem Sinne um Unschuld sich bemühen. Er erwartet solches nicht nur von sich, sondern auch von den anderen Menschen, und kann sich durchaus ärgern, wenn dem nicht entsprochen wird, wenn andere zu tricksen und zu verheimlichen versuchen. Wie die gegen ihn Prozessierenden, ohne dass sie es explizit je so sagen, von ihm verlangen, dass er für sein Bemühen um Unschuld schuldig sich erkläre, mehr noch, ganz von selber schuldig sich erkläre, verweigert er sich, bewahrt, so gut es unter

den gegebenen Umständen noch geht, seinen Verstand. Seine Lage im Prozess verbessert sich dadurch zwar nicht, sondern im Gegenteil. Doch, und dieses wird in der Auffassung von der unerträglichen Lage Josef K.s verkannt, hält er mit seinem Widerstand an einem würdigen, lebendigen Leben fest, an einem Leben mithin, dem die allermeisten Menschen innerhalb der solche Prozesse ermöglichenden sozialen Verhältnissen wie normal längst entsagt haben. Man will mit dem Prozess auch Josef K. in die dann total zu vollziehende Entsagung an ein würdiges Leben zwingen. Bei ihm aber gelingt es nicht, was diesbezüglich bedeutet, so die Auslegung im hier vorgelegten Aufsatz, dass er seinen Prozess nicht verliert, sondern gewinnt.

3.

Josef K. selbst wird von Franz Kafka nicht als der beschrieben, der die sich stellenden Rätsel entschlüsseln, die ihn bedrängenden sozialen Verhältnisse durchschauen würde, eher im Gegenteil. Josef K. wird in seinem Prozess, und zwar je stärker er gegen diesen zur Wehr sich setzt, umso stärker übers Ohr gehauen, dieses seinerseits in einer verschleierten, von ihm auch im Nachhinein kaum je durchschauten Weise. Das geht so weit, dass er im Rahmen der gegen ihn geführten Attacken die ihn Attackierenden, die ihm gegenüber Bedrängnis vortäuschen, leichtgläubig sogar zu Hilfe eilen will, er noch dann um Unschuld sich bemüht. Das bedeutet für den *Prozess*, dass Franz Kafka darin gar niemanden vorsieht, die oder der zur Entschlüsselung der sich stellenden Rätsel und damit zur Erhellung der sozialen Verhältnisse schreiten würde. Die dem *Prozess* zugrunde gelegten sozialen Verhältnisse sollen, so die Konzeption Kafkas, genauso erscheinen, wie sie erscheinen wollen, als undurchschaubare nämlich, das heisst als solche, die Menschen wie Josef K. vor unauflösbare Rätsel stellen. Diese Konzeption Kafkas, die bei Erzählungen wie *Vor dem Gesetz* problemlos funktioniert, führt bei einem Roman wie dem *Prozess* zu dramaturgischen, mit der Frage der Chronologie der geschilderten Episoden zusammenhängenden Schwierigkeiten.

Von Kafkas Niederschrift des *Prozesses* wird berichtet, dass Kafka zuerst parallel das Anfangs- und das Schlusskapitel schrieb.[5] Das Anfangskapitel beschreibt die Verhaftung von Josef K. am Morgen von dessen dreissigstem Geburtstag, das Schlusskapitel die Hinrichtung von Josef K. am Vorabend von dessen einunddreissigstem Geburtstag. Damit hatte Kafka, so wird berichtet,[6] zum Vornherein chronologisch einen Anfangs- und einen Schlusspunkt für den Roman gesetzt, um den selbigen respektive den Prozess gegen Josef K. innerhalb eines Jahres chronologisch ablaufen lassen zu können. Die dementsprechend angestrebte chronologische Darstellung alleine jedoch impliziert eine Logik im Ablauf, eine Erklärung vom zeitlich Nach- mit dem zeitlich Vorgängigen, das heisst annäherungsweise immer das, was Kafka genau verhindern will, eine Entschlüsselung der Rätsel durch die Beteiligten, insbesondere durch Josef K. Dazu wollte Kafka es mit sehr guten Gründen nicht kommen lassen, was im Manuskript auch für einzelne der integrierten Kapitel dazu führte, dass bei ihnen gar nicht klar auszumachen ist, warum sie von Kafka nicht an anderer Stelle im Roman platziert wurden. Kafka musste selber den geplanten chronologischen Ablauf verwischen, den Roman ‚ausei-

[5] Vgl. *Nachbemerkung von Malcolm Pasley*, in: Kafka: *Der Process (Originalfassung)*, op.cit., S. 282.
[6] Vgl. ebda.

nanderlaufen‘ lassen, um auf diese Weise die Rätselhaftigkeit des Prozesses aufrechterhalten zu können.

Eines der von Kafka in den Roman nicht integrierten Kapitelfragmente trägt den Titel *Staatsanwalt*.[7] Mit dem Staatsanwalt ist Staatsanwalt Hasterer gemeint, ein an einem gewöhnlichen Gericht arbeitender Mann, der mit Josef K. befreundet ist und von dem Josef K., selber nicht Jurist, sondern Prokurist, einen vornehmen Platz an einem exklusiven, von Hasterer geführten Stammtisch von Richtern, Staatsanwälten und Advokaten zugesprochen erhält. Diese Freundschaft nunmehr wird vom Bankdirektor, dem Vorgesetzten von Josef K., scharf gerügt, in dem Sinne nämlich, dass es für Josef K. als erstem Prokuristen der Bank nicht opportun sei, in einer derart vertraulichen Beziehung zu einem Staatsanwalt zu stehen. Josef K. kann die Rüge nicht nachvollziehen und dementsprechend reagiert er nicht auf sie. Die auch im hier vorgelegten Aufsatz vorgenommene Auslegung dieses Kapitelfragments lautet dahingehend, dass die Freundschaft von Josef K. zum Staatsanwalt eines von mehreren Momenten darstellt, derentwegen Josef K. der Prozess gemacht wird. Franz Kafka aber eben möchte die sozialen Verhältnisse und ihre Prozesse als undurchschaubar demonstrieren. Hätte er das Kapitelfragment zum Staatsanwalt in den Roman, womöglich noch vor dem jetzt an erster Stelle stehenden Kapitel zur Verhaftung eingefügt, wofür es chronologisch betrachtet gute Gründe gäbe, dann hätte es seine Konzeption, die Verhältnisse als undurchschaubare zu demonstrieren, gefährdet, wenn nicht sogar zerstört. Es wäre im Roman dann ja an prominenter Stelle auf ein Motiv für Verhaftung und Prozess gegen Josef K. zwar implizit, aber an besonderer Stelle hingewiesen, dadurch das Rätsel im Roman selber entschlüsselt worden. Im Gleichen hätte ein solches Einfügen dem jetzigen Beginn des Romans, der Verhaftung von Josef K., sein gleichermassen Schockartiges wie Rätselhaftes genommen. Franz Kafka will die Verhaftung von Josef K. gerade ja, und dieses *ist* seine Konzeption, als ein Unerklärliches vorstellen, als ein die Verhafteten mit voller, überraschender Wucht Treffendes.

Für die Konzeption Kafkas spricht klarerweise, dass solche Verhaftungen und Prozesse, wie er sie im *Prozess* schildert, in unserer gesellschaftlichen Wirklichkeit tatsächlich auch vorkommen. Und er will sie auch genauso zeigen, wie sie in der Perspektive eines Verhafteten, wie sie im *Prozess* in der Perspektive von Josef K. im wahrsten Sinne des Wortes erfahren werden. Selbstredend stellt Kafka sich kritisch dazu, wobei seine Kritik im Erzählten selber eben, in nuce in *Vor dem Gesetz*, einzig und allein durch das dem Protagonisten sich stellende Rätsel sich zeigt, sich zeigen darf.

4.

Im Unterschied zur Erzählung *Vor dem Gesetz*, in der nur der um Recht Nachsuchende und der Türhüter vorkommen, lässt Franz Kafka im *Prozess* viele weitere Personen auftreten, was den Roman soziologisch vielfältiger und überhaupt erst zu einem Roman macht. Durch die grössere Zahl von Menschen erscheint die Lage von Josef K. im Vergleich zur Erzählung insofern noch hermetischer, als praktisch alle Menschen um ihn

[7] Vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 201ff.

herum die ungewöhnlichen Prozesse und auch den gegen ihn geführten akzeptieren. Josef K. wird sogar von seinem Onkel dazu gedrängt, dem Prozess sich zu fügen.

Von allen im ungewöhnlichen Prozess Stehenden ist Josef K. der einzige, der Widerstand gegen seinen Prozess leistet. Die Frage nunmehr, weshalb Josef K. zum Widerstand fähig ist, die anderen Angeklagten aber nicht, stellt ein zweites dramaturgisches Problem des *Prozesses* dar. Josef K. wohnt und arbeitet in der reichen Innenstadt, hat sich in kurzer Zeit zum ersten Prokuristen einer grossen Bank empor gearbeitet, war im städtischen Kunstverein engagiert, besucht regelmässig einen prominenten Stammtisch, gehört den höheren Klassen an. Wie alle anderen Angeklagten steht er ganz in jener Gesellschaft drin, aus der heraus die ungewöhnlichen Prozesse geführt werden. Wenn es nun aber die eigene Gesellschaft, mehr noch die eigene Klasse ist, die den Angeklagten den Prozess macht und der selbige zugleich von praktisch niemandem sonst aus dieser Gesellschaft oder Klasse in Frage gestellt wird, dann wird es ungeheuer schwierig für die Betroffenen, dem Prozess nicht sich zu fügen. Es gibt ja, dieses *ist* die Anlage des *Prozesses*, für die Angeklagten und genauso für Josef K. nur das Drinnen in der Gesellschaft und also im Prozess, kein draussen. Alles ist Prozess. Deshalb knicken alle Angeklagten, denen ein solcher Prozess gemacht wird, auch sofort ein und fügen sich. Warum Josef K. nicht?

Franz Kafka versuchte dieses zweite Problem, wie schon das erste die Chronologie betreffende, bereits bei der gleichzeitigen anfänglichen Niederschrift des ersten und des letzten Kapitels seines Romans zu lösen. In diesen beiden Kapiteln nämlich, und nur in diesen beiden Kapiteln, lässt Josef K. mit Fräulein Bürstner eine ausserordentliche Figur auftreten. Fräulein Bürstner ist, so wird es hier ausgelegt, in indirekter Weise dafür zuständig, Josef K. zu Beginn, das heisst in der der morgendlichen Verhaftung folgenden Nacht, auf seinen widerständigen Weg zu bringen, sowie am Ende, das heisst auf dem abendlichen Weg zu seiner Hinrichtung, darin zu bestärken, auch seinen letzten Weg noch mit Würde zu gehen, mit derjenigen Würde, die ihm im Prozess geraubt werden sollte. Franz Kafka fügt die Figur von Fräulein Bürstner, so die Auslegung, als sein *alter ego*, als seine Komplizin in den Roman künstlich ein, um sicher zu stellen, dass Josef K. im Gegensatz zu den anderen Angeklagten seinem Verstand und damit seiner Würde von Anfang bis Ende die Treue halten, dem Prozess widerstehen kann. Hierin auch besteht der entscheidende Unterschied zwischen Josef K. und dem in der Erzählung *Vor dem Gesetz* auftretenden Mann vom Lande, der den prozessualen Weg ganz so geht, wie er aus Sicht des Prozesses gegangen werden soll.

Wie Josef K., der zwar verhaftet, aber nicht festgesetzt ist, am Abend nach der Verhaftung auf Fräulein Bürstner wartet, kommt diese von einem Theaterbesuch zurück. Das Theater verweist auf die phantastische Welt, die auch die des Schriftstellers Franz Kafka ist, kaum jedoch diejenige von Josef K., dem ersten Prokuristen einer grossen Bank. Josef K. selber ist überzeugt davon, dass ihm die Fähigkeiten, die ihn in der Bank rasch aufsteigen liessen, dazu verhelfen, auch von seinem Prozess sich zu befreien. Doch dem ist nicht so, ist auch bei den anderen Angeklagten nicht so. Josef K. bedarf jener seinen Kreisen normalerweise unzugänglichen, von Fräulein Bürstner repräsentierten phantastischen Welt. Erst dank dieser Welt, die in der wirklichen Welt keinen Platz haben darf, wird es Josef K. möglich, über seinen Prozess reflexiv, mittels Gebrauch des

Verstandes sich zu erheben. Durch seine unwahrscheinlichen Begegnungen mit Fräulein Bürstner wird Josef K.s Widerstandskraft auf ganz indirekte, implizite Weise entfacht und bestärkt.

Indem Franz Kafka die sozialen Verhältnisse einzig und allein so zeigen will, wie sie sich in der unterstellten Wirklichkeit für Josef K. zeigen, als in sich geschlossene, undurchschaubare, dürfte Fräulein Bürstner im Roman eigentlich gar nicht vorkommen. Käme sie aber nicht vor, bliebe hinwiederum Josef K.s aussergewöhnliche Widerstandskraft unerklärt. Also muss der Roman diesbezüglich notwendig brüchig werden, muss Kafka Fräulein Bürstner zwar auftreten, nach dem mitternächtlichen Gespräch mit Josef K. unvermittelt aber auch wieder aus dem Roman verschwinden lassen, um sie ganz am Ende ebenso unvermittelt vor ihm wieder auftauchen zu lassen. Der Prozess gegen Josef K. beginnt im Grunde erst mit dem zweiten Kapitel, der *Ersten Untersuchung*, und endet mit dem zweitletzten Kapitel, *Im Dom*. Das erste und das letzte Kapitel jedoch sind entscheidend für seinen Verlauf, das heisst dafür, dass Josef K. seinem Prozess zu widerstehen vermag.

5.

Franz Kafka lässt bei Josef K. einen Charakterzug hervortreten, der bei einem in die Verhältnisse voll integrierten Menschen eher überrascht. Gemeint ist Josef K.s immer wieder durchscheinende enorme Naivität. Sie zeigt sich darin, dass Josef K. überhaupt nicht zu erkennen vermag, dass ein derart freundschaftliches Verhältnis, wie er es zu Staatsanwalt Hasterer pflegt, für den ersten Prokuristen einer grossen Bank gemäss den als normal angesehenen Gepflogenheiten nicht opportun ist. Josef K. vermag von den ungewöhnlichen Prozessen erst dann Kenntnis zu nehmen und solche Prozesse überhaupt erst für möglich zu halten, wie er selber unmittelbar in einem solchen drinsteht. Auch in seinem Prozess selber wird er Mal für Mal hinters Licht geführt, ohne dass er die Intrige als solche durchschauen würde. Er scheint Intrigen überhaupt nicht zu kennen. Das ist für jemanden, der sich in kurzer Zeit zum ersten Prokuristen einer grossen Bank emporarbeitete, eher ungewöhnlich, stellt in Kafkas *Prozess* ein – wie hier angenommen wird – drittes dramaturgisches Problem dar.

Indem Josef K. der einzige unter den Angeklagten sein soll, der dem *Prozess* widersteht, obwohl er wie jene in die gesellschaftlichen Verhältnisse integriert ist, muss Kafka ihn zugleich als sehr besonderen Menschen zeigen. Diese Besonderheit nun eben besteht in seiner grundlegenden Naivität, wobei vielleicht gar zu sagen wäre, dass eine solche Naivität Menschen zu erfahrungsfähigen, besonderen, würdigen überhaupt erst macht. Josef K.s Naivität ist für ihn in seinem Prozess auch nicht, wie es auf den ersten Blick erscheint, ein Nachteil, sondern ein Vorteil. Indem er im Unterschied zu den anderen Angeklagten von der Bedeutung des über ihn hereinbrechenden Prozesses nicht weiss, gibt er diesem auch nicht sofort nach. Er insistiert naiv auf seiner Unschuld, damit weiterhin auf seinem Verstand, sucht nach Aufklärung und Auflösung seiner plötzlich schwierig gewordenen Lage. Dementsprechend wartet er in der Pension am Abend nach der Verhaftung stundenlang auf die Heimkehr von Fräulein Bürstner, um von ihr zu erfahren, was sie von seiner morgendlichen Verhaftung weiss. Solches hätten die anderen Angeklagten, von ihrer Chancenlosigkeit sofort überzeugt, nicht mehr getan.

Aus seiner Naivität heraus gerade auch gelangt Josef K. zu einem klaren und richtigen Urteil über den gegen ihn geführten Prozess und über die einen solchen Prozess ermöglichenden sozialen Verhältnisse. Schon bei der ersten Untersuchung stellt er fest, dass es sich bei der den Prozess unmittelbar gegen ihn führenden Beamtenschaft um eine korrupte Bande handelt. Gegen Ende des *Prozesses* gelangt er zum provisorischen Urteil, dass in einer Welt, die einen solchen Prozess möglich macht, die Lüge zur Weltordnung gemacht sei. Es ist das Urteil von einem, der gar nicht entlarven oder aufdecken will, weil er, in einem guten Sinne naiv, annimmt, dass alle ihn umgebenden Menschen Menschen sind, keiner mit Vorsatz schuldig sich machen will. Alleine aufgrund der von ihm in seinem Prozess gemachten Erfahrungen gelangt Josef K. zu einem überzeugenden Urteil über die solche Prozesse ermöglichende Welt, auch wenn er deren Betrügereien im Einzelnen nicht zu durchschauen vermag. Es ist das Urteil eines naiv-unschuldig gebliebenen Menschen, eines Menschen vielleicht überhaupt.

Franz Kafka stellt in einer Tagebucheintragung vom 24. Januar 1915 fest: „Ich lasse nichts nach von meiner Forderung nach einem phantastischen nur für meine Arbeit berechnetem Leben, sie [Felice Bauer] will stumpf gegen alle stummen Bitten das Mittelmass, die behagliche Wohnung, Interesse für die Fabrik, reichliches Essen, Schlaf von 11 Uhr abends an, geheiztes Zimmer, *stellt meine Uhr, die seit einem ¼ Jahr um 1 ½ Stunden vorausgeht, auf die wirkliche Minute ein*.“[8] Kafka insistiert auf einer inneren Uhr, die auf sein, wie es im Zitierten heisst, phantastisches, nur für seine schriftstellerische Arbeit berechnetem Leben bezogen sein soll und mit der offiziellen Zeit nicht synchronisiert ist. Ganz analog rechnet er für seinen Protagonisten Josef K., nicht übereinstimmend mit dessen gesellschaftlicher Position, mit einer inneren Uhr, die nicht im Gleichschritt mit der von den Verhältnissen vorgeschriebenen Zeitrechnung läuft. Josef K. ist sowohl beim Termin der ersten Untersuchung als auch beim Termin im Dom nach ‚wirklicher‘ Uhrzeit zu spät dran.[9] Das naive Festhalten an der anders laufenden inneren Uhr bedeutet für Josef K., hier in Übereinstimmung mit dem Schriftsteller Kafka, seinem Verstand, seiner Würde die Treue zu halten. Diese innere Uhr musste ‚lediglich‘ noch gegen seinen Prozess, was nur von aussen möglich war und dank der von aussen kommenden Fräulein Bürstner möglich wurde, in Schwung gebracht werden und bis ins Ende in Schwung gehalten bleiben.

Franz Kafka gibt im Roman zwar Hinweise darauf, warum es bei Josef K. zu einem derart gesellschaftlich Naiven und Asynchronen überhaupt kommen konnte. Josef K. war schon als Kind weitgehend auf sich alleine gestellt. Doch vermögen solche biographische Ableitungen nicht recht zu überzeugen. Wenn soziale Erschwernisse beim einen Menschen dazu führen, dass er umso stärker seinen Verstand gebraucht, führen sie beim anderen zu einem umso geringeren Gebrauch, in der Folge zu einer umso besinnungsloseren Einordnung in die sozialen Verhältnisse. Das Besondere eines Menschen, das ihn als solchen gerade auszeichnet, lässt aus den gesellschaftlichen Verhältnissen, in denen er aufgewachsen ist, gerade nicht sich ableiten. Dieses hinwiederum spricht für die von Kafka zugelassene Brüchigkeit der Figur von Josef K. Wider-

[8] Zitiert in: *Nachbemerkung von Malcolm Pasley*, in: Kafka: *Der Process (Originalfassung)*, op.cit., S. 285 (kursiv im Zitat von Paisley).
[9] Vgl. ebda.

stand gegen totale soziale Verhältnisse bedarf einer solchen genau. Jedenfalls kommt bei Josef K. eine wie von innerer Natur den Verstand ankurbelnde Kraft dazu, eine Kraft, die wohl in jedem Menschen wirkt, in den meisten Fällen aber, infolge des Drucks durch die sozialen Verhältnisse, verdrängt ist.

6.

Max Brod hält im Nachwort zur ersten Ausgabe vom *Prozess* von 1925 fest,[10] dass dem ‚grossen Papierbündel' des Romanmanuskripts eine Erzählung beigelegen habe, nämlich die Erzählung *Ein Traum*. Die Erzählung wurde von Kafka selber nicht in den Roman integriert, sondern separat veröffentlicht.[11] Darin träumt Josef K. seinen Tod infolge des, so sei hier angenommen, gegen ihn laufenden Prozesses. In seinem Traum will Josef K. spazieren gehen, findet dabei unvermittelt auf einem Friedhof sich wieder. Josef K. sieht auf diesem Friedhof, wie es wörtlich im Traum heisst, sehr künstliche, unpraktisch gewundene Wege, wie sie, so hier die Auslegung, für seinen Prozess typisch sind. Josef K. gleitet, so wiederum wörtlich, über einen solchen Weg wie auf einem reissenden Wasser in unerschütterlicher Haltung. Dieses Traumbild zeigt überaus offen den dem Prozess widerstehenden Josef K. In dieser Haltung nun strebt Josef K. sofort einem in der Ferne erblickten Erdhügel zu, der plötzlich neben ihm auftaucht, sodass Josef K. rasch zu ihm hinspringen muss. Hier wird er von einem zur Inschrift auf dem frisch eingepflanzten Grabstein ansetzenden Künstler erwartet: „Hier ruht …". Jeder Buchstabe erscheint, so Kafka wörtlich, wie rein und schön, tief geritzt und in vollkommenem Gold. Wie der Künstler zur Niederschrift des Namens von Josef K. ansetzen will, kommt er nicht vorwärts, schaut verlegen zu Josef K. Dieser seinerseits ist, so bei Kafka wiederum wörtlich, untröstlich über die Lage des Künstlers, beginnt zu weinen und schluchzt lange in die vorgehaltenen Hände. Erst als der Künstler, so Kafka weiter, wütend mit einem Fuss in den Grabhügel stampft, versteht Josef K., lässt sich ins Grab gleiten, sieht noch, wie sein Name mit mächtigen Zieraten über den Stein gleitet.

So sehr der Künstler Josef K. vermittels Fräulein Bürstner zu seinem besonderen Widerstand verhelfen ‚muss', dann auch noch mit einem Fuss in den Grabhügel stampfen ‚muss', so sehr ‚muss' Josef K. umgekehrt dem Künstler durch seinen von selbst auf sich genommenen frühzeitigen Tod zur Vollendung der Schrift verhelfen. Nur so kann die selbige, kann der Roman als solcher zum zierlich-mächtigen Ausdruck der Möglichkeit der Menschen werden, die Würde wider das von den sozialen Verhältnissen Geforderte zu wahren. Dieser zierlich-mächtige Ausdruck verdankt sich dem naiv gebliebenen Menschen, dem Menschen überhaupt, der sein Leben hergibt, um wider den Prozess die phantastische, utopische Möglichkeit der Menschheit insgesamt zu einem durch Gebrauch des Verstandes geführten würdigen Leben aufrechtzuerhalten.

Die Erzählung *Ein Traum* gehört zum Roman, weil sie zum Verständnis des darin Geschilderten beiträgt. Sie gehört nicht zum Roman, weil die darin gezeigten sozialen Verhältnisse als undurchschaubare erscheinen sollen, als eine von Josef K. zwar mit allen Sinnen erfahrene, aber von ihm nicht zu durchschauende Welt. Freilich ist diese von

[10] Vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., Nachwort des Herausgebers (1925), S. 229.
[11] Vgl. Franz Kafka: Ein Traum. In: Ders.: Sämtliche Erzählungen. Herausgegeben von Hans Raabe. Fr.a.M.: Fischer Taschenbuch Verlag 1987: S. 145-147.

Franz Kafka dem *Prozess* unterstellte Welt eine von Menschen gemachte und also doch durchschaubare. Der Künstler selber durchschaut sie, weshalb er die Schrift, mit einem Bleistift sogar, derart traumhaft schön einzugravieren versteht. Dieses Durchschauen-Können verdankt sich ‚nur' sekundär den reflexiven Fähigkeiten des Künstlers, primär dem Protagonisten, der in einer unmenschlichen Welt ein würdiger Mensch bleibt, dafür sein Leben hergibt.

Franz Kafka lässt Josef K. im *Prozess* den Plan erwägen, selber eine Eingabe ans ungewöhnliche, ihn attackierende Gericht zu verfassen. Da es beim Verfassen einer solchen Eingabe während des Tages immer gleich zu Störmanövern von Seiten der gegen ihn Prozessierenden käme, müsste Josef K. die Eingabe nachts schreiben. Er setzt den Plan dann allerdings nicht um, scheint dazu auch kaum in der Lage, da er selber ja, im Unterschied zum Künstler, mitten drin in einem Prozess steht. Hätte er die Eingabe nichtsdestotrotz verfasst, wäre unter Umständen, so könnte man sich vorstellen, der jetzt vorliegende Roman entstanden. Eine solche Schrift hätte Josef K. zwar nicht befreit von seinem Prozess, hätte gar noch schneller zu seiner Hinrichtung geführt, wäre aber zu einem Plädoyer für die Menschenwürde und damit für ein menschengemässes würdiges Leben geworden. Der von Kafka verfasste *Prozess* selber ist, so hier die Auslegung, ein solches Plädoyer.

7.

Franz Kafka verfasste das Manuskript zu seinem Roman *Der Prozess* zwischen August 1914 und Januar 1915.[12] Das Manuskript blieb unvollendet, wurde zu Lebzeiten von Franz Kafka (1883-1924) nicht veröffentlicht. Max Brod, der zusammen mit Franz Kafka und zwei weiteren Freunden über viele Jahre hinweg einen Diskussionskreis bildete, sorgte dafür, dass das von Kafka hinterlassene Manuskript als Roman im Jahr 1925 erstmals publiziert wurde.[13] Im hinterlassenen Manuskript war die Kapitelfolge noch nicht abschliessend festgelegt, waren einzelne Kapitel unvollendet, fanden sich zudem Kapitelfragmente, die in den Text nicht integriert waren.

Für die Niederschrift des hier vorgelegten Aufsatzes bildete diese textliche Grundlage kein Hindernis. Es geht darin um die Erschliessung der dem *Prozess* zugrunde liegenden sozialen Verhältnisse vermittels Entschlüsselung der sich stellenden Rätsel.[14] Von eben diesen Verhältnissen wird angenommen, dass sie Kafka von allem Anfang an klar vor Augen standen, sie ihm analog auch in seinen anderen Erzählungen und Romanen vor Augen standen. Hätte Kafka seine Arbeit am *Prozess* fortgesetzt, wäre dementsprechend hinsichtlich der von ihm dem Roman zugrunde gelegten sozialen Verhältnisse keine weitere Entwicklung zu erwarten gewesen.

Allerdings rechnet Kafka damit, dass die sozialen Verhältnisse in immer neuer Weise und mit Hilfe von immer neuen Verschleierungstricks sich undurchschaubar machen. Das bedeutet für den Roman selber, dass im Prozess gegen Josef K., und zwar umso stärker, je mehr Josef K. Widerstand leistet, umso mehr neue Tricks gegen ihn in An-

[12] Vgl. *Nachbemerkung von Malcolm Pasley*, in: Franz Kafka: Der Process. Roman. Originalfassung, Fr.a.M.: Fischer Taschenbuch Verlag 2017: S. 281-285.
[13] Vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., Nachwort des Herausgebers (1925), S. 229ff.
[14] Vgl. dazu schon oben, 1. Abschnitt.

schlag gebracht werden. Jeder neue Anschlag kommt, so die Annahme, von ganz unerwarteter Seite, woher, lässt sich jeweils nicht voraussagen, erscheint oft wie improvisiert vom ungewöhnlichen Gericht, welches sich, so die Auslegung, aufgrund des Widerstands von Josef K. zu immer neuen Anschlägen gegen ihn gezwungen sieht. Dieses nunmehr, im Fall von Widerstand immer neue Anschläge zu improvisieren, *ist*, so die Annahme, wesentlich auch der Prozess, wie Kafka ihn zeigen möchte.

Dieses hinwiederum bedeutet, dass innerhalb der von Kafka vorgelegten Kapitelfolge, die nicht nur, aber wesentlich aus einer willkürlichen Abfolge von rätselhaften Attacken gegen Josef K., oft von mehreren rätselhaften Attacken innerhalb eines einzigen Kapitels gegen ihn besteht, eine Systematik nicht gegeben ist. Für den hier vorgelegten Aufsatz hatte dieses zur Folge, dass er in Entschlüsselung der Rätsel und Erschliessung der sozialen Verhältnisse einen sehr feingliedrigen Aufbau sich geben musste, mit insgesamt 35 Abschnitten von je etwa sechs Seiten, manchmal etwas mehr, manchmal etwas weniger. Durch die Abschnitte hindurch werden die Einzelrätsel, dadurch zunehmend immer besser das Grundrätsel des Prozesses entschlüsselt, sowie auch immer besser bestimmt, in welcher, schliesslich umfassend bestimmten Weise Josef K. seinen Prozess gewinnt.

Es handelt sich beim Aufsatz um eine immanente Analyse des *Prozesses*, was gerade nicht meint, dass darin alles ‚eins zu eins' aus dem Text erschlossen würde. Eine solche Immanenz ist, und eben erst recht in Kafkas *Prozess*, in welchem undurchschaubar sich machende soziale Verhältnisse in aller Konsequenz vorgeführt sein wollen, unmöglich. Eine immanente Analyse scheint ohne Spekulation ganz allgemein nicht möglich zu sein. Im *Prozess* jedenfalls müssen, um das im Text unmittelbar Erzählte entschlüsseln zu können, Annahmen über etwas getroffen werden, das unsichtbar ist, Annahmen über die undurchschaubar sich machenden sozialen Verhältnisse. Hierbei beruht bereits die Feststellung, dass Kafka dem *Prozess* undurchschaubar sich machende Verhältnisse unterstellt, auf einer aus dem Text unmittelbar nicht zu erschliessenden Annahme.

Im hier vorgelegten Aufsatz wird mit dem jeweils in Gedankenstrichen gesetzten Zusatz, dass es sich bei der vorgetragenen Erklärung jetzt um eine Annahme handelt, auf die vollzogene Spekulation immer explizit hingewiesen. Wo der Zusatz fehlt, werden Erklärungen gegeben, die sich aus dem Romantext unmittelbar erschliessen lassen, insofern nicht fraglich sind. Dieses Vorgehen ermöglicht es den Leserinnen und Lesern des Aufsatzes, nicht nur zu erkennen, wo darin wie spekuliert wird, sondern zugleich für sich zu überlegen, ob die Spekulation als plausibel oder nicht plausibel erachtet wird. Selbstredend strebte der hier Schreibende, und darin bestand der Kern seiner Arbeit am *Prozess*, die grösstmögliche Plausibilität an. Wie weit es gelungen ist, liegt im Urteil der Leserin, des Lesers.

Das Vorgehen sei an einem Beispiel illustriert. Wenn Kafka den Advokaten von Josef K. sagen lässt, dass es in den Prozessen, wie er, Josef K., einen habe, ganz einfache und besonders schwierige Fälle gibt, dann ist diese Aussage zunächst deshalb verwirrend oder sogar unverständlich, weil in den Prozessen die Schuld der Angeklagten – was für sich bereits eine Annahme darstellt – zum Vornherein feststeht, so gesehen zwischen

einfachen und schwierigen Fällen überhaupt nicht unterschieden werden müsste. Es wird in den geschilderten Prozessen aber – so die weitergehende Annahme – ernsthaft und nicht bloss zur Täuschung zwischen den beiden Fällen unterschieden. Man steht damit nicht nur als Josef K., sondern auch als Leserin oder Leser vor einem Rätsel. Wenn man einer solchen Verwirrung oder vielmehr einem solchen Rätsel nun aber mit aller gedanklichen Konsequenz nachgeht, und dabei, und zwar spekulierend eben, sich fragt, was denn das Ziel der Prozesse mit Bezug auf die Angeklagten sein könnte, lässt das eben vorgetragene Rätsel sich entschlüsseln, lassen im Gleichen die es hervorbringenden sozialen Verhältnisse sich erschliessen. Zugleich kann dabei die besondere Stellung von Josef K., der in der Sicht der gegen ihn Prozessierenden ein besonders schwieriger Fall darstellt, geklärt werden.

Der hier vorgelegte Aufsatz hält sich mit einigen wenigen Ausnahmen recht genau an die Kapitelabfolge des Manuskripts von Kafka, wobei auch einzelne derjenigen Kapitelfragmente verwendet werden, die Kafka in seinem Manuskript noch nicht in den Roman integriert hatte, inklusive der von Kafka separat veröffentlichten Erzählung *Ein Traum*. Es kommt innerhalb des Aufsatzes, in Entschlüsselung des Rätsels, jedoch auch zu Vorgriffen auf spätere Passagen des Romans und umgekehrt zu Rückgriffen auf frühere Passagen. Der grundlegende chronologische Verlauf des Romans, von Kafka selber noch nicht abschliessend festgelegt, kann beim Lesen des Aufsatzes jedoch unmittelbar nachvollzogen werden. Es ist auch nicht nötig, den *Prozess* vor der Lektüre des Aufsatzes (nochmals) gelesen zu haben. Es gilt vielmehr das Umgekehrte, dass nach Lektüre des hier vorgelegten Aufsatzes die Lektüre des Romans umso spannender, vielseitiger und aufklärender werden kann. Man liest ihn dann aus einer ganz neuen Perspektive, in einem neuen Licht.

Um den Leserinnen und Lesern des Aufsatzes sowohl den Verlauf des *Prozesses*, wie Franz Kafka ihn schildet, sowie in der Folge die dazu vorgenommenen spekulativen Entschlüsselungen leicht nachvollziehbar zu machen, wird aus dem Roman ausführlich zitiert. Bei der Auswahl der Zitate wurde zudem darauf geachtet, dass immer auch diejenigen Passagen wiedergegeben sind, die besonders rätselhaft und also besonders schwer zu erschliessen sind. Die Zitate aus dem Roman sind mit eigenem Blocksatz und kleinerer Schrift vom Fliesstext deutlich abgehoben und mit Nummern versehen (Zitate Z.1, Z.2, Z.3 usw.). Dank der Nummerierung kann im Fliesstext leicht von überall her auf die Zitate Bezug genommen und können Querbezüge hergestellt werden.

Um der grossen Bedeutung der Wortwahl Kafkas für die vorgenommene Analyse Nachdruck zu verleihen, sind die im Fliesstext des Aufsatzes von Kafka übernommenen Formulierungen und Begriffe in kursivem Schriftstil gehalten. Wenn die übernommenen Formulierungen und Begriffe im unmittelbar zuvor gemachten Zitat enthalten sind, sind sie nur durch den kursiven Schriftstil gekennzeichnet, nicht aber mit einer Fussnote respektive einem Nachweis versehen. Hier dann ist das kursiv Geschriebene also, und man kann beim Lesen auch sofort nachschauen, im unmittelbar zuvor Zitierten enthalten. Wenn die übernommenen Formulierungen und Begriffe nicht im unmittelbar zuvor Zitierten enthalten sind, dann sind sie in aller Regel mit einer Fussnote versehen und es wird in der Fussnote angegeben, entweder aus welcher Seite des Romans oder aus welchem früher Zitierten – mittels Angabe der Nummer des Zitats – sie entnommen

sind. Die dritte Variante kursiver Hervorhebung bezieht sich auf von Kafka häufig verwendete Begriffe wie Prozess, Angeklagter, Gericht, usw. oder Namen wie Josef K., Frau Grubach, Advokat Huld, usw. Diese Begriffe oder Namen sind im Fliesstext des Aufsatzes ebenfalls immer kursiv geschrieben, bleiben hier dann aber ohne Nachweis. Bei alledem gibt es immer auch Grenzfälle von Begriffen oder Formulierungen, die von Kafka stammen und im Aufsatz auch häufig zitiert werden, die aber nicht derart selbstverständlich sind, dass nicht ab und zu doch angegeben werden müsste, wo sie bei Kafka genau stehen. Es betrifft dieses Ausdrücke wie höhere Klassen, hohe Behörden, unterste Beamtenschaft, grosser Prozess usw. In diesen Fällen werden die Nachweise dann, wenn die Formulierung in einem neuen Abschnitt zum ersten Mal wieder vorkommt, nochmals gegeben, bei Wiederholungen innerhalb dieses Abschnitts dann aber nicht mehr. Sie sind aber immer in kursiver Schrift gehalten.

Innerhalb des Aufsatzes wird auf den expliziten Einbezug von Sekundärliteratur verzichtet. Dieses hinwiederum heisst gerade nicht, dass nicht grundlegende Einflüsse von anderen Autorinnen und Autoren darin sich geltend machen würden. Hierfür wäre an erster Stelle auf das Werk von Imre Kertész (1929-2016) hinzuweisen, das ja ganz erheblich von Kafkas Einsichten durchdrungen ist. Wenn der hier vorgelegte Aufsatz zum Schluss gelangt, dass Josef K. seinen Prozess in einem bestimmten Sinne gewinnt, dann verdankt sich die Tatsache, dass der hier Schreibende einen solchen Schluss überhaupt nur schon in Erwägung ziehen konnte, wesentlich dem Werk von Imre Kertész. Sodann ist auf die kritische Theorie von Max Horkheimer (1895-1973) und Theodor W. Adorno (1903-1969) hinzuweisen, welcher der hier Schreibende ebenfalls sehr viel verdankt. Ohne die kritische Theorie hätte der hier Schreibende eine wesentliche Voraussetzung für die Lektüre von Kafkas *Prozess*, nämlich, soziale Verhältnisse als gleichermassen total wie unwahr begreifen und kritisieren zu können, gar nicht gehabt. Er wäre auf die jetzt umgesetzte Idee, die dem *Prozess* zugrunde liegenden sozialen Verhältnisse zu erschliessen, überhaupt nicht gekommen. Als Einzelwerke wäre als bedeutsam für den hier Schreibenden und seinen Aufsatz der Roman *Mrs Dalloway* von Virginia Woolf (1882-1941), das Gedicht *Die schwersten Wege* von Hilde Domin (1909-2006) und das Gedicht *Da ich ein Knabe war* von Friedrich Hölderlin (1770-1843) zu nennen. Erwähnt seien zudem die Schauspielerin/Sängerin Marlene Dietrich (1901-1992), hier speziell deren Lied *Sag mir, wo die Blumen sind*, die Sängerin Janis Joplin (1943-1970) und der Sänger Leonard Cohen (1934-2016). Es wären viele, viele weitere Werke Dritter zu nennen, ganz zu schweigen von den diversen unbewussten Einflüssen.

Der hier Schreibende (*1959) ist Soziologe von Beruf. Er beschäftigte sich sein Leben lang intensiv mit soziologischen, philosophischen, sozialgeschichtlichen und psychologischen Fragen. Er machte dieses, nicht zuletzt dank der eben erwähnten Bezüge, möglichst immer in einer die Sachen offen durchdenkenden, in diesem Sinne kritisch zu nennenden Weise. Dieses Denken hat im hier vorliegenden Aufsatz zu einer, den Schreibenden selber überraschenden besonderen Kristallisation gefunden. Dieses seinerseits verdankt sich zu allererst Franz Kafka, dem enormen Schriftsteller und zugleich enormen (impliziten) Soziologen. Für den hier vorgelegten Aufsatz musste der Roman ‚nur' gründlich gelesen, gründlich durchdacht werden. Das Resultat ist die hier vorgeleg-

te Soziologie totalitärer sozialer Verhältnisse, totalitärer sozialer Verhältnisse zugleich, denen Menschen, die an ihrer menschlichen Würde festhalten, zu widerstehen vermögen.

Der Aufsatz wurde, die langwierigen Vorüberlegungen, die zur jetzt vorliegenden ‚Methodik' überhaupt erst führten, nicht einberechnet, im Zeitraum von ziemlich genau zwei Jahren geschrieben, zwischen Sommer 2019 und Sommer 2021. Nach Rückmeldungen von Kolleginnen und Kollegen auf den Entwurf vom August 2021 – ihnen allen herzlichen Dank! – konnte der Aufsatz anfangs 2022 zur hier jetzt publizierten Schlussfassung fertiggestellt werden.

I. Die Verhaftung von Josef K. und der Grund dafür

Für *Josef K.* verläuft das morgendliche Erwachen, ausgerechnet an seinem *dreissigsten Geburtstag*[15], nicht wie gewohnt.

(Z.1)

Jemand musste Josef K. verleumdet haben, denn ohne dass er etwas Böses getan hätte, wurde er eines Morgens verhaftet. Die Köchin der Frau Grubach, seiner Zimmervermieterin, die ihm jeden Tag gegen acht Uhr früh das Frühstück brachte, kam diesmal nicht. Das war noch niemals geschehen. K. wartete noch ein Weilchen, sah von seinem Kopfkissen aus die alte Frau, die ihm gegenüber wohnte und die ihn mit einer an ihr ganz ungewöhnlichen Neugier beobachtete, dann aber, gleichzeitig befremdet und hungrig, läutete er. Sofort klopfte es und ein Mann, den er in dieser Wohnung noch niemals gesehen hatte, trat ein. Er war schlank und doch fest gebaut, er trug ein anliegendes schwarzes Kleid, das ähnlich den Reiseanzügen, mit verschiedenen Falten, Taschen, Schnallen, Knöpfen und einem Gürtel versehen war und infolgedessen, ohne dass man sich darüber klar wurde, besonders praktisch erschien. „Wer sind Sie?“ fragte K. und sass gleich halb aufrecht im Bett. Der Mann aber ging über die Frage hinweg, als müsse man seine Erscheinung hinnehmen, und sagte bloss seinerseits: „Sie haben geläutet?“ „Anna soll mir das Frühstück bringen“, sagte K. und versuchte, zunächst stillschweigend, durch Aufmerksamkeit und Überlegung festzustellen, wer der Mann eigentlich war. Aber dieser setzte sich nicht allzulange seinen Blicken aus, sondern wandte sich zur Tür, die er ein wenig öffnete, um jemandem, der offenbar knapp hinter der Tür stand, zu sagen: „Er will, dass Anna ihm das Frühstück bringt.“ Ein kleines Gelächter im Nebenzimmer folgte, es war nach dem Klang nicht sicher, ob nicht mehrere Personen daran beteiligt waren. Obwohl der fremde Mann dadurch nichts erfahren haben konnte, was er nicht schon früher gewusst hätte, sagte er nun doch zu K. im Tone einer Meldung: „Es ist unmöglich.“ „Das wäre neu“, sagte K., sprang aus dem Bett und zog rasch seine Hosen an. „Ich will doch sehen, was für Leute im Nebenzimmer sind und wie Frau Grubach diese Störung mir gegenüber verantworten wird.“ Es fiel ihm zwar gleich ein, dass er das nicht hätte laut sagen müssen und dass er dadurch gewissermassen ein Beaufsichtigungsrecht des Fremden anerkannte, aber es schien ihm jetzt nicht wichtig. Immerhin fasste es der Fremde so auf, denn er sagte: „Wollen Sie nicht lieber hierbleiben?“ „Ich will weder hierbleiben, noch von Ihnen angesprochen werden, solange Sie sich mir nicht vorstellen.“ „Es war gut gemeint“, sagte der Fremde und öffnete nun freiwillig die Tür. Im Nebenzimmer, in das K. langsamer eintrat, als er wollte, sah es auf den ersten Blick fast genau so aus wie am Abend vorher. Es war das Wohnzimmer der Frau Grubach, vielleicht war in diesem mit Möbeln, Decken, Porzellan und Photographien überfüllten Zimmer heute ein wenig mehr Raum als sonst, man erkannte das nicht gleich, umso weniger, als die Hauptveränderung in der Anwesenheit eines Mannes bestand, der beim offenen Fenster mit einem Buch sass, von dem er jetzt aufblickte, „Sie hätten in Ihrem Zimmer bleiben sollen! Hat es Ihnen denn Franz nicht gesagt?“ „Ja. Was wollen Sie denn?“ sagte K. und sah von der neuen Bekanntschaft zu dem mit Franz Benannten, der in der Tür stehengeblieben war, und dann wieder zurück. Durch das offene Fenster erblickte man wieder die alte Frau, die mit wahrhaft greisenhafter Neugierde zu dem jetzt gegenüberliegenden Fenster getreten war, um auch weiterhin alles zu sehen. „Ich will doch Frau Grubach –“, sagte K., machte eine Bewegung, als reisse er sich von den zwei Männern los, die aber weit von ihm entfernt standen, und wollte weitergehen. „Nein“, sagte der Mann beim Fenster, warf das Buch auf ein Tischchen und stand auf. „Sie dürfen nicht weggehen, Sie sind ja verhaftet.“[16]

[15] Vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 9.
[16] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 7f.

Josef K. kann bei sich keine Schuld auffinden, die eine solche *Verhaftung* rechtfertigen würde. Es wird im Verlauf seines *Prozesses* dann gar sich erweisen, dass ihm nie jemand eine solche Schuld vorzeigen wird und auch gar nicht vorzeigen will. Gleichwohl hat man ihn *verhaftet*.

Die Art und Weise nun aber, wie *Josef K.* innerhalb seiner Welt sich verhält,[17] sowie die Tatsache, dass ihm eine Schuld überhaupt nicht nachgewiesen werden will, lässt auf den wirklichen Grund seiner *Verhaftung* schliessen. *Josef K.* wird – so die Annahme – analog wie alle anderen wie er *Verhafteten* deshalb *verhaftet*, weil er *nichts Böses getan hat*, weil er *unschuldig* ist. Seine *Unschuld* oder eben dann Schuld besteht darin – so die weitergehende Annahme –, dass er seine Entscheidungen zu gewissenhaft und zu unabhängig trifft, er zu sehr versucht, in Prüfung der Sachen eben diesen Sachen gerecht zu werden. Da praktisch jeder Mensch irgendeinmal unabhängig zu prüfen beginnt und dazu sein Gewissen zu Rate zieht, kann freilich – so die Annahme – praktisch jeder in diesem Sinne unter Verdacht geraten und also *verhaftet* werden. So gesehen kann es jeden treffen. Und noch ein dementsprechend *unschuldiges* Verhalten kann immer auch auf einer Unterstellung beruhen. Am wahrscheinlichsten aber trifft es – so die weitergehende Annahme – Menschen mit einem ausgebildeten Gewissen, Menschen wie *Josef K.* Am wenigsten wahrscheinlich trifft es Menschen, deren Gewohnheit es ist, ohne Zögern im Sinne der Verhältnisse sich *schuldig* zu machen, Menschen, die ein Bemühen um *Unschuld* nicht kennen.

Von alledem nun aber, wie überhaupt von den laufenden ungewöhnlichen *Prozessen* weiss *Josef K.* gar nicht. Er ahnt nicht einmal, dass Derartiges in der Realität vorkommen kann und tatsächlich auch vorkommt. Er kann sich nicht vorstellen, dass man ihm mit seiner *Verhaftung* – so die die noch zu begründende Annahme – nichts weniger als seine Lebensberechtigung als ein Mensch, damit gezielt sein Geborensein absprechen will. Aus diesem Grund ist seine *Verhaftung* – so die Annahme – ausgerechnet auf seinen *Geburtstag* angesetzt worden. Die beiden ihn *verhaftenden* Männer wissen – so die Annahme – um die Bedeutung einer solchen Verhaftung, weshalb sie sich sofort und wie selbstverständlich ein *Beaufsichtigungsrecht* über ihn zuschreiben. Schon ihre Kleidung soll es zum Ausdruck bringen. Der ins *Zimmer* tretende Mann, vom anderen als *Franz* angesprochen, *trägt ein anliegendes schwarzes Kleid, das ähnlich den Reiseanzügen, mit verschiedenen Falten, Taschen, Schnallen, Knöpfen und einem Gürtel versehen ist*. Das uniformähnliche Kleid *erscheint* nicht nur *besonders praktisch*, sondern verstärkt im Gleichen den Eindruck, dass die es Tragenden, vorgeblich mit allem Möglichen und Unmöglichem ausgestattet, über alle Macht verfügen.

> **(Z.2)**
>
> K. wollte sich setzen, aber nun sah er, dass im ganzen Zimmer keine Sitzgelegenheit war, ausser dem Sessel beim Fenster. „Sie werden noch einsehen, wie wahr das alles ist“, sagte Franz und ging gleichzeitig mit dem andern Mann auf ihn zu. Besonders der letztere überragte K. bedeutend und klopfte ihm öfters auf die Schulter. Beide prüften K.s Nachthemd und sagten, dass er jetzt ein viel schlechteres Hemd werde anziehen müssen, dass sie aber dieses Hemd wie auch seine übrige Wäsche aufbewahren und, wenn seine Sache günstig ausfallen sollte, ihm wieder zurückgeben würden. „Es ist besser, Sie geben die Sachen uns als ins Depot“, sagten sie, „denn im Depot kommen

[17] Vgl. dazu nachstehend, Abschnitt II und Abschnitt IV.

> öfters Unterschleife vor und ausserdem verkauft man dort alle Sachen nach einer gewissen Zeit, ohne Rücksicht, ob das betreffende Verfahren zu Ende ist oder nicht. Und wie lange dauern doch derartige Prozesse, besonders in letzter Zeit! Sie bekämen dann schliesslich allerdings vom Depot den Erlös, aber dieser Erlös ist erstens an sich schon gering, denn beim Verkauf entscheidet nicht die Höhe des Angebotes, sondern die Höhe der Bestechung, und weiter verringern sich solche Erlöse erfahrungsgemäss, wenn sie von Hand zu Hand und von Jahr zu Jahr weitergegeben werden." K. achtete auf diese Reden kaum, das Verfügungsrecht über seine Sachen, das er vielleicht noch besass, schätzte er nicht hoch ein, viel wichtiger war es ihm, Klarheit über seine Lage zu bekommen; in Gegenwart dieser Leute konnte er aber nicht einmal nachdenken, immer wieder stiess der Bauch des zweiten Wächters – es konnten ja nur Wächter sein – förmlich freundschaftlich an ihn, sah er aber auf, dann erblickte er ein zu diesem dicken Körper gar nicht passendes trockenes, knochiges Gesicht mit starker, seitlich weggedrehter Nase, das sich über ihn hinweg mit dem anderen Wächter verständigte. Was waren denn das für Menschen? Wovon sprachen sie? Welcher Behörde gehörten sie an? K. lebte doch in einem Rechtsstaat, überall herrschte Friede, alle Gesetze bestanden aufrecht, wer wagte, ihn in seiner Wohnung zu überfallen?"[18]

Die beiden Männer, die sich gegenüber *Josef K.* als *Wächter* ausgeben,[19] sind sich sicher – so die Annahme –, dass ein solcher *Prozess*, wie er jetzt gegen *Josef K.* begonnen hat, von den Betroffenen nicht gewonnen werden kann, dass *Josef K.s Sache günstig* gar nicht *ausfallen* kann. Wenn der *zweite Wächter förmlich freundschaftlich mit dem Bauch an Josef K. stösst*, ist es – so die Annahme – gerade nicht freundschaftlich gemeint, sondern soll bedeuten, dass man mit ihm als einem *Verhafteten* wie mit allen *Verhafteten* umspringen, ihn wie eine Kugel beliebig herumschieben könne. *Josef K.* wird, so das – angenommene – Kalkül der beiden *Wächter*, sein Hab und Gut sowieso verlieren, weshalb die beiden versuchen, wie sie es bei solchen *Verhaftungen* immer machen, möglichst viel davon gleich für sich abzuzweigen. Sie werden auch gleich *Josef K.s Frühstück verzehren*.[20]

Josef K. will die Rechtmässigkeit seiner *Verhaftung* überprüfen und verlangt von den ihn *verhaftenden Wächtern* den *Verhaftbefehl*.[21] Gleichzeitig weist er seine *Legitimationspapiere* vor.[22] Die *beiden Wächter* gehen nicht darauf ein, stattdessen weist der eine ihn auf das *Gesetz* hin, auf dessen Grundlage die *Verhaftung* vorgeblich erfolge.

> **(Z.3)**
>
> „Sie führen sich ärger als ein Kind auf. Was wollen Sie denn? Wollen Sie Ihren grossen, verfluchten Prozess dadurch zu einem raschen Ende bringen, dass Sie mit uns, den Wächtern, über Legitimation und Verhaftbefehl diskutieren? Wir sind niedrige Angestellte, die sich in einem Legitimationspapier kaum auskennen und die mit Ihrer Sache nichts anderes zu tun haben, als dass sie zehn Stunden täglich bei Ihnen Wache halten und dafür bezahlt werden. Das ist alles, was wir sind, trotzdem aber sind wir fähig, einzusehen, dass die hohen Behörden, in deren Dienst wir stehen, ehe sie eine solche Verhaftung verfügen, sich sehr genau über die Gründe der Verhaftung und die Person des Verhafteten unterrichten. Es gibt darin keinen Irrtum. Unsere Behörde, soweit ich sie kenne, und ich kenne nur die niedrigsten Grade, sucht doch nicht etwa die Schuld in der Bevölkerung, sondern wird, wie es im Gesetz heisst, von der Schuld angezogen und muss uns Wächter ausschicken. Das ist Gesetz. Wo gäbe es da ei-

[18] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 8f.
[19] Vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 8.
[20] Vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 10.
[21] Vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 10f.
[22] Ebda.

> nen Irrtum?“ „Dieses Gesetz kenne ich nicht“, sagte K. „Desto schlimmer für Sie“, sagte der Wächter.[23]

Die *Wächter* geben auf die eine Seite hin zu verstehen, dass sie *nichts anderes zu tun haben, als zehn Stunden täglich bei Josef K. Wache zu halten*. Der *Aufseher*, mit dem *Josef K.* es auch noch zu tun bekommen wird,[24] wird wörtlich festhalten: *Diese Herren hier und ich sind für Ihre Angelegenheit vollständig nebensächlich, ja wir wissen sogar von ihr fast nichts.*[25] Auf die andere Seite hin heben die *Wächter*, in krassem Widerspruch dazu, hervor, dass sie *trotzdem aber* die Rechtmässigkeit der *Verhaftung einzusehen fähig* seien. Sie geben zu wissen vor, dass es ein *Gesetz* gebe, auf dessen Grundlage die *Verhaftung* von *Josef K.* zu erfolgen habe, weshalb hinsichtlich der *Verhaftung* von *Josef K. kein Irrtum* bestehen könne.

Das von den *Wächtern* gegen *Josef K.* angeführte, in Wirklichkeit – so die Annahme – die *Unschuld* verfolgende vorgebliche *Gesetz* lässt sich aus der mit menschlicher Vernunft verknüpften Würde der Menschen nicht herleiten, sondern steht im genauen Widerspruch dazu. Das *Gesetz* stellt – so die Annahme – nichts mehr, aber auch nichts weniger als ein widermenschlich Gesetztes dar, damit die Negation eines jeglichen von Menschen gemachten Gesetzes. Es kann ein *Gesetz* nicht sein, oder nur ein – so die Annahme – fälschlich unterstelltes, und weil es ein solches nicht sein kann, *kennt Josef K. es* auch *nicht*.

Die *beiden Wächter* schicken *Josef K.* zuerst zurück in sein *Zimmer*. Während er hier im ersten Augenblick sich noch einredet, wegen seines *Geburtstages* das Opfer eines Scherzes von Kollegen geworden zu sein,[26] denkt er zugleich an ein möglicherweise doch sehr ernst zu Nehmendes.

> **(Z.4)**
> Es wunderte K., wenigstens aus dem Gedankengang der Wächter wunderte es ihn, dass sie ihn in das Zimmer und ihn hier allein gelassen hatten, wo er doch zehnfache Möglichkeit hatte, sich umzubringen. Gleichzeitig allerdings fragte er sich, diesmal aus seinem Gedankengang, was für einen Grund er haben könnte, es zu tun. Etwa weil die zwei nebenan sassen und sein Frühstück abgefangen hatten? Es wäre so sinnlos gewesen, sich umzubringen, dass er, selbst wenn er es hätte tun wollen, infolge der Sinnlosigkeit dazu nicht imstande gewesen wäre. Wäre die geistige Beschränktheit der Wächter nicht so auffallend gewesen, so hätte man annehmen können, dass auch sie, infolge der gleichen Überzeugung, keine Gefahr darin gesehen hätten, ihn allein zu lassen. Sie mochten jetzt, wenn sie wollten, zusehen, wie er zu einem Wandschränkchen ging, in dem er einen guten Schnaps aufbewahrte, wie er ein Gläschen zuerst zum Ersatz des Frühstücks leerte und wie er ein zweites Gläschen dazu bestimmte, sich Mut zu machen, das letztere nur aus Vorsicht für den unwahrscheinlichen Fall, dass es nötig sein sollte.[27]

Josef K. kann nicht wissen – so die Annahme –, dass die *Prozesse*, wie einer jetzt gegen ihn angestrengt wird, den Zweck verfolgen, die *Angeklagten* in die Selbstverurteilung und in einem bestimmten Sinne dann auch in den Selbstmord zu treiben.[28] Die *bei-*

---

[23] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 11.
[24] Vgl. nachstehend.
[25] Vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 15.
[26] Vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 9f.
[27] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 13.
[28] Vgl. dazu nachstehend, insbesondere Abschnitt XXIII.

den Wächter riskieren – so dann also die Annahme – nichts, ihn im *Zimmer allein zu lassen*, sondern es entspräche sogar ihrer idealen Vorstellung vom *Prozess*, wenn der selbige mit seinem Beginn auch gleich sein Ende fände. *Josef K.* ahnt spontan etwas vom Monströsen des gegen ihn gestarteten *Prozesses*, weshalb ihm die Möglichkeit zum Selbstmord durch den Kopf geht, doch findet er so wenig einen vernünftigen *Grund*, *es zu tun*, so wenig er einen vernünftigen Grund für seine *Verhaftung* findet.

Die *beiden Wächter* rufen nach *Josef K.* und führen ihn ins *Zimmer* von *Fräulein Bürstner*, einer ebenfalls in der *Pension* wohnenden, jetzt aber abwesenden jungen Frau.[29] Hinter dem in die *Mitte des Zimmers gerückten Nachttischchens* sitzt mit dem *Aufseher* ein dritter an der *Verhaftung* beteiligter Mann. Zudem *stehen in einer Ecke des Zimmers drei junge Leute, die sich die Photographien des Fräulein Bürstner ansehen*.[30] [31]

(Z.5)

„Josef K.?“ fragte der Aufseher, vielleicht nur um K.s zerstreute Blicke auf sich zu lenken. K. nickte. „Sie sind durch die Vorgänge des heutigen Morgens wohl sehr überrascht?“ fragte der Aufseher und verschob dabei mit beiden Händen die wenigen Gegenstände, die auf dem Nachttischchen lagen, die Kerze mit Zündhölzchen, ein Buch und ein Nadelkissen, als seien es Gegenstände, die er zur Verhandlung benötigte. „Gewiss“, sagte K., und das Wohlgefühl, endlich einem vernünftigen Menschen gegenüberzustehen und über seine Angelegenheit mit ihm sprechen zu können, ergriff ihn. „Gewiss, ich bin überrascht, aber ich bin keineswegs sehr überrascht.“ „Nicht sehr überrascht?“ fragte der Aufseher und stellte nun die Kerze in die Mitte des Tischchens, während er die anderen Sachen um sie gruppierte. „Sie missverstehen mich vielleicht“, beeilte sich K. zu bemerken. „Ich meine“, hier unterbrach sich K. und sah sich nach einem Sessel um. „Ich kann mich doch setzen?“ fragte er. „Es ist nicht üblich“, antwortete der Aufseher. „Ich meine“, sagte nun K. ohne weitere Pause, „ich bin allerdings sehr überrascht, aber man ist, wenn man dreissig Jahre auf der Welt ist und sich allein hat durchschlagen müssen, wie es mir beschieden war, gegen Überraschungen abgehärtet und nimmt sie nicht zu schwer. Besonders die heutige nicht.“ „Warum besonders die heutige nicht?“ „Ich will nicht sagen, dass ich das Ganze für einen Spass ansehe, dafür scheinen mir die Veranstaltungen, die gemacht wurden, doch zu umfangreich. Es müssten alle Mitglieder der Pension daran beteiligt sein und auch Sie alle, das ginge über die Grenzen eines Spasses. Ich will also nicht sagen, dass es ein Spass ist.“ „Ganz richtig“, sagte der Aufseher und sah nach, wieviel Zündhölzchen in der Zündhölzchenschachtel waren. „Andererseits aber“, fuhr K. fort und wandte sich hierbei an alle und hätte gern sogar die drei bei den Photographien sich zugewendet, „andererseits aber kann die Sache auch nicht viel Wichtigkeit haben. Ich folgere das daraus, dass ich angeklagt bin, aber nicht die geringste Schuld auffinden kann, wegen deren man mich anklagen könnte. Aber auch das ist nebensächlich. Die Hauptfrage ist, von wem bin ich angeklagt? Welche Behörde führt das Verfahren? Sind Sie Beamte? Keiner hat eine Uniform, wenn man nicht Ihr Kleid“ – hier wandte er sich an Franz – „eine Uniform nennen will, aber es ist doch eher ein Reiseanzug. In diesen Fragen verlange ich Klarheit, und ich bin überzeugt, dass wir nach dieser Klarstellung voneinander den herzlichsten Abschied werden nehmen können." Der Aufseher schlug die Zündhölzchenschachtel auf den Tisch nieder. „Sie befinden sich in einem grossen Irrtum“, sagte er. „Diese Herren hier und ich sind für Ihre Angelegenheit vollständig nebensächlich, ja wir wissen sogar von ihr fast nichts. Wir könnten die regelrechtesten Uniformen tragen, und Ihre Sache würde um nichts schlechter stehen. Ich kann Ihnen auch durchaus nicht sagen, dass Sie angeklagt sind oder vielmehr, ich weiss nicht, ob Sie es sind. Sie sind verhaftet, das ist richtig, mehr weiss ich nicht. Vielleicht haben die Wächter etwas anderes geschwätzt, dann ist es eben nur Ge-

[29] Vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 14.
[30] Vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 14.
[31] Auf die ‚Funktion‘ der *drei jungen Leute* wird unten, in Abschnitt VI, näher eingegangen.

> schwätz gewesen. Wenn ich nun aber auch Ihre Fragen nicht beantworte, so kann ich Ihnen doch raten, denken Sie weniger an uns und an das, was mit Ihnen geschehen wird, denken Sie lieber mehr an sich. Und machen Sie keinen solchen Lärm mit dem Gefühl Ihrer Unschuld, es stört den nicht gerade schlechten Eindruck, den Sie im übrigen machen. Auch sollten Sie überhaupt im Reden zurückhaltender sein, fast alles, was Sie vorhin gesagt haben, hätte man auch, wenn Sie nur ein paar Worte gesagt hätten, Ihrem Verhalten entnehmen können, ausserdem war es nichts für Sie übermässig Günstiges.“[32]

Da die *Verhafteten* selber – so die Annahme – trotz oder wegen ihrer *Unschuld* der *Schuld* sich bezichtigen sollen, wird es – so die weitergehende Annahme – von den den *Prozess* Führenden nicht gerne gesehen, wenn sie, so wie *Josef K.* es tut, auf ihrer *Unschuld* insistieren. Dieses ja bedeutet Widerstand gegen den *Prozess*. Aus diesem Grund – so die Annahme – ermahnt der *Aufseher Josef K.*, *lieber mehr an sich zu denken und keinen solchen Lärm mit dem Gefühl seiner Unschuld zu machen*. Tatsächlich entnimmt der *Aufseher* den Worten von *Josef K.*, was er bereits *seinem Verhalten entnommen* hat, nämlich – so die Annahme –, dass er zumindest jetzt noch nicht bereit ist, dem *Prozess* sich zu fügen.

Josef K. ist überzeugt von seiner *Unschuld* und *kann*, wie er sagt, *nicht die geringste Schuld auffinden, wegen deren man ihn anklagen könnte*. *Josef K.* stellt, zusammen mit der unausgesprochenen, im Raum stehenden Anklage, sogleich auch die Legitimität der ihn *verhaftenden* Personen in Frage. Das ist der Moment, wo der *Aufseher*, den Widerstand von *Josef K.* wie brechen wollend, *die Zündhölzchenschachtel auf den Tisch niederschlägt*. Für den *Aufseher* steht – so die Annahme – die *Schuld* von *Josef K.* wie die von jedem wie er *Verhafteten* zum Vornherein fest. Wenn ein *Verhafteter*, so wie *Josef K.* es tut, auf seiner *Unschuld* insistiert, dann wird dieses – so die Annahme – vom *Aufseher* und allgemein von den Prozessierenden gar nicht als ein Entlastendes, sondern gerade umgekehrt als Bestätigung der unterstellten *Schuld* aufgefasst.

Gegen Ende seines *Prozesses* wird *Josef K.* dem *Gefängniskaplan*[33] die Frage stellen, ob *Menschen überhaupt schuldig sein können*.

> **(Z.6)**
> „Ich bin aber nicht schuldig“, sagte K., „es ist ein Irrtum. Wie kann denn ein Mensch überhaupt schuldig sein. Wir sind hier doch alle Menschen, einer wie der andere.“ “Das ist richtig“, sagte der Geistliche, „aber so pflegen die Schuldigen zu reden.“[34]

Die Feststellung von *Josef K.*, dass *hier doch alle Menschen sind, einer wie der andere*, wäre seinerseits in Frage zu stellen. *Josef K.* stellt mit Bezug auf die *Wächter* selber sich ja die Frage, *was denn das für Menschen seien*.[35] Kann bei *Menschen*, die das Bemühen um *Unschuld* als *Schuld* auslegen, von *Menschen* noch gesprochen werden? *Josef K.* kann sich – so die Annahme – nicht vorstellen, dass es solche, dann unmenschlichen Nicht-Menschen geben kann, doch hat er – so die Annahme – insofern Recht, als noch in einem Unmenschen, wie verdrängt auch immer, ein wirklicher Mensch steckt. Zugleich, und darauf will – so die Annahme – *Josef K.* hinaus, stellt sich

[32] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 14ff.
[33] Zum Wortgebrauch vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 179.
[34] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 180.
[35] Vgl. oben, Zitat Z.2.

dort, wo von *Menschen* wirklich gesprochen werden kann, in der Tat die Frage, ob diese überhaupt *schuldig* sein können. Wirkliche Menschen freilich – so die Annahme – scheint man in der Welt, in der *Josef K.* lebt, gar nicht zu wollen, erklärt sie deshalb zu den *Schuldigen.* Deshalb lautet die vom *Gefängniskaplan* gegebene Antwort, dass es die *Schuldigen sind*, die, so wie *Josef K.* es tut, auf die *Menschen* und deren *Unschuld* insistieren. Die *Prozesse* zielen – so die Annahme – im Kern auf *Menschen*.

II. Die allermeisten Menschen wissen um die Prozesse: die Nachbarn, Frau Grubach

Die allermeisten Menschen wissen – so die Annahme – um die besonderen *Prozesse*, wie einer gegen *Josef K.* geführt wird. *Die alte Frau, die ihm gegenüber wohnt und die* ihn an diesem *Morgen*, wie er noch im Bett liegt, *mit einer an ihr ganz ungewöhnlichen Neugier beobachtet*,[36] weiss es auch. Sie hat die *Wächter* – so die Annahme – an deren *Kleidern*, die einem *Reiseanzug* ähnlich sind,[37] erkannt und ableiten können, dass in der *Pension*, die von den *Wächtern* aufgesucht wird, jemand *verhaftet* wird. Der Einzige, der als *Verhafteter* in Frage kommt, ist derjenige, der, während die *Wächter* nebenan warten, noch friedlich schläft. Die *alte Frau* will die *Verhaftung* mitverfolgen und wechselt dazu, wenn *Josef K.* das Zimmer wechselt, selber das ihrige.[38] Sie *zerrt* zudem *einen noch viel älteren Greis zum Fenster*,[39] um mit diesem zusammen das Schauspiel mit zu verfolgen.[40] Und es gesellt sich noch ein jüngerer Mann dazu.

> **(Z.7)**
>
> Im gegenüberliegenden Fenster lagen wieder die zwei Alten, doch hatte sich ihre Gesellschaft vergrössert, denn hinter ihnen, sie weit überragend, stand ein Mann mit einem auf der Brust offenen Hemd, der seinen rötlichen Spitzbart mit den Fingern drückte und drehte.[41]

Josef K. ärgert sich über die Zudringlichkeit der Leute.

> **(Z.8)**
>
> Drüben war noch die Gesellschaft beim Fenster und schien nur jetzt dadurch, dass K. ans Fenster herangetreten war, in der Ruhe des Zuschauens ein wenig gestört. Die Alten wollten sich erheben, aber der Mann hinter ihnen beruhigte sie. „Dort sind auch solche Zuschauer“, rief K. ganz laut dem Aufseher zu und zeigte mit dem Zeigefinger hinaus. „Weg von dort“, rief er dann hinüber. Die drei wichen auch sofort ein paar Schritte zurück, die beiden Alten sogar noch hinter den Mann, der sie mit seinem breiten Körper deckte und, nach seinen Mundbewegungen zu schliessen, irgend etwas auf die Entfernung hin Unverständliches sagte. Ganz aber verschwanden sie nicht, sondern schienen auf den Augenblick zu warten, in dem sie sich unbemerkt wieder dem Fenster nähern könnten. „Zudringliche, rücksichtslose Leute!“ sagte K., als er sich ins Zimmer zurückwendete.[42]

---

[36] Vgl. oben, Zitat Z.1.
[37] Vgl. oben, Zitat Z.1.
[38] Vgl. oben, Zitat Z.1.
[39] Vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 12.
[40] Vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 12.
[41] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 14.
[42] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 16f.

So sehr die meisten Menschen von den ungewöhnlichen *Prozessen* wissen, so sehr unterscheiden sie sich – so die Annahme – darin, ob sie diese offen gutheissen oder lediglich stillschweigend hinnehmen. Wer kritische Fragen zu den *Prozessen* stellt oder deren Existenz nur schon thematisiert, riskiert damit – so die Annahme –, selber unter Verdacht zu geraten und in einen solchen *Prozess* gezogen zu werden.[43] Die Gruppe am Fenster signalisiert mit ihrer offenen *Neugier* – so die Annahme – ihre Zustimmung zu dem von ihnen Verfolgten, nimmt damit Partei für den besonderen Vorgang der *Verhaftung*, damit zugleich gegen *Josef K. Josef K.* spürt es sofort, reagiert deshalb – so die Annahme – empört auf die *zudringliche* Zuschauerschaft.

Er selber stellt hinsichtlich des Wissens um die *Prozesse* – so die Annahme – eine grosse Ausnahme dar, dürfte eine grosse Ausnahme auch unter den gleich wie er *Verhafteten* darstellen. Es hat zu tun – so die weitergehende Annahme – mit seiner ausserordentlichen Naivität, die er sich trotz seiner gesellschaftlichen Integration zu bewahren vermochte.[44] Sie genau auch – so die Annahme – lässt ihn jetzt seinen ganzen Verstand mobilisieren, in jeder Hinsicht prüfen, was da jetzt mit ihm geschieht. Andere *Verhaftete*, die um die Bedeutung eines solchen *Prozesses* zum Vornherein wissen, geben – so die Annahme – sehr viel rascher auf.

Am Abend des Tages seiner *Verhaftung* will *Josef K.*, der zwar *verhaftet*, aber nicht eingesperrt ist, sondern nur ständig *bewacht* und immer wieder *verhört* wird,[45] noch mit *Frau Grubach*, seiner *Zimmervermieterin* sprechen. Er hofft, von ihrer Seite Zuspruch zu erhalten.

> **(Z.9)**
> Er hätte geradewegs in sein Zimmer gehen können, aber da er mit Frau Grubach sprechen wollte, klopfte er gleich an ihre Türe an. Sie sass mit einem Strickstrumpf am Tisch, auf dem noch ein Haufen alter Strümpfe lag. K. entschuldigte sich zerstreut, dass er so spät komme, aber Frau Grubach war sehr freundlich und wollte keine Entschuldigung hören, für ihn sei sie immer zu sprechen, er wisse sehr gut, dass er ihr bester und liebster Mieter sei. K. sah sich im Zimmer um, es war wieder vollkommen in seinem alten Zustand, das Frühstücksgeschirr, das früh auf dem Tischchen beim Fenster gestanden hatte, war auch schon weggeräumt. „Frauenhände bringen doch im stillen viel fertig“, dachte er, er hätte das Geschirr vielleicht auf der Stelle zerschlagen, aber gewiss nicht hinaustragen können. Er sah Frau Grubach mit einer gewissen Dankbarkeit an. „Warum arbeiten Sie noch so spät?“ fragte er. Sie sassen nun beide am Tisch, und K. vergrub von Zeit zu Zeit seine Hand in die Strümpfe. „Es gibt viel Arbeit“, sagte sie, „während des Tages gehöre ich den Mietern; wenn ich meine Sachen in Ordnung bringen will, bleiben mir nur die Abende.“ „Ich habe Ihnen heute wohl noch eine aussergewöhnliche Arbeit gemacht?“ „Wieso denn?“ fragte sie, etwas eifriger werdend, die Arbeit ruhte in ihrem Schosse. „Ich meine die Männer, die heute früh hier waren.“ „Ach so“, sagte sie und kehrte wieder in ihre Ruhe zurück, „das hat mir keine besondere Mühe gemacht.“ K. sah schweigend zu, wie sie den Strickstrumpf wieder vornahm. Sie scheint sich zu wundern, dass ich davon spreche. Desto wichtiger ist es, dass ich es tue. Nur mit einer alten Frau kann ich davon sprechen. „Doch, Arbeit hat es gewiss gemacht“, sagte er dann, „aber es wird nicht wieder vorkommen.“ „Nein, das kann nicht wieder vorkommen“, sagte sie bekräftigend und lächelte K. fast wehmütig an. „Meinen Sie das ernstlich?“ fragte K. „Ja“, sagte sie leiser, „aber vor allem dürfen Sie es nicht zu schwer nehmen. Was geschieht nicht alles in der Welt! Da Sie

[43] Vgl. dazu schon oben, Einleitendes Exposé, 2. Abschnitt.
[44] Vgl. dazu schon oben, Einleitendes Exposé, 5. Abschnitt.
[45] Vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 18.

> so vertraulich mit mir reden, Herr K., kann ich Ihnen ja eingestehen, dass ich ein wenig hinter der Tür gehorcht habe und dass mir auch die beiden Wächter einiges erzählt haben. Es handelt sich ja um Ihr Glück und das liegt mir wirklich am Herzen, mehr als mir vielleicht zusteht, denn ich bin ja bloss die Vermieterin. Nun, ich habe also einiges gehört, aber ich kann nicht sagen, dass es etwas besonders Schlimmes war. Nein. Sie sind zwar verhaftet, aber nicht so wie ein Dieb verhaftet wird. Wenn man wie ein Dieb verhaftet wird, so ist es schlimm, aber diese Verhaftung –. Es kommt mir wie etwas Gelehrtes vor, entschuldigen Sie, wenn ich etwas Dummes sage, es kommt mir wie etwas Gelehrtes vor, das ich zwar nicht verstehe, das man aber auch nicht verstehen muss.“[46]

Die Bemerkung von *Frau Grubach*, dass *Josef K. ihr bester und liebster Mieter sei*, spielt – so die Annahme – auf sein allgemeines Bemühen um *Unschuld* an. Er, der *erster Prokurist in einer Bank*[47] ist und also höherrangig wie sie, *redet* mit Menschen wie ihr genauso wie mit Gleichrangigen oder Höherrangigen, notfalls so *vertraulich* wie jetzt gerade. Er erkennt allerdings nicht – so die Annahme –, dass sein um *Unschuld* sich bemühendes Verhalten von der anderen Seite, wie hier jetzt *Frau Grubach*, stillschweigend und entgegen dem vordergründigen Schein negativ eingeschätzt wird. Sie sieht es tatsächlich nämlich – so die Annahme – als Schwäche an, wenn Menschen über die geltende Rangordnung hinweg zu vertraulich und zu ehrlich zueinander werden. Die Tatsache sogar, dass *Josef K. Frau Grubach eine grössere Summe lieh*[48], wird – so die Annahme – im Allgemeinen und sogar auch von ihr, der Profitierenden, als Verstoss, wenn nicht gar als *Schuld* ausgelegt. Also heisst auch sie, wie es im Gespräch mit *Josef K.* deutlich wird, die *Verhaftung* gut, hat sie – so die Annahme – vor der *Verhaftung* mit den *Wächtern* sich verständigt und während der *Verhaftung*, wie sie selber es zugibt, *an der Türe gehorcht*.

Im Gespräch mit *Josef K.* bezeichnet *Frau Grubach* die *Verhaftung* als etwas, das man *zwar nicht versteht*, *aber auch nicht verstehen müsse*. Sie gibt zu, dass sie die *Verhaftung nicht versteht*, womit sie indirekt zwar einräumt, dass es sich um ein Irrationales sehr wohl handeln kann. Doch lässt sie es ungeprüft durchgehen, *wie etwas Gelehrtes*, *das sie nicht zu verstehen* brauche, aber *auch nicht verstehen* dürfe, weil dieses nur den höher gestellten Leuten vorbehalten sei. Auf diese Leute spielt *Frau Grubach* mit ihrem Hinweis auf das *Gelehrte* an. Die Frage, warum nur die höher gestellten Leute die *Verhaftungen verstehen* dürfen, hat für *Frau Grubach* ausser Betracht zu bleiben. Menschen wie sie haben – so die Annahme – früh in der Kindheit gelernt, dass sie an gewissen Dingen nicht rühren dürfen, ansonsten sie selbst in Gefahr geraten. Sie dürfen gar nicht erst in Versuchung kommen, *Verhaftungen* wie die von *Josef K. verstehen* zu wollen. Also schieben sie – so die Annahme – die Frage von sich weg und akzeptieren die *Verhaftungen* stillschweigend.

Josef K. selber beurteilt seine eigene *Verhaftung*, was ihm nur langsam klar wird, ganz anders als *Frau Grubach*.

---

[46] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 21f.
[47] Vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 39.
[48] Vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 29.

(Z.10)

„Es ist gar nichts Dummes, was Sie gesagt haben, Frau Grubach, wenigstens bin auch ich zum Teil Ihrer Meinung, nur urteile ich über das Ganze noch schärfer als Sie und halte es einfach nicht einmal für etwas Gelehrtes, sondern überhaupt für nichts. Ich wurde überrumpelt, das war es. Wäre ich gleich nach dem Erwachen, ohne mich durch das Ausbleiben der Anna beirren zu lassen, aufgestanden und ohne Rücksicht auf irgend jemand, der mir in den Weg getreten wäre, zu Ihnen gegangen, hätte ich diesmal ausnahmsweise etwa in der Küche gefrühstückt, hätte mir von Ihnen die Kleidungsstücke aus meinem Zimmer bringen lassen, kurz, hätte ich vernünftig gehandelt, so wäre nichts weiter geschehen, es wäre alles, was werden wollte, erstickt worden. Man ist aber so wenig vorbereitet. In der Bank zum Beispiel bin ich vorbereitet, dort könnte mir etwas Derartiges unmöglich geschehen, ich habe dort einen eigenen Diener, das allgemeine Telephon und das Bürotelephon stehen vor mir auf dem Tisch, immerfort kommen Leute, Parteien und Beamte, ausserdem aber und vor allem bin ich dort immerfort im Zusammenhang der Arbeit, daher geistesgegenwärtig, es würde mir geradezu ein Vergnügen machen, dort einer solchen Sache gegenübergestellt zu werden. Nun, es ist vorüber, und ich wollte eigentlich auch gar nicht mehr darüber sprechen, nur Ihr Urteil, das Urteil einer vernünftigen Frau, wollte ich hören und bin sehr froh, dass wir darin übereinstimmen. Nun müssen Sie mir die Hand reichen, eine solche Übereinstimmung muss durch Handschlag bekräftigt werden.“

Ob sie mir die Hand reichen wird? Der Aufseher hat mir die Hand nicht gereicht, dachte er und sah die Frau anders als früher, prüfend an. Sie stand auf, weil auch er aufgestanden war, sie war ein wenig befangen, weil ihr nicht alles, was K. gesagt hatte, verständlich gewesen war. Infolge dieser Befangenheit sagte sie aber etwas, was sie gar nicht wollte und was auch gar nicht am Platze war: „Nehmen Sie es doch nicht so schwer, Herr K.“, sagte sie, hatte Tränen in der Stimme und vergass natürlich auch den Handschlag. „Ich wüsste nicht, dass ich es schwer nehme“, sagte K., plötzlich ermüdet und das Wertlose aller Zustimmungen dieser Frau einsehend.[49]

Josef K. befindet sich – so wird angenommen – mit seiner Annahme, dass er bei grösserer *Geistesgegenwart* oder während der *Arbeit in der Bank* die *Verhaftung* hätte *abwenden* können, in einem sein Denken insgesamt charakterisierenden Irrtum. Er hätte die *Verhaftung* so oder so, an welchem Ort und in welcher Verfassung immer, nicht *abwenden* können. *Frau Grubach* ihrerseits nimmt, ebenfalls – wie angenommen – irrtümlich an, dass *Josef K.* seine infolge der *Verhaftung* entstandene Lage zwar erkennt, jedoch nicht bereit ist, wie es im Allgemeinen – so die Annahme – von den *Verhafteten* erwartet wird, dieser sich zu fügen. Er wolle seiner *Verhaftung*, die in ihren Augen irreversibel ist und deshalb *nicht wieder vorkommen kann*[50]*,* nicht sich ergeben, *nehme* es in diesem Sinn *zu schwer*. *Josef K.* hingegen *nimmt* es tatsächlich *nicht schwer*, weil er sich – so die Annahme – nicht vorstellen kann, dass es solche *Prozesse* gibt, und erst recht nicht, selber von so etwas betroffen zu werden. Entsprechend liest er die Aussage von *Frau Grubach*, *er solle es nicht so schwer nehmen*, als Stellungnahme für die erfolgte *Verhaftung* und damit gegen sich selber. Sie *reicht* ihm, wie er es von ihr *zur Bekräftigung der Übereinstimmung* erwartet hatte, tatsächlich auch *nicht die Hand*.

Josef K. hat – so die Annahme – zwar Recht mit seiner Auffassung, dass derart irrationale Vorgänge wie seine *Verhaftung* jeglicher menschlichen Vernunft widersprechen. Und in der Tat wäre diese Vernunft in der Lage, auch hinsichtlich seines *Prozesses alles, was werden wollte, zu ersticken.* Damit es dazu kommt, müsste die menschliche Vernunft in der Welt sich – so die Annahme – durchgesetzt haben, was jedoch, und

[49] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 22f.
[50] Vgl. oben, Zitat Z.9.

diesbezüglich befindet *Josef K.* sich im Irrtum, nicht der Fall ist. Also geht er, ebenso irrtümlich, davon aus, dass er schlicht *überrumpelt wurde,* er die *Verhaftung*, wäre er richtig wach gewesen, hätte *abwenden* können.

Die *Verhaftung* vom Morgen erfolgte im *Zimmer* der zu jener Zeit bereits zur Arbeit weggegangenen und also abwesenden *Fräulein Bürstner*. Deshalb erkundigt sich *Josef K.* bei *Frau Grubach* nach ihr.

> **(Z.11)**
> Bei der Tür fragte er noch: „Ist Fräulein Bürstner zu Hause?“ „Nein“, sagte Frau Grubach und lächelte bei dieser trockenen Auskunft mit einer verspäteten vernünftigen Teilnahme. „Sie ist im Theater. Wollten Sie etwas von ihr? Soll ich ihr etwas ausrichten?“ „Ach, ich wollte nur ein paar Worte mit ihr reden.“ „Ich weiss leider nicht, wann sie kommt; wenn sie im Theater ist, kommt sie gewöhnlich spät.“ „Das ist ja ganz gleichgültig“, sagte K. und drehte schon den gesenkten Kopf der Tür zu, um wegzugehen, „ich wollte mich nur bei ihr entschuldigen, dass ich heute ihr Zimmer in Anspruch genommen habe.“ „Das ist nicht nötig, Herr K., Sie sind zu rücksichtsvoll, das Fräulein weiss ja von gar nichts, sie war seit dem frühen Morgen noch nicht zu Hause, es ist auch schon alles in Ordnung gebracht, sehen Sie selbst.“ Und sie öffnete die Tür zu Fräulein Bürstners Zimmer. „Danke, ich glaube es“, sagte K., ging dann aber doch zu der offenen Tür. Der Mond schien still in das dunkle Zimmer. Soviel man sehen konnte, war wirklich alles an seinem Platz, auch die Bluse hing nicht mehr an der Fensterklinke. Auffallend hoch schienen die Polster im Bett, sie lagen zum Teil im Mondlicht. „Das Fräulein kommt oft spät nach Hause“, sagte K. und sah Frau Grubach an, als trage sie die Verantwortung dafür. „Wie eben junge Leute sind!“ sagte Frau Grubach entschuldigend. „Gewiss, gewiss“, sagte K., „es kann aber zu weit gehen.“ „Das kann es“, sagte Frau Grubach, „wie sehr haben Sie recht, Herr K. Vielleicht sogar in diesem Fall. Ich will Fräulein Bürstner gewiss nicht verleumden, sie ist ein gutes liebes Mädchen, freundlich, ordentlich, pünktlich, arbeitsam, ich schätze das alles sehr, aber eines ist wahr, sie sollte stolzer, zurückhaltender sein. Ich habe sie in diesem Monat schon zweimal in entlegenen Strassen und immer mit einem andern Herrn gesehen. Es ist mir sehr peinlich, ich erzähle es, beim wahrhaftigen Gott, nur Ihnen, Herr K., aber es wird sich nicht vermeiden lassen, dass ich auch mit dem Fräulein selbst darüber spreche. Es ist übrigens nicht das Einzige, das sie mir verdächtig macht.“ „Sie sind auf ganz falschem Weg“, sagte K. wütend und fast unfähig, es zu verbergen, „übrigens haben Sie offenbar auch meine Bemerkung über das Fräulein missverstanden, so war es nicht gemeint. Ich warne Sie sogar aufrichtig, dem Fräulein irgend etwas zu sagen, Sie sind durchaus im Irrtum, ich kenne das Fräulein sehr gut, es ist nichts davon wahr, was sie sagten. Übrigens, vielleicht gehe ich zu weit, ich will Sie nicht hindern, sagen Sie ihr, was sie wollen. Gute Nacht.“ „Herr K.“, sagte Frau Grubach bittend und eilte K. bis zu seiner Tür nach, die er schon geöffnet hatte, „ich will ja noch gar nicht mit dem Fräulein reden, natürlich will ich sie vorher noch weiter beobachten, nur Ihnen habe ich anvertraut, was ich wusste. Schliesslich muss es doch im Sinne jedes Mieters sein, wenn man die Pension rein zu erhalten sucht, und nichts anderes ist das Bestreben dabei.“ „Die Reinheit!“ rief K. noch durch die Spalte der Tür, „wenn Sie die Pension rein erhalten wollen, müssen Sie zuerst mir kündigen.“ Dann schlug er die Tür zu, ein leises Klopfen beachtete er nicht mehr.[51]

Frau Grubach spricht sich – so die Annahme – gegen *Fräulein Bürstner* nicht aus, obwohl *sie ein gutes liebes Mädchen, freundlich, ordentlich, pünktlich, arbeitsam ist*, sondern sie spricht sich gegen sie aus, weil *sie ein gutes liebes Mädchen, freundlich, ordentlich, pünktlich, arbeitsam ist*. Sie hebt gegenüber *Josef K.* zwar hervor, *Fräulein Bürstner* mit ihren Worten *nicht verleumden zu wollen*, tut es ja aber gerade.

[51] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 23f.

Das menschliche Bemühen um *Unschuld* besteht darin – so die Annahme –, immer genau hinzusehen, das heisst immer auch, von der Sache und deren Notwendigkeit her sich leiten zu lassen. Dazu gehört, auf andere Menschen, welchen Ranges oder welchen Geschlechts immer, offen zuzugehen, die Sache von ihnen her sich anzuhören und anzusehen, ihnen und der Sache möglichst gerecht zu werden, möglichst nicht an ihnen *schuldig* sich zu machen.

Eben dieses – so die Annahme –, was *Josef K.* selbstverständlich ist, wird von den allermeisten Menschen und auch von *Frau Grubach* so gerade nicht erwartet. Es wird umgekehrt erwartet, dass man insbesondere den Rangniedrigeren oder dem anderen Geschlecht gegenüber verschlossen, das heisst immer auch nicht *lieb* und nicht *gut* und nicht *freundlich* sich verhält, wie wenig man dieses offen auch zeigen darf. Man solle in Wirklichkeit genau nicht um *Unschuld* sich bemühen, sondern dieses Bemühen, im allseitigen Wissen, dass es nur vorgetäuscht ist, einander lediglich vorspielen. In Wirklichkeit solle man in *Schuld* möglichst sich verstricken, und dieser Forderung wird – so die Annahme – mit den das Bemühen um *Unschuld* verfolgenden *Prozessen* in aller Schärfe Nachdruck verliehen. Dieses bedeutet zugleich, dass *Frau Grubach* mit ihren Worten über *Fräulein Bürstner* im Sinne des *Prozesses* spricht. *Fräulein Bürstner* beachte die imaginierten Grenzlinien zwischen den Menschen und insbesondere jene zu den Männern zu wenig strikt, *sollte* diese Linien *stolzer* einhalten und dementsprechend gerade, so sind die Worte von *Frau Grubach* zu übersetzen, weniger *gut* und *lieb*, sondern *zurückhaltender sein*. Mit dem Hinweis, dass sie *Fräulein Bürstner in diesem Monat schon zweimal in entlegenen Strassen und immer mit einem andern Herrn gesehen habe,* bestätigt *Frau Grubach* sich lediglich – so die Annahme – ihr schon feststehendes Urteil. Hätte sie das Analoge bei einer ganz in *Schuld* sich verstrickenden Person beobachtet, hätte sie es sofort zugunsten dieser Person ausgelegt und als vorgeblicher Fehler überhaupt nicht in Betracht gezogen, sondern als Vorzug gelobt.

III. Aus einer phantastischen Welt: Fräulein Bürstner

Josef K. kann am Abend nach der frühmorgendlichen *Verhaftung* doch noch mit der gegen *Mitternacht* vom *Theater* heimkehrenden *Fräulein Bürstner* sprechen.[52] *Fräulein Bürstner*, eine *Schreibmaschinistin*[53], glaubt *Josef K.* nicht auf Anhieb, dass er am Morgen *verhaftet* worden ist. Er muss sich erklären.

> **(Z.12)**
>
> „Ich erklärte Ihnen doch, Fräulein“, sagte K. und ging auch zu den Photographien, „dass nicht ich es war, der sich an Ihren Photographien vergangen hat; aber da Sie mir nicht glauben, so muss ich also eingestehen, dass die Untersuchungskommission drei Bankbeamte mitgebracht hat, von denen der eine, den ich bei nächster Gelegenheit aus der Bank hinausbefördern werde, die Photographien wahrscheinlich in der Hand gehabt hat. Ja, es war eine Untersuchungskommission hier“, fügte K. hinzu, da ihn das Fräulein mit einem fragenden Blick ansah. „Ihretwegen?“ fragte das Fräulein. „Ja“, antwortete K. „Nein!“ rief das Fräulein und lachte. „Doch“, sagte K., „glauben Sie denn, dass ich schuldlos bin?“ „Nun, schuldlos …“ sagte das Fräulein, „ich will nicht gleich ein vielleicht folgenschweres Urteil aussprechen, auch kenne ich Sie doch

[52] Vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 25ff.
[53] Vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 14.

> nicht, es muss doch schon ein schwerer Verbrecher sein, dem man gleich eine Untersuchungskommission auf den Leib schickt. Da Sie aber doch frei sind – ich schliesse wenigstens aus Ihrer Ruhe, dass Sie nicht aus dem Gefängnis entlaufen sind – so können Sie doch kein solches Verbrechen begangen haben." „Ja", sagte K., „aber die Untersuchungskommission kann doch eingesehen haben, dass ich unschuldig bin oder doch nicht so schuldig, wie angenommen wurde." „Gewiss, das kann sein", sagte Fräulein Bürstner sehr aufmerksam. „Sehen Sie", sagte K., „Sie haben nicht viel Erfahrung in Gerichtssachen." „Nein, das habe ich nicht", sagte Fräulein Bürstner, „und habe es auch schon oft bedauert, denn ich möchte alles wissen, und gerade Gerichtssachen interessieren mich ungemein. Das Gericht hat eine eigentümliche Anziehungskraft, nicht? Aber ich werde in dieser Richtung meine Kenntnisse sicher vervollständigen, denn ich trete nächsten Monat als Kanzleikraft in ein Advokatenbüro ein."[54]

Fräulein Bürstner versteht nicht sofort, was *Josef K.* am Morgen widerfuhr, kann sich – so die Annahme – nicht vorstellen, dass der derart seriös wirkende *Josef K. verhaftet* wurde. Deshalb *lacht* sie zuerst, wie er es erklärt. Sie begreift dann aber – so die weitergehende Annahme – sofort viel besser als *Josef K.* selber. Sie weiss, dass das *Urteil* der *Schuldlosigkeit*, das sie mit Bezug auf *Josef K.* durchaus für angezeigt hält, ein in der Welt *folgenschweres* ist, also sagt sie zu ihm, *dieses Urteil,* das sie selber als durchaus positiv erachtet, *nicht gleich aussprechen zu wollen*. Sie weiss um die *Folgen*, nämlich eben, in einen besonderen *Prozess* gezogen zu werden. Um – so die Annahme – Näheres von ihm zu erfahren, sagt sie zu ihm, dass *es schon ein grosser Verbrecher sein müsse, dem man gleich eine Untersuchungskommission auf den Leib schicke*. Sie verrät nicht, sondern deutet mit der übertriebenen Redeweise vom *grossen Verbrecher* lediglich an – so die Annahme –, dass sie selber unter einem solchen das Gegenteil des üblicherweise Gemeinten versteht. Sie forscht weiter nach *Josef K.s* Lage sowie seinem Kenntnisstand über diese Lage, indem sie feststellt, dass er doch jetzt auch *frei* sei. Wie *Josef K.* darauf erwidert, dass *die Untersuchungskommission doch eingesehen haben könne, dass er unschuldig sei oder doch nicht so schuldig, wie angenommen wurde*, ist der *sehr aufmerksam* zuhörenden *Fräulein Bürstner* klar – so die Annahme –, wie die Sache um den nichts ahnenden *Josef K.* steht. Mit ihrem *Gewiss, das kann sein* – so die Annahme – beruhigt sie einerseits *Josef K.*, stellt andererseits indirekt fest, dass es so auch *nicht sein kann*. Sie weiss, dass es im Fall von *Josef K.* so nicht ist. Dass er sich *frei* bewegen kann und nicht in einem Gefängnis sitzt, bedeutet nichts Gutes, da diese vorgebliche Freiheit – so hier die allgemeine Annahme – fester Bestandteil der ungewöhnlichen *Prozesse* ist.

Josef K. stellt seinerseits fest, dass *Fräulein Bürstner nicht viel Erfahrung in Gerichtssachen habe*, was – so die Annahme – mit Bezug auf gewöhnliche *Gerichtssachen* zutreffen mag, nicht aber mit Bezug auf die *Josef K.* betreffende besondere *Gerichtssache*. *Fräulein Bürstner*, die ihr Wissen um den *Prozess* nicht preisgeben will, kann – so die weitergehende Annahme – umso leichter und unter Bezugnahme auf die gewöhnlichen *Gerichtssachen* einräumen, dass sie keine Erfahrungen in *Gerichtssachen* habe. Im Gleichen aber gibt sie zu erkennen, dass *sie alles wissen möchte* und *gerade* an *Gerichtssachen ungemein interessiert sei*. Sie erklärt, dass *sie nächsten Monat als Kanzleikraft in ein Advokatenbüro eintreten werde, um in dieser Richtung ihre Kenntnisse sicher vervollständigen zu können*.

---

[54] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 27.

Fräulein Bürstner kommt an diesem Abend vom *Theater* zurück, womit in ihrem Fall ausgedrückt sein will – so die Annahme –, dass sie einer phantastischen Welt angehört, einer Welt, die in der normalen Welt nicht vorkommen darf.[55] Mit dem von ihr angesprochenen *Advokatenbüro* ist entsprechend – so die Annahme – kein solches gemeint, wie *Josef K.* es noch kennen lernen wird, nämlich ein den ungewöhnlichen *Prozessen* fest Zugehöriges. Es ist im Gegenteil ein solches gemeint, das die Welt reflektiert, das die Welt und deren Gepflogenheiten in phantastischer Perspektive untersucht, ohne von diesen Gepflogenheiten sich bestechen zu lassen. Ein solches *Advokatenbüro* geht – so die Annahme – auch über ein gewöhnliches weit hinaus, ist ein solches gar nicht mehr. In diesem emphatischen Sinne wäre es zu verstehen – so also die Annahme –, wenn *Fräulein Bürstner* zu *Josef K.* sagt, *dass sie alles wissen möchte*. Für *Fräulein Bürstner* gibt es nichts, das man, wie *Frau Grubach* sich ausdrückte*, zwar nicht verstehen könne, aber auch nicht verstehen müsse*[56]. Man muss alles verstehen wollen, auch das Unverständliche, wozu es der phantastischen Perspektive präzise bedarf. In diesem Sinne interessiert *Fräulein Bürstner* sich *für Gerichtssachen ungemein*.

Josef K. geht, um *Fräulein Bürstner* das am Morgen ihm Widerfahrene nachvollziehbar zu machen, dazu über, ihr seine *Verhaftung* nachzustellen.

(Z.13)

„Darf ich das Nachttischchen von Ihrem Bett herrücken?“ „Was fällt Ihnen ein?“ sagte Fräulein Bürstner, „das dürfen Sie natürlich nicht!“ „Dann kann ich es Ihnen nicht zeigen“, sagte K. aufgeregt, als füge man ihm dadurch einen unermesslichen Schaden zu. „Ja, wenn Sie es zur Darstellung brauchen, dann rücken Sie das Tischchen nur ruhig fort“, sagte Fräulein Bürstner und fügte nach einem Weilchen mit schwächerer Stimme hinzu: „Ich bin so müde, dass ich mehr erlaube, als gut ist.“ K. stellte das Tischchen in die Mitte des Zimmers und setzte sich dahinter. „Sie müssen sich die Verteilung der Personen richtig vorstellen, es ist sehr interessant. Ich bin der Aufseher, dort auf dem Koffer sitzen zwei Wächter, bei den Photographien stehen drei junge Leute. An der Fensterklinke hängt, was ich nur nebenbei erwähne, eine weisse Bluse. Und jetzt fängt es an. Ja, ich vergesse mich. Die wichtigste Person, also ich, stehe hier vor dem Tischchen. Der Aufseher sitzt äusserst bequem, die Beine übereinandergelegt, den Arm hier über die Lehne hinunterhängend, ein Lümmel sondergleichen. Und jetzt fängt es also wirklich an. Der Aufseher ruft, als ob er mich wecken müsste, er schreit geradezu, ich muss leider, wenn ich es Ihnen begreiflich machen will, auch schreien, es ist übrigens nur mein Name, den er so schreit.“ Fräulein Bürstner, die lachend zuhörte, legte den Zeigefinger an den Mund, um K. am Schreien zu hindern, aber es war zu spät. K. war zu sehr in der Rolle, er rief langsam: „Josef K.!“, übrigens nicht so laut, wie er gedroht hatte, aber doch so, dass sich der Ruf, nachdem er plötzlich ausgestossen war, erst allmählich im Zimmer zu verbreiten schien.

Da klopfte es an die Tür des Nebenzimmers einigemal, stark, kurz und regelmässig. Fräulein Bürstner erbleichte und legte die Hand aufs Herz. K. erschrak deshalb besonders stark, weil er noch ein Weilchen ganz unfähig gewesen war, an etwas anderes zu denken als an die Vorfälle des Morgens und an das Mädchen, dem er sie vorführte. Kaum hatte er sich gefasst, sprang er zu Fräulein Bürstner und fasste ihre Hand. „Fürchten Sie nichts“, flüsterte er, „ich werde alles in Ordnung bringen. Wer kann es aber sein? Hier nebenan ist doch nur das Wohnzimmer, in dem niemand schläft.“ „Doch“, flüsterte Fräulein Bürstner an K.s Ohr, „seit gestern schläft hier ein Neffe von Frau Grubach, ein Hauptmann. Es ist gerade kein anderes Zimmer frei. Auch ich habe es vergessen. Dass Sie so schreien mussten! Ich bin unglücklich darüber.“ „Dafür ist gar kein Grund“, sagte K. und küsste, als sie jetzt auf das Kissen zu-

[55] Vgl. dazu schon oben, einleitendes Exposé, 4. Abschnitt.
[56] Vgl. oben, Zitat Z.9.

> rücksank, ihre Stirn. „Weg, weg“, sagte sie und richtete sich eilig wieder auf, „gehen Sie doch, gehen Sie doch, was wollen Sie, er horcht doch an der Tür, er hört doch alles. Wie Sie mich quälen!“[57]

Josef K. ist derart – so die Annahme – auf die getreue Nachstellung dessen, was am Morgen geschah, konzentriert, dass er in der Szenerie völlig versinkt, sich selber vergisst. Seine Vorführung ist nicht ohne Situationskomik, macht er nebenbei sich auch lustig über den dargestellten *Aufseher*: *Der Aufseher ruft, als ob er mich wecken müsste, er schreit geradezu, ich muss leider, wenn ich es Ihnen begreiflich machen will, auch schreien, es ist übrigens nur mein Name, den er so schreit.* Aus diesem Grund und auch, weil sie gewissermassen – so die Annahme – über der Sache steht, *hört Fräulein Bürstner lachend zu*. Sie erkennt zugleich aber, dass es unvorsichtig ist, jetzt, bereits nach Mitternacht, derart zu *schreien*, auch wenn *Josef K.*, den *Aufseher* nachmachend, *nur seinen* eigenen *Namen* ruft. Der laute Ruf *seines* eigenen *Namens* wird freilich – so die Annahme – zum widerständigen Echo des morgendlichen *Überfalls*[58], dadurch für ihn zu einer unmittelbaren Wohltat.

Beim angesprochenen, *an die Tür des Nebenzimmers klopfenden Neffen von Frau Grubach* handelt es sich um *Hauptmann Lanz*[59]. *Hauptmann Lanz* ist in die *Pension* und in den Raum unmittelbar neben *Fräulein Bürstners Zimmer* neu einquartiert worden, um – so die Annahme – sowohl *Josef K.* als auch *Fräulein Bürstner* zu überwachen. Er horcht das Gespräch der beiden ab und mit seinem *Klopfen* zeigt er nicht etwa – so die weitergehende Annahme – eine Lärmstörung an, sondern versucht zu verhindern, dass die beiden über den gegen *Josef K.* laufenden *Prozess* sich verständigen.

Nach dem *Klopfen* von *Hauptmann Lanz* ist *Josef K.* bemüht, *Fräulein Bürstner* zu beruhigen. Er sucht alles Kompromittierende daran, dass er sich um diese Zeit in ihrem Zimmer aufhält, auf sich zu nehmen, auch *Frau Grubach* gegenüber. Er werde *Frau Grubach* sagen, dass er sie *überfallen habe*. Dass das *Klopfen* aus einem ganz anderen Grund erfolgt sein könnte, kann er sich – so die Annahme – nicht vorstellen. *Fräulein Bürstner* freilich ist – so die Annahme – sofort im Bilde.

> **(Z.14)**
>
> Fräulein Bürstner sah, still und ein wenig zusammengesunken, vor sich auf den Boden. „Warum sollte Frau Grubach nicht glauben, dass ich Sie überfallen habe?“ fügte K. hinzu. Vor sich sah er ihr Haar, geteiltes, niedrig gebauschtes, fest zusammengehaltenes, rötliches Haar. Er glaubte, sie werde ihm den Blick zuwenden, aber sie sagte in unveränderter Haltung: „Verzeihen Sie, ich bin durch das plötzliche Klopfen so erschreckt worden, nicht so sehr durch die Folgen, die die Anwesenheit des Hauptmannes haben könnte. Es war so still nach Ihrem Schrei, und da klopfte es, deshalb bin ich so erschrocken, ich sass auch in der Nähe der Tür, es klopfte fast neben mir. Für Ihre Vorschläge danke ich, aber ich nehme sie nicht an. Ich kann für alles, was in meinem Zimmer geschieht, die Verantwortung tragen, und zwar gegenüber jedem. Ich wundere mich, dass Sie nicht merken, was für eine Beleidigung für mich in Ihren Vorschlägen liegt, neben den guten Absichten natürlich, die ich gewiss anerkenne. Aber nun gehen Sie, lassen Sie mich allein, ich habe es jetzt noch nötiger als früher. Aus den wenigen Minuten, um die Sie gebeten haben, ist nun eine halbe Stunde und mehr geworden.“ K. fasste sie bei der Hand und dann beim Handgelenk: „Sie sind mir aber

[57] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 28f.
[58] Zum Wortgebrauch vgl. oben, Zitat Z.2.
[59] Vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 36.

> nicht böse?“ sagte er. Sie streifte seine Hand ab und antwortete: „Nein, nein, ich bin niemals und niemandem böse.“ Er fasste wieder nach ihrem Handgelenk, sie duldete es jetzt und führte ihn so zur Tür. Er war fest entschlossen, wegzugehen. Aber vor der Tür, als hätte er nicht erwartet, hier eine Tür zu finden, stockte er, diesen Augenblick benützte Fräulein Bürstner, sich loszumachen, die Tür zu öffnen, ins Vorzimmer zu schlüpfen und von dort aus K. leise zu sagen: „Nun kommen Sie doch, bitte. Sehen Sie“ – sie zeigte auf die Tür des Hauptmanns, unter der ein Lichtschein hervorkam – „er hat angezündet und unterhält sich über uns.“ „Ich komme schon“, sagte K., lief vor, fasste sie, küsste sie auf den Mund und dann über das ganze Gesicht, wie ein durstiges Tier mit der Zunge über das endlich gefundene Quellwasser hinjagt. Schliesslich küsste er sie auf den Hals, wo die Gurgel ist, und dort liess er die Lippen lange liegen. Ein Geräusch aus dem Zimmer des Hauptmanns liess ihn aufschauen. „Jetzt werde ich gehen“, sagte er, er wollte Frau Bürstner beim Taufnamen nennen, wusste ihn aber nicht. Sie nickte müde, überliess ihm, schon halb abgewendet, die Hand zum Küssen, als wisse sie nichts davon, und ging gebückt in ihr Zimmer. Kurz darauf lag K. in seinem Bett. Er schlief sehr bald ein, vor dem Einschlafen dachte er noch ein Weilchen über sein Verhalten nach, er war damit zufrieden, wunderte sich aber, dass er nicht noch zufriedener war; wegen des Hauptmanns machte er sich für Fräulein Bürstner ernstliche Sorgen.“[60]

Fräulein Bürstner wird nach dem Gespräch mit *Josef K.* in der *Pension* nicht mehr anzutreffen sein, und zwar deshalb – so die Annahme –, weil die von ihr vertretene phantastische Welt darin nicht sein darf, sie sich wie irrtümlich in der *Pension* befunden hatte. Dieses wie Irrtümliche freilich – so die Annahme – kommt *Josef K.* zugute. Die beiden Hinweise von *Fräulein Bürstner*, einerseits der, dass sie *für alles, was in ihrem Zimmer geschehe, die Verantwortung tragen könne, und zwar gegenüber jedem*, und andererseits der, dass *sie niemals und niemandem böse sei*, sind für *Josef K.* – so die weitergehende Annahme – von enormer Bedeutung. Er erkennt in *Fräulein Bürstner* eine selbstbestimmte, die Sachen durchdenkende Frau, die auch als einzige seine *Verhaftung* in Zweifel zieht, die nicht, wie alle anderen, sofort implizit oder explizit Partei für die behördliche Seite ergreift. Dieses erklärt – so die Annahme – *Josef K.s* scheinbar übertriebene Reaktion, *sie auf den Mund und dann über das ganze Gesicht zu küssen*, *wie ein durstiges Tier mit der Zunge über das endlich gefundene Quellwasser hinjagt*. Er, sein Name, seine Lage haben bei *Fräulein Bürstner* Resonanz gefunden, was – so die Annahme – seinen Widerstand gegen den *Prozess* bestärkt. Es erklärt sein nachträgliches Gefühl der *Zufriedenheit*. *Fräulein Bürstner* kann, da sie – so die Annahme – der Welt von *Josef K.* nicht angehört, nichts passieren, weshalb Josef K.s *ernstliche Sorgen für sie wegen des Hauptmanns* unbegründet sind, abgesehen davon – so die Annahme –, dass ungewöhnliche *Prozesse* nur gegen Männer der *höheren Klassen*[61] geführt werden, nicht gegen *Schreibmaschinistinnen* und generell nicht gegen Frauen.

[60] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 30f.
[61] Zum Wortgebrauch, vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 57.

IV. Die soziale Ungebundenheit von Josef K.: Elsa, Staatsanwalt Hasterer

Josef K. verlor früh in seiner Kindheit seinen *Vater* und vermochte zu seiner *Mutter* keine rechte Beziehung aufzubauen.[62] Sein *Onkel* war während seiner Kindheit sein Vormund.[63] Während seiner *Verhaftung* sagt er denn auch zum *Aufseher*, dass *man aber, wenn man dreissig Jahre auf der Welt sei und sich habe allein durchschlagen müssen, gegen Überraschungen abgehärtet sei und sie nicht zu schwer nehme.*[64]

Freilich kann sich die Abwesenheit der leiblichen Eltern – so die Annahme – beim Aufwachsen eines Kindes auch negativ auf dessen Entwicklung auswirken. Unter Umständen kann es keine Liebe, keine Geborgenheit finden und nur schwer ein Grundvertrauen zur Welt aufbauen. Umgekehrt jedoch kann ein zu enges familiäres Netz nicht minder – so die weitergehende Annahme – eine Beschwernis für das Leben darstellen, dergestalt nämlich, dass das darin aufwachsende Kind zu stark den vorherrschenden Normen unterworfen wird und sich in der Folge davon nicht lösen kann. In zu engen familiären Netzen kann die Problematik von allzu verpflichtenden Beziehungen und damit verbunden des Zwangs, in die gesellschaftlichen *Schuld*zusammenhänge sich verstricken zu lassen, Überhand nehmen. Ein Bemühen um *Unschuld*, dass unter Umständen sogar gegen die eigenen Angehörigen sich richten müsste – so die Annahme –, ist hier dann nur sehr schwer noch möglich.

Der *Prozess* gegen den gleich wie *Josef K.* verhafteten *Kaufmann Block*[65] *begann kurz nach dem Tod* von dessen *Frau.*[66] Dieses war wohl – so hier die Annahme – kein Zufall, sondern hatte mit der von *Block* ohne sein Zutun neu erlangten, das Bemühen um *Unschuld* wahrscheinlicher machenden sozialen Ungebundenheit zu tun.

Josef K. scheint – so die Annahme – in fixierte soziale Zusammenhänge nie hinein geraten zu sein, hat es gleichzeitig aber fertig gebracht, die soziale Ungebundenheit, die er von klein auf erfuhr, in ein recht erfolgreiches Leben umzusetzen.

> **(Z.15)**
> Er hatte es verstanden, sich in der Bank in verhältnismässig kurzer Zeit zu seiner hohen Stellung emporzuarbeiten und sich, von allen anerkannt, in dieser Stellung zu erhalten, er musste jetzt nur diese Fähigkeiten, die ihm das ermöglicht hatten, ein wenig dem Prozess zuwenden, und es war kein Zweifel, dass es gut ausgehen müsste.[67]

Wegen seiner sozialen Ungebundenheit, die mit seinem Bemühen um *Unschuld* einhergeht, wird ihm allerdings – so die Annahme – genau auch der *Prozess* gemacht. Und wenn er in seinem *Prozess diese Fähigkeiten,* dank denen *er sich in verhältnismässig kurzer Zeit zu seiner hohen Stellung emporgearbeitet hat,* anwenden will, muss dieses – so die weitergehende Annahme –, sofern die *Fähigkeiten* auf seinem Bemühen um *Unschuld* basieren, mit Bezug auf den die *Unschuld* zur *Schuld* erklärenden

---

[62] Vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 206.
[63] Vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 84.
[64] Vgl. oben, Zitat Z.5.
[65] Vgl. zu Kaufmann Block unten, Abschnitte XXVII und XXVIII.
[66] Vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 148.
[67] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 109.

Prozess, auf einen Widerspruch in sich selbst hinauslaufen. Dieser Widerspruch dürfte sich – so die Annahme – in so genannten Karrieren von um *Unschuld* sich Bemühenden allgemein zeigen. In den ersten Jahren der Karriere nämlich, wo der Aufsteigende noch ohne grosse Entscheidungsbefugnisse ist, erweckt dessen Bemühen um *Unschuld* geringen Argwohn oder im Gegenteil, ist als Deckmantel oder Alibi für den vorgegebenen *Schuld*zusammenhang sogar gerne gesehen. Dieses lässt es in der Sicht eines Aufsteigenden wie *Josef K.* dann so erscheinen, als wenn, woran *Josef K.* – so die Annahme – auch tatsächlich glaubt, das von ihm favorisierte Bemühen um *Unschuld* das allgemein Erwartete sei. Erst wenn die Entscheidungsbefugnisse des Aufsteigenden anwachsen – so die weitergehende Annahme –, wird der Schein, wonach das Bemühen um *Unschuld* das allgemein Erwartete sei, von der gesellschaftlichen Realität eingeholt, erweist sich als Trug. Und weil dem so ist – so die Annahme –, können *Josef K.* seine *Fähigkeiten*, die zum *Prozess* genau geführt haben, gerade nicht helfen. Immerhin nimmt er dank ihnen die *Überraschung*, in einen *Prozess* verwickelt zu werden, *nicht zu schwer*. Freilich weiss er auch nicht – so die Annahme –, was so ein *Prozess* für die Betroffenen in Wirklichkeit bedeutet.

Die von *Josef K.* vertretende soziale Ungebundenheit, die den Vorzug hat – so die Annahme –, immer aufs Neue und insbesondere losgelöst von irgendwelchen Seilschaften eben prüfen zu können, wäre Bedingung einer emanzipierten und freien Gesellschaft. Die Gesellschaft aber, in der *Josef K.* lebt, ist – so die Annahme – von fixen sozialen Netzwerken und Seilschaften beherrscht. In ihr erregen sozial ungebundene Menschen wie *Josef K.*, die durch ihre familiären und beruflichen Bezüge zum Vornherein gerade nicht sich festlegen lassen, rasch Verdacht.

> **(Z.16)**
>
> Ausserdem ging K. einmal in der Woche zu einem Mädchen namens Elsa, die während der Nacht bis in den späten Morgen als Kellnerin in einer Weinstube bediente und während des Tages nur vom Bett aus Besuche empfing.[68]

Josef K. spricht mit *Leni* über *Elsa*.[69] *Leni* ist die *Pflegerin des Advokaten* von *Josef K.*[70] Sie fordert *Josef K.* dazu auf, in seinem *Prozess* das *Geständnis zu machen*.[71] Unmittelbar darauf will *Leni* von *Josef K.* wissen, ob er *eine Geliebte habe*.

> **(Z.17)**
>
> „Haben Sie eine Geliebte?“ fragte sie nach einem Weilchen. „Nein“, sagte K. „O doch“, sagte sie. „Ja wirklich“, sagte K., „denken Sie nur, ich habe sie verleugnet und trage doch sogar ihre Photographie bei mir.“ Auf ihre Bitten zeigte er ihr eine Photographie Elsas, zusammengekrümmt auf seinem Schoss, studierte sie das Bild. Es war eine Momentphotographie, Elsa war nach einem Wirbeltanz aufgenommen, wie sie ihn in dem Weinlokal gerne tanzte, ihr Rock flog noch im Faltenwurf der Drehung um sie her, die Hände hatte sie auf die festen Hüften gelegt und sah mit straffem Hals lachend zur Seite; wem ihr Lachen galt, konnte man aus dem Bild nicht erkennen. „Sie ist stark geschnürt“, sagte Leni und zeigte auf die Stelle, wo dies ihrer Meinung nach zu sehen war. „Sie gefällt mir nicht, sie ist unbeholfen und roh. Vielleicht ist sie aber ihnen gegenüber sanft und freundlich, darauf könnte man nach dem Bilde schliessen.

---

[68] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 20.
[69] Vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 92ff.
[70] Vgl. dazu unten, Abschnitt XV.
[71] Vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 95.

> So grosse, starke Mädchen wissen oft nichts anderes, als sanft und freundlich zu sein. Würde sie sich aber für Sie opfern können?“ „Nein“, sagte K., „sie ist weder sanft und freundlich, noch würde sie sich für mich opfern können. Auch habe ich bisher weder das eine noch das andere von ihr verlangt. Ja, ich habe auch nicht einmal das Bild so genau angesehen wie Sie.“ „Es liegt Ihnen also gar nicht viel an ihr“, sagte Leni, „sie ist also gar nicht ihre Geliebte.“ „Doch“, sagte K. „Ich nehme mein Wort nicht zurück.“ „Mag sie also jetzt Ihre Geliebte sein“, sagte Leni, „Sie würden sie aber nicht sehr vermissen, wenn Sie sie verlören oder für jemand anderen, zum Beispiel für mich, eintauschten.“ „Gewiss“, sagte K. lächelnd, „das wäre denkbar, aber sie hat einen grossen Vorteil Ihnen gegenüber, sie weiss nichts von meinem Prozess, und selbst wenn sie etwas davon wüsste, würde sie nicht daran denken. Sie würde mich nicht zur Nachgiebigkeit zu überreden suchen.“ „Das ist kein Vorteil“, sagte Leni.[72]

Leni weiss – so die Annahme –, dass *Josef K. eine Geliebte hat*, genauso – so ebenfalls die Annahme – wie es *Frau Grubach* und wie es die den *Prozess* Führenden wissen. Es ist in der Sicht des *Prozesses* – so die weiterführende Annahme – eines der Momente, die gegen *Josef K.* sprechen. *Josef K.* sieht es als *einen grossen Vorteil* an, mit *Elsa* eine *Geliebte* zu haben, die *nichts von seinem Prozess weiss, und selbst wenn sie etwas davon wüsste, nicht daran denken würde*. Damit nämlich würde sie ihn, dieses im Unterschied zu *Leni*, *nicht zur Nachgiebigkeit zu überreden suchen*. Er muss auch nicht fürchten, bei fehlender *Nachgiebigkeit* seine *Geliebte* zu verlieren, kann sich so viel freier bewegen und wo nötig eben leichter um *Unschuld* sich bemühen, Widerstand leisten.

Josef K. ist als *erster Prokurist einer grossen Bank* tätig,[73] hat dadurch eine relativ hohe soziale Stellung, steht aber doch weit unterhalb beispielsweise von *Staatsanwalt Hasterer*, zu dessen *Stammtisch* er gleichwohl, und zwar gar in praktisch gleichberechtigter Stellung zu *Hasterer*, zugelassen ist.[74] *Josef K.* selber stuft seinen privilegierten Zugang zu *Hasterers Stammtisch* als *achtenswürdig* ein, obwohl er eigentlich, wie es im ersten Satz des Folgenden heisst, wissen müsste, dass die allgemeine Einschätzung dazu gegenteilig ist.

> **(Z.18)**
>
> Trotz der Menschenkenntnis und Welterfahrung, welche K. während seiner langen Dienstzeit in der Bank erworben hatte, war ihm doch die Gesellschaft seines Stammtisches immer als ausserordentlich achtungswürdig erschienen, und er leugnete sich selbst gegenüber niemals, dass es für ihn eine grosse Ehre war, einer solchen Gesellschaft anzugehören. Sie bestand fast ausschliesslich aus Richtern, Staatsanwälten und Advokaten, auch einige ganz junge Beamte und Advokatsgehilfen waren zugelassen, sie sassen aber ganz unten am Tisch und durften sich in die Debatte nur einmischen, wenn besondere Fragen an sie gestellt wurden. Solche Fragestellung aber hatte meist nur den Zweck, die Gesellschaft zu belustigen, besonders Staatsanwalt Hasterer, der gewöhnlich K.s Nachbar war, liebte es, auf diese Weise die jungen Herren zu beschämen. Wenn er die grosse, stark behaarte Hand mitten auf dem Tisch spreizte und sich zum unteren Tischende wandte, horchte schon alles auf. Und wenn dann dort einer die Frage aufnahm, aber entweder sie nicht einmal enträtseln konnte oder nachdenklich in sein Bier sah oder, statt zu reden, bloss mit den Kiefern schnappte oder gar – das war das Ärgste – in unaufhaltsamem Schwall eine falsche

[72] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 95f.
[73] Vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 39.
[74] Vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 201ff. (Das diesbezügliche mit *Staatsanwalt* übertitelte Kapitel war von Kafka (noch) nicht in sein Romanmanuskript eingefügt; vgl. dazu auch oben, Einleitendes Exposé, 3. Abschnitt.)

> oder unbeglaubigte Meinung vertrat, dann drehten sich die älteren Herren lächelnd auf ihren Sitzen, und es schien ihnen erst jetzt behaglich zu werden. Die wirklich ernsten fachgemässen Gespräche blieben nur ihnen vorbehalten.[75]

Die am *Stammtisch Hasterers* versammelten Personen sind – so die Annahme – Angehörige des *gewöhnlichen Gerichts*[76] und nicht des ungewöhnlichen *Gerichts*, das gegen *Josef K.* den *Prozess* führt. Der *Stammtisch* ist zwar hierarchisch organisiert, mit *Staatsanwalt Hasterer* sowie *Josef K.* an dessen Spitze, doch besteht das Hauptanliegen der ihm Zugehörigen darin – so die Annahme –, sich mit kniffligen juristischen Fragen auseinanderzusetzen, losgelöst von der Hierarchie. Die Sache selbst steht im Vordergrund, wie immer zwischendurch die bestehende Hierarchie innerhalb des *Stammtisches* via die Autorität der oben am Tisch Sitzenden und zur Belustigung der *älteren Herren* hervorgekehrt sein will.

Obwohl *Josef K.* selber nicht vom juristischen Fach ist, war er aufgrund seiner *praktischen Erfahrungen* im Bankgeschäft immer mehr zum guten Freund von *Hasterer* avanciert, dieses entgegen dem bestehenden Rang- und Altersunterschied.

> **(Z.19)**
>
> Im Laufe der Zeit aber fanden sie sich derart zusammen, dass alle Unterschiede der Bildung, des Berufs, des Alters sich verwischten. Sie verkehrten miteinander, als hätten sie seit jeher zueinander gehört, und wenn in ihrem Verhältnis äusserlich manchmal einer überlegen schien, so war es nicht Hasterer, sondern K., denn seine praktischen Erfahrungen behielten meistens Recht, da sie so unmittelbar gewonnen waren, wie es vom Gerichtstisch aus niemals geschehen kann.
>
> (…)
>
> Es konnte sogar geschehen, dass er (Hasterer; kw) der allgemeinen Unterhaltung gar nicht zuhörte, sich zu K. wandte, den Arm über dessen Sessellehne legte, ihn halblaut über die Bank ausfragte, dann selbst über seine eigene Arbeit sprach oder auch von seinen Damenbekanntschaften erzählte, die ihm fast soviel zu schaffen machten wie das Gericht. Mit keinem anderen in der Gesellschaft sah man ihn derartig reden, und tatsächlich kam man oft, wenn man etwas von Hasterer erbitten wollte – meistens sollte eine Versöhnung mit einem Kollegen bewerkstelligt werden –, zunächst zu K. und bat ihn um seine Vermittlung, die er immer gerne und leicht durchführte. Er war überhaupt, ohne etwa seine Beziehung zu Hasterer in dieser Hinsicht auszunützen, allen gegenüber sehr höflich und bescheiden und verstand es, was noch wichtiger als Bescheidenheit und Höflichkeit war, zwischen den Rangabstufungen der Herren richtig zu unterscheiden und jedem seinem Range gemäss zu behandeln.[77]

So allerdings – so die Annahme – steht *Josef K.* selbst ausserhalb der *Ränge*, verkörpert gewissermassen deren Aufhebung, was von gewissen Kreisen der *höheren Klassen*[78] – so die weitergehende Annahme – nicht gerne gesehen wird. Menschen wie *Josef K.*, die sich um eine möglichst genaue und unabhängige Prüfung der Geschäfte und allgemein der Sachen bemühen und die offen und spontan mit anderen Menschen, von welchem Rang immer, in Beziehung treten, werden besonders rasch – so die Annahme – *verleumdet*.

---

[75] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 201f.
[76] Zum Wortgebrauch vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 84.
[77] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 203 / S. 204.
[78] Zum Wortgebrauch vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 57.

Josef K. begleitet *Hasterer* immer häufiger auch Nachhause, um mit ihm den Abend bei *Schnaps und Zigarren* ausklingen zu lassen.[79] Nachdem eine Damenbekanntschaft von *Hasterer* namens *Helene* den beiden diese Abende über längere Zeit vermiest hat und *Josef K.* deswegen auch gar nicht mehr hingegangen ist, *schickt Hasterer Helene* dann doch *endgültig fort*.

> **(Z.20)**
>
> (…) und als er (Josef K., kw) nach einiger Zeit doch wieder hinkam, war Helene endgültig fortgeschickt; K. nahm das als selbstverständlich hin. Sie blieben an diesem Abend besonders lange beisammen, feierten auf Hasterers Anregung Brüderschaft und K. war auf dem Nachhauseweg vom Rauchen und Trinken fast ein wenig betäubt.
>
> Gerade am nächsten Morgen machte der Direktor in der Bank im Laufe eines geschäftlichen Gespräches die Bemerkung, er glaube, gestern abend K. gesehen zu haben. Wenn er sich nicht getäuscht habe, so sei K. Arm in Arm mit dem Staatsanwalt Hasterer gegangen. Der Direktor schien das so merkwürdig zu finden, dass er – allerdings entsprach dies auch seiner sonstigen Genauigkeit – die Kirche nannte, an deren Längsseite in der Nähe des Brunnens jene Begegnung stattgefunden habe. Hätte er eine Luftspiegelung beschreiben wollen, er hätte sich nicht anders ausdrücken können. K. erklärte ihm nun, dass der Staatsanwalt sein Freund sei und dass sie wirklich gestern abend an der Kirche vorbeigegangen wären. Der Direktor lächelte erstaunt und forderte K. auf, sich zu setzen. Es war einer jener Augenblicke, wegen deren K. den Direktor so liebte, Augenblicke, in denen aus diesem schwachen, kranken, hüstelnden, mit der verantwortungsvollsten Arbeit überlasteten Mann eine gewisse Sorge um K.s Wohl und um seine Zukunft ans Licht kam, eine Sorge, die man allerdings nach Art anderer Beamten, die beim Direktor ähnliches erlebt hatten, kalt und äusserlich nennen konnte, die nichts war als ein gutes Mittel, wertvolle Beamte durch das Opfer von zwei Minuten für Jahre an sich zu fesseln – wie es auch sein mochte, K. unterlag dem Direktor in solchen Augenblicken. Vielleicht sprach auch der Direktor mit K. ein wenig anders als mit den anderen, er vergass nämlich nicht etwa seine übergeordnete Stellung, um auf diese Weise mit K. gemein zu werden – dies tat er vielmehr regelmässig im gewöhnlichen geschäftlichen Verkehr –, hier aber schien er gerade K.s Stellung vergessen zu haben und sprach mit ihm wie mit einem Kind oder wie mit einem unwissenden jungen Menschen, der sich erst um eine Stellung bewirbt und aus irgendeinem unverständlichen Grunde das Wohlgefallen des Direktors erregte. K. hätte gewiss eine solche Redeweise, weder von einem anderen noch vom Direktor selbst geduldet, wenn ihm nicht die Fürsorge des Direktors wahrhaftig erschienen wäre oder wenn ihn nicht wenigstens die Möglichkeit dieser Fürsorge, wie sie sich ihm in solchen Augenblicken zeigte, vollständig bezaubert hätte. K. erkannte seine Schwäche; vielleicht hatte sie ihren Grund darin, dass in dieser Hinsicht wirklich noch etwas Kindisches in ihm war, da er die Fürsorge des eigenen Vaters, der sehr jung gestorben war, niemals erfahren hatte, bald vom Hause fortgekommen war und die Zärtlichkeit der Mutter, die halb blind noch draussen in dem unveränderlichen Städtchen lebte und die er zuletzt etwa vor zwei Jahren besucht hatte, immer eher abgelehnt als hervorgelockt hatte.
>
> „Von dieser Freundschaft wusste ich gar nichts“, sagte der Direktor und nur ein schwaches, freundliches Lächeln milderte die Strenge dieser Worte.[80]

Der *Bankdirektor* hat *Josef K.* – so die Annahme – am Vorabend gar nicht, wie von ihm angegeben, selber gesehen, sondern es ist ihm die *Freundschaft K.s* zu *Hasterer* von Dritten *verleumderisch* zugetragen worden. Ein *Staatsanwalt*, wie *Hasterer* einer ist, führt Untersuchungen gegen korrupte Mitglieder der *höheren Klassen* ebenso wie gegen unsauber arbeitende *Banken* durch. Wenn nun einer aus dem *Bankgeschäft* selber,

[79] Vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 205.
[80] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 205ff.

wie *Prokurist Josef K.*, freundschaftliche Kontakte zum *Staatsanwalt* pflegt, muss dieses – so die Annahme – bei gewissen Kreisen der *höheren Klassen* Argwohn gegen den Betreffenden auslösen.

Der *Bankdirektor* bringt diesen Argwohn – so die Annahme – klar, wenn auch in freundlich-väterlicher Weise zum Ausdruck, doch vermag *Josef K.* – so die weitergehende Annahme – den Ernst der Worte nicht zu erkennen. Er kann es umso weniger, als er gerade in dieser Zeit immer mal wieder vom *Bankdirektor* nach Arbeitsschluss *zu einer Autofahrt oder zu einem Abendessen in seiner Villa eingeladen wird*.[81] Solche Freundlichkeiten allerdings können – so die Annahme – immer auch, was *Josef K.* gar nie in den Sinn käme, für ein Aushorchen zur Bestätigung von in Umlauf befindlichen *Verleumdungen* benutzt werden, werden vom *Bankdirektor* – so die weitergehende Annahme – dazu auch benutzt. *Josef K.* kennt die vom *Bankdirektor* unterstellten Regeln nicht, so wenig er das bei seiner *Verhaftung* ihm entgegen gehaltene vorgebliche *Gesetz* kennt[82]. Was sollen das für Regeln sein, was soll das für ein *Gesetz* sein? Diesbezüglich zeigt *Josef K.* sich – so die Annahme – ausserordentlich naiv, von einer Naivität auch, die man von einem *ersten Prokuristen einer grossen Bank* nicht erwarten würde.[83]

Josef K. erwägt noch während seiner *Verhaftung*, *Staatsanwalt Hasterer* zu telefonieren und ihn um Hilfe zu bitten.[84] Er tut es dann aber nicht.[85] Er verzichtet darauf, weil er – so die Annahme – zum einen davon ausgeht, dass seine *Unschuld* von selber als *Unschuld* sich erweist, er zum andern nicht Vetternwirtschaft betreiben, also nicht zu demjenigen Mittel greifen möchte, zu dem die – wie angenommen – willkürlich in *Schuld* sich Verstrickenden regelmässig greifen. Auch *Staatsanwalt Hasterer* aber hätte ihm – so die Annahme – nicht helfen können. Dazu sind die ungewöhnlichen *Prozesse* zu sehr in den vorgeblich normalen Verhältnissen drin verankert, können und dürfen auch von einem *Staatsanwalt* nicht in Frage gestellt werden.

V. Die Attacke gegen Josef K. in der Pension: Fräulein Montag

Nach dem mitternächtlichen Treffen mit *Fräulein Bürstner*[86] versucht *Josef K.* alles, um nochmals mit ihr zu sprechen.

> **(Z.21)**
> In der nächsten Zeit war es K. unmöglich, mit Fräulein Bürstner auch nur wenige Worte zu sprechen. Er versuchte auf die verschiedenste Weise, an sie heranzukommen, sie aber wusste es immer zu verhindern. Er kam gleich nach dem Büro nach Hause, blieb in seinem Zimmer, ohne das Licht anzudrehen, auf dem Kanapee sitzen und beschäftigte sich mit nichts anderem, als das Vorzimmer zu beobachten. Ging etwa das Dienstmädchen vorbei und schloss die Tür des scheinbar leeren Zimmers, so stand er nach einem Weilchen auf und öffnete sie wieder. Des Morgens stand er um eine halbe Stunde früher auf als sonst, um vielleicht Fräulein Bürstner allein treffen zu können, wenn sie ins Büro ging. Aber keiner dieser Versuche gelang. Dann schrieb er ihr einen

[81] Vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 20.
[82] Vgl. oben, Zitat Z.3.
[83] Vgl. dazu schon oben, Einleitendes Exposé, 5. Abschnitt.
[84] Vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 16.
[85] Vgl. ebda.
[86] Vgl. oben, Abschnitt III.

> Brief sowohl ins Büro als auch in die Wohnung, suchte darin nochmals sein Verhalten zu rechtfertigen, bot sich zu jeder Genugtuung an, versprach, niemals die Grenzen zu überschreiten, die sie ihm setzen würde, und bat nur, ihm die Möglichkeit zu geben, einmal mit ihr zu sprechen, besonders da er auch bei Frau Grubach nichts veranlassen könnte, solange er sich nicht vorher mit ihr beraten habe, schliesslich teilte er ihr mit, dass er den nächsten Sonntag während des ganzen Tages in seinem Zimmer auf ein Zeichen von ihr warten werde, das ihm die Erfüllung seiner Bitte in Aussicht stellen oder das ihm wenigstens erklären solle, warum sie die Bitte nicht erfüllen könne, obwohl er doch versprochen habe, sich in allem ihr zu fügen. Die Briefe kamen nicht zurück, aber es erfolgte auch keine Antwort.“[87]

Fräulein Bürstner jedoch wohnt, ohne dass *Josef K.* es weiss oder davon unterrichtet worden wäre, bereits – so die Annahme – nicht mehr in der *Pension*. Sie hatte mit ihrer phantastischen Welt in die *Pension* wie sich verirrt, was für *Josef K.* sich zwar als Glücksfall erwiesen hatte, nicht aber zur Normalität der Pension und gegebenen Welt passt.[88] Dieses wurde von *Hauptmann Lanz* mit seinem Klopfen während jenes mitternächtlichen Gesprächs zwischen ihr und *Josef K.* auch sofort signalisiert.[89] Die *Briefe* von *Josef K.* können *Fräulein Bürstner* – so die Annahme – nicht mehr erreichen, müssen zwangsläufig jetzt – so die weitergehende Annahme – bei den gegen *Josef K.* Prozessierenden landen.

Just an dem *Sonntag*, für den *Josef K. Fräulein Bürstner brieflich* angekündigt hat, *während des ganzen Tages in seinem Zimmer auf ein Zeichen von ihr zu warten*, kommt Bewegung ins *Vorzimmer*, was – so die Annahme – unmittelbar, ohne dass *Josef K.* es bemerken könnte, gegen ihn gerichtet ist.

> **(Z.22)**
> Dagegen gab es Sonntag ein Zeichen, dessen Deutlichkeit genügend war. Gleich früh bemerkte K. durch das Schlüsselloch eine besondere Bewegung im Vorzimmer, die sich bald aufklärte. Eine Lehrerin des Französischen, sie war übrigens eine Deutsche und hiess Montag, ein schwaches, blasses, ein wenig hinkendes Mädchen, das bisher ein eigenes Zimmer bewohnt hatte, übersiedelte in das Zimmer des Fräulein Bürstner. Stundenlang sah man sie durch das Vorzimmer schlürfen. Immer war noch ein Wäschestück oder ein Deckchen oder ein Buch vergessen, das besonders geholt und in die neue Wohnung hinübergetragen werden musste.[90]

Josef K. beschwert sich wegen der Störung bei *Frau Grubach*, die ihm erklärt, dass *Fräulein Montag nur zu Fräulein Bürstner übersiedle und ihre Sachen hinüber schaffe.*[91] Dieser Umzug von *Fräulein Montag* habe zudem den Vorteil, dass ein Zimmer frei werde, und sie im frei gewordenen Zimmer *ihren Neffen, den Hauptmann, unterbringen könne*.[92] Natürlich weiss auch *Frau Grubach* – so die Annahme –, dass *Fräulein Bürstner* sich nicht mehr in der *Pension* befindet, doch darf sie es *Josef K.* nicht sagen. Sie fragt ihn stattdessen lediglich, womit sie verrät, dass sie von seinen Versuchen, mit *Fräulein Bürstner* Kontakt aufzunehmen, weiss, *warum er sich so sehr des Fräulein Bürstner annehme*, was wiederum ihn dermassen ärgert, dass *er sie am liebsten gleich*

---

[87] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 67.
[88] Vgl. dazu oben, Abschnitt III.
[89] Vgl. ebda.
[90] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 67.
[91] Vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 68.
[92] Vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 69.

aus dem Zimmer gejagt hätte. *Er sagt* aber *nichts dazu*.[93] Umso weniger kann er sich vorstellen – so die Annahme –, dass *Fräulein Bürstner* in der *Pension* gar nicht mehr wohnt.

Der *Prozess* gegen *Josef K.* zielt darauf ab – so die Annahme –, dass er, *Josef K.*, an ihn zu glauben beginnt. Deshalb will von Seiten der gegen ihn *Prozessierenden* – so die weitergehende Annahme – alles negiert sein, was ihn am *Prozess* zweifeln lassen könnte, insbesondere die von *Fräulein Bürstner* vertretene phantastische Welt. *Josef K.* fand nun aber heraus, dass seine *Verhaftung* im *Zimmer* der nichts ahnenden *Fräulein Bürstner* stattfand, will durch weitere Unterredungen mit ihr noch mehr herausfinden, allenfalls gar mit ihr sich verbünden. Würde *Josef K.* nun – so die Annahme – weitergehende Resonanz in der phantastischen Welt *Fräulein Bürstners* finden, ganz unabhängig davon, wo sie sich jetzt befindet, würde ihn dieses in seinem *Prozess* noch mehr stärken. Aus diesem Grund – so die weitergehende Annahme – tun die gegen *Josef K.* Prozessierenden alles dafür, ihn Glauben zu machen, dass *Fräulein Bürstner* gar nicht diejenige ist, als die er sie in jenem mitternächtlichen Gespräch wahrnahm, er sich in ihr geirrt habe. Dazu gehört – so die Annahme – wesentlich die Suggestion, dass *Fräulein Bürstner* zwar weiterhin in der *Pension* wohne, aber keinen Kontakt mehr mit ihm, *Josef K.*, wünsche.

Fräulein Montag gestaltet ihre *Übersiedelung* ins Zimmer von *Fräulein Bürstner* deshalb so langwierig – so die Annahme –, damit *Josef K.* es auch ja bemerke. Nachdem sie endlich fertig damit ist, lässt sie nach *Josef K.* rufen, um ihm im *Esszimmer* etwas mitteilen zu können.[94]

> **(Z.23)**
>
> Als K. eintrat, kam Fräulein Montag vom Fenster her an der einen Seite des Tisches entlang K. entgegen. Sie grüssten einander stumm. Dann sagte Fräulein Montag, wie immer den Kopf ungewöhnlich aufgerichtet: „Ich weiss nicht, ob Sie mich kennen.“ K. sah sie mit zusammengezogenen Augen an. „Gewiss“, sagte er, „Sie wohnen doch schon längere Zeit bei Frau Grubach.“ „Sie kümmern sich aber, wie ich glaube, nicht viel um die Pension“, sagte Fräulein Montag. „Nein“, sagte K. „Wollen Sie sich nicht setzen?“ sagte Fräulein Montag. Sie zogen beide schweigend zwei Sessel am äussersten Ende des Tisches hervor und setzten sich einander gegenüber. Aber Fräulein Montag stand gleich wieder auf, denn sie hatte ihr Handtäschchen auf dem Fensterbrett liegengelassen und ging es holen; sie schleifte durch das ganze Zimmer. Als sie, das Handtäschchen leicht schwenkend, wieder zurückkam, sagte sie: „Ich möchte nur im Auftrag meiner Freundin ein paar Worte mit Ihnen sprechen. Sie wollte selbst kommen, aber sie fühlt sich heute ein wenig unwohl. Sie möchten sie entschuldigen und mich statt ihrer anhören. Sie hätte Ihnen auch nichts anderes sagen können, als ich Ihnen sagen werde. Im Gegenteil, ich glaube, ich kann Ihnen sogar mehr sagen, da ich doch verhältnismässig unbeteiligt bin. Glauben Sie nicht auch?“
>
> „Was wäre denn zu sagen?“ antwortete K., der dessen müde war, die Augen des Fräulein Montag fortwährend auf seine Lippe gerichtet zu sehen. Sie masste sich dadurch eine Herrschaft schon darüber an, was er erst sagen wollte. „Fräulein Bürstner will mir offenbar die persönliche Aussprache, um die ich sie gebeten habe, nicht bewilligen." "Das ist es“, sagte Fräulein Montag, „oder vielmehr, so ist es gar nicht, Sie drücken es sonderbar scharf aus. Im allgemeinen werden doch Aussprachen weder bewilligt, noch geschieht das Gegenteil. Aber es kann geschehen, dass man Aussprachen für unnötig hält, und so ist es eben hier. Jetzt, nach Ihrer Bemerkung, kann ich ja

[93] Vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 69.
[94] Vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 70.

> offen reden. Sie haben meine Freundin schriftlich oder mündlich um eine Unterredung gebeten. Nun weiss aber meine Freundin, so muss ich wenigstens annehmen, was diese Unterredung betreffen soll, und ist deshalb aus Gründen, die ich nicht kenne, überzeugt, dass es niemandem Nutzen bringen würde, wenn die Unterredung wirklich zustande käme. Im übrigen erzählte sie mir erst gestern und nur ganz flüchtig davon, sie sagte hierbei, dass auch Ihnen jedenfalls nicht viel an der Unterredung liegen könne, denn Sie wären nur durch einen Zufall auf einen derartigen Gedanken gekommen und würden selbst auch ohne besondere Erklärung, wenn nicht schon jetzt, so doch sehr bald die Sinnlosigkeit des Ganzen erkennen. Ich antwortete darauf, dass das richtig sein mag, dass ich es aber zur vollständigen Klarstellung doch für vorteilhaft hielte, Ihnen eine ausdrückliche Antwort zukommen zu lassen. Ich bot mich an, diese Aufgabe zu übernehmen, nach einigem Zögern gab meine Freundin mir nach. Ich hoffe, nun aber auch in Ihrem Sinne gehandelt zu haben; denn selbst die kleinste Unsicherheit in der geringfügigsten Sache ist doch immer quälend, und wenn man sie, wie in diesem Falle, leicht beseitigen kann, so soll es doch besser sofort geschehen." „Ich danke Ihnen", sagte K. sofort, stand langsam auf, sah Fräulein Montag an, dann über den Tisch hin, dann aus dem Fenster – das gegenüberliegende Haus stand in der Sonne – und ging zur Tür. Fräulein Montag folgte ihm ein paar Schritte, als vertraue sie ihm nicht ganz. Vor der Tür mussten aber beide zurückweichen, denn sie öffnete sich, und der Hauptmann Lanz trat ein. K. sah ihn zum erstenmal aus der Nähe. Er war ein grosser, etwa vierzigjähriger Mann mit braungebranntem, fleischigem Gesicht. Er machte eine leichte Verbeugung, die auch K. galt, ging dann zu Fräulein Montag und küsste ihr ehrerbietig die Hand. Er war sehr gewandt in seinen Bewegungen. Seine Höflichkeit gegen Fräulein Montag stach auffallend von der Behandlung ab, die sie von K. erfahren hatte. Trotzdem schien Fräulein Montag K. nicht böse zu sein. Denn sie wollte ihn sogar, wie K. zu bemerken glaubte, dem Hauptmann vorstellen. Aber K. wollte nicht vorgestellt werden, er wäre nicht imstande gewesen, weder dem Hauptmann noch Fräulein Montag gegenüber irgendwie freundlich zu sein, der Handkuss hatte sie für ihn zu einer Gruppe verbunden, die ihn unter dem Anschein äusserster Harmlosigkeit und Uneigennützigkeit von Fräulein Bürstner abhalten wollte.[95]

Fräulein Montag gibt sich als die *Freundin von Fräulein Bürstner* aus, was sie aber – so die Annahme – gar nicht ist. *Fräulein Montag* erklärt *Josef K.*, dass sie *im Auftrag ihrer Freundin ein paar Worte mit ihm sprechen wolle, dass Fräulein Bürstner selbst kommen wollte, sich heute aber ein wenig unwohl fühle.* Dieses ist – so die Annahme – eine dreiste Lüge und *Josef K.* wird selber nachher noch feststellen, dass *Fräulein Bürstner* sich in ihrem Zimmer, wo sie ja wohl gewesen wäre, wenn sie sich *unwohl* gefühlt hätte, gar nicht befindet.[96] *Fräulein Montag* erklärt weiter, dass für *Fräulein Bürstner* klar sei, dass die von ihm, *Josef K.*, gewünschte *Unterredung niemandem Nutzen bringen würde*. Auch *ihm selber könne nicht viel an der Unterredung liegen, denn er wäre nur durch einen Zufall auf einen derartigen Gedanken gekommen.* Mit dem *Zufall* meint *Fräulein Montag*, ohne dass sie es sagen würde, jenes mitternächtliche Zusammentreffen von *Josef K.* mit *Fräulein Bürstner*[97], mit dem die gegen *Josef K.* Prozessierenden – so die Annahme – überhaupt nicht gerechnet hatten. In deren Sicht muss es sich, wie *Fräulein Montag* sich ausdrückt, um einen blossen *Zufall* handeln, der keine Rolle spielen darf, der unbedeutend, ja *sinnlos* sein muss.

Josef K. schenkt der von *Fräulein Montag* gegebenen Erklärung im ersten Moment Glauben. Er glaubt insbesondere auch, dass ihm diese Erklärung von *Fräulein Bürstner* übermittelt worden ist. Aus diesem Grund fühlt er sich jetzt gleich verlassen wie damals,

---

[95] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 70ff.
[96] Vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 73, und unten, Zitat Z.24.
[97] Vgl. oben, Abschnitt III.

als er feststellte, wie die Nachbarn seine *Verhaftung neugierig* verfolgten[98]. *Er steht langsam auf, sieht Fräulein Montag an, dann über den Tisch hin, dann aus dem Fenster – das gegenüberliegende Haus steht in der Sonne – und geht zur Tür*. *Fräulein Montag folgt ihm ein paar Schritte, als vertraue sie ihm nicht ganz.*

Mit dem unvermittelten Auftreten von *Hauptmann Lanz*, der als Hilfestellung für *Fräulein Montag* eingeplant ist, gelangt *Josef K.* – so die Annahme – schlagartig zur Einsicht, dass nicht *Fräulein Bürstner* die *Unterredung* mit ihm verweigert hat, sondern dass *Fräulein Montag* und *Hauptmann Lanz ihn unter dem Anschein äusserster Harmlosigkeit und Uneigennützigkeit von Fräulein Bürstner abhalten wollen*. Also hofft er doch wieder, *Fräulein Bürstner* noch zu erreichen, versteht hinwiederum aber deren von ihm – wie hier angenommen – fälschlich unterstellte Verweigerung nicht. Er fasst diese als einen ungebührlichen *Widerstand* auf und redet impulsiv sich ein, dass *Fräulein Bürstner*, das ein *kleines Schreibmaschinenfräulein* ist, *ihm nicht lange Widerstand leisten* wird.[99] Damit freilich unterschätzt er – so die Annahme – *Fräulein Bürstner*. Sie weiss – so wird angenommen – sehr viel mehr über den *Prozess* als er, kennt auch seine wirkliche Lage sehr viel besser als er.[100]

Ohne noch etwas zu sagen, entfernt *Josef K.* sich von *Fräulein Montag* und *Hauptmann Lanz*.

(Z.24)

„Er wollte gleich in sein Zimmer gehen, aber ein kleines Lachen des Fräulein Montag, das er hinter sich aus dem Esszimmer hörte, brachte ihn auf den Gedanken, dass er vielleicht beiden, dem Hauptmann wie Fräulein Montag, eine Überraschung bereiten könnte. Er sah sich um und horchte, ob aus irgendeinem der umliegenden Zimmer eine Störung zu erwarten wäre, es war überall still, nur die Unterhaltung aus dem Esszimmer war zu hören und aus dem Gang, der zur Küche führte, die Stimme der Frau Grubach. Die Gelegenheit schien günstig, K. ging zur Tür von Fräulein Bürstners Zimmer und klopfte leise. Da sich nichts rührte, klopfte er nochmals, aber es erfolgte noch immer keine Antwort. Schlief sie? Oder war sie wirklich unwohl? Oder verleugnete sie sich nur deshalb, weil sie ahnte, dass es nur K. sein konnte, der so leise klopfte? K. nahm an, dass sie sich verleugnete, und klopfte stärker, öffnete schliesslich, da das Klopfen keinen Erfolg hatte, vorsichtig und nicht ohne das Gefühl, etwas Unrechtes und überdies Nutzloses zu tun, die Tür. Im Zimmer war niemand. Es erinnerte übrigens kaum mehr an das Zimmer, wie es K. gekannt hatte. An der Wand waren nun zwei Betten hintereinander aufgestellt, drei Sessel in der Nähe der Tür waren mit Kleidern und Wäsche überhäuft, ein Schrank stand offen. Fräulein Bürstner war wahrscheinlich fortgegangen, während Fräulein Montag im Esszimmer auf K. eingeredet hatte. K. war dadurch nicht sehr bestürzt, er hatte kaum mehr erwartet, Fräulein Bürstner so leicht zu treffen, er hatte diesen Versuch fast nur aus Trotz gegen Fräulein Montag gemacht. Um so peinlicher war es ihm aber, als er, während er die Tür wieder schloss, in der offenen Tür des Esszimmers Fräulein Montag und den Hauptmann sich unterhalten sah. Sie standen dort vielleicht schon, seitdem K. die Tür geöffnet hatte, sie vermieden jeden Anschein, als ob sie K. etwa beobachteten, sie unterhielten sich leise und verfolgten K.s Bewegungen mit den Blicken nur so, wie wenn man während eines Gesprächs zerstreut herumblickt. Aber auf K. lagen diese Blicke doch schwer, er beeilte sich, an der Wand entlang in sein Zimmer zu kommen.“[101]

---

[98] Vgl. oben, Zitat Z.8.
[99] Vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 72.
[100] Vgl. dazu oben, Abschnitt III, sowie Einleitendes Exposé, 4. Abschnitt.
[101] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 70.

Das *Zimmer* von *Fräulein Bürstner* ist in Wirklichkeit – so die Annahme – ganz von *Fräulein Montag* in Besitz genommen, *weshalb es kaum mehr an das Zimmer erinnert, das Josef K. gekannt hat*. Man hat *an der Wand zwei Betten hintereinander nur aufgestellt*, um – so die Annahme – vorzutäuschen, dass *Fräulein Bürstner* auch noch im Zimmer wohnt. Zugleich will man – so die weitergehende Annahme – vortäuschen, welche Kontrollmacht man über *Fräulein Bürstner* besitze respektive über deren, von ihnen in Wirklichkeit gar nicht zu beherrschende, phantastische Welt.

Josef K. erkennt zwar richtig, dass man ihn *unter dem Anschein äusserster Harmlosigkeit und Uneigennützigkeit von Fräulein Bürstner abhalten will,*[102] kann sich aber nicht vorstellen, dass *Fräulein Bürstner* gar nicht mehr – wie hier angenommen wird – in der *Pension* sich befindet. Er bemerkt zwar, dass *Fräulein Montag* und *Hauptmann Lanz* ihm etwas vorspielen, er vermag die beiden aber nicht zu durchschauen, bringt sie auch nicht mit seinem *Prozess* in Verbindung. Deshalb fühlt er sich, wie *Fräulein Montag* und *Hauptmann Lanz* ihn beim Verlassen des leeren *Zimmers* von *Fräulein Bürstner* beobachten, wie ertappt. Umso mehr – so die Annahme – können die beiden so tun, als gehe sie das Ganze nichts an.

VI. Aufbau und Ideologie des ungewöhnlichen Gerichts

Josef K. ist während seiner *Verhaftung* derart auf den *Aufseher* und die beiden *Wächter* konzentriert, dass er die *drei* ebenfalls anwesenden, aber nicht eingreifenden *untergeordneten Beamten der Bank* erst spät überhaupt erkennt.[103]

> **(Z.25)**
> „Wie?“ rief K. und staunte die drei an. Diese so uncharakteristischen, blutarmen, jungen Leute, die er immer noch nur als Gruppe bei den Photographien in der Erinnerung hatte, waren tatsächlich Beamte aus seiner Bank, nicht Kollegen, das war zu viel gesagt und bewies eine Lücke in der Allwissenheit des Aufsehers, aber untergeordnete Beamte aus der Bank waren es allerdings. Wie hatte K. das übersehen können? Wie hatte er doch hingenommen sein müssen von dem Aufseher und den Wächtern, um diese drei nicht zu erkennen! Den steifen, die Hände schwingenden Rabensteiner, den blonden Kullich mit den tiefliegenden Augen und Kaminer mit dem unausstehlichen, durch eine chronische Muskelzerrung bewirkten Lächeln.[104]

Der die *Verhaftung* leitende *Aufseher* gibt gegenüber *Josef K.* vor, dass die *drei* – wie er sie bezeichnet – *Kollegen* nur dabei seien, um *K.s* nachherige *Ankunft in der Bank möglichst unauffällig zu machen*.[105] In Wirklichkeit – so die Annahme – sind die *drei Beamten* von der *Bank* beordert, um die *Verhaftung* von *Josef K.* zu überwachen und zu rapportieren. Wenn sie während der von ihnen überwachten *Verhaftung Josef K.s* nebenher die *Photographien* von *Fräulein Bürstner* durchwühlen[106], dann tun sie es primär –

[102] Vgl. oben, Zitat Z.23.
[103] Vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 18.
[104] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 18f.
[105] Vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 18.
[106] Vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 14 und S. 18 sowie oben Zitat Z.6.

so die weitergehende Annahme – aus voyeuristischen Gründen. Gegen die phantastische Welt, der Fräulein Bürstner angehört,[107] vermögen sie nichts.

Josef K. überlegt nicht weiter, warum die *drei untergeordneten Beamten aus der Bank* bei seiner *Verhaftung* zugegen sind. Er redet sich sogar ein, dass praktisch niemand und auch in der *Bank* niemand von seiner *Verhaftung* weiss. Er ist ja nicht festgesetzt, sondern kann, so scheint es, sein Leben wie bislang fortführen. Dieses verleitet ihn gegenüber dem *Aufseher* sogar zur Bemerkung, dass *auch die Mitteilung von der Verhaftung nicht einmal sehr notwendig gewesen sei*[108]. In Wirklichkeit weiss – so die Annahme – nahezu das ganze Umfeld von *Josef K.* und wissen sogar auch die *Diener der Bank*[109] Bescheid. Auch die *Nachbarn* wissen sofort Bescheid, was vor sich geht,[110] und es wissen – so die Annahme – auch die meisten der in der *Pension* von *Josef K.* lebenden Menschen Bescheid.

Nur hüten sich alle diejenigen, die nicht unmittelbar mit dem *Prozess* gegen *Josef K.* befasst sind, davor – so die Annahme –, ihn auf den *Prozess* anzusprechen. Einerseits wissen sie, dass da etwas im Gange ist, an dem man selber nicht rühren, was man höchstens hinter vorgehaltener Hand ansprechen darf. Andererseits möchten die den *Prozess* bestimmenden Personen auch nicht, dass man über die *Prozesse* offen spricht, da sie genau wissen, dass diese *Prozesse* unrechtmässig erfolgen.

> **(Z.26)**
> K. lebte doch in einem Rechtsstaat, überall herrschte Friede, alle Gesetze bestanden aufrecht, wer wagte, ihn in seiner Wohnung zu überfallen?[111]

Die gegen *Josef K.* vorgehenden *verleumderischen*[112] Kreise der *höheren Klassen*[113] können ihn offen nicht *anklagen*. Kein *gewöhnliches Gericht* würde eine *Anklage* wegen Bemühens um *Unschuld* akzeptieren. Deshalb bedürfen sie – so die Annahme – der Unterstützung von Leuten, die *Verhaftungen*, *Untersuchungen*, *Verhöre*, *Urteile* gegen die *Verleumdeten* an schwer einsehbaren Orten vollstrecken, es dort dann aber ganz offen tun können.

Es existiert – so die nachstehend am *Prozess* gegen *Josef K.* belegte Annahme – unterhalb des *Rechtsstaates* und seiner *Gesetze* eine von den *verleumderischen* Kreisen der *höheren Klassen* gedeckte Sphäre des Gesellschaftlichen, innerhalb derer die geltenden *Gesetze* ausser Kraft gesetzt sind. Diese rechtsfreie Sphäre wurde – so die Annahme – von dunklen Kreisen der niederen Klassen gebildet, und zwar in Reaktion auf den andauernden Ausbeutungs- und unmässigen Selbsterhaltungsdruck seitens der *höheren Klassen*. Diese Reaktion zur Herstellung rechtsfreier Sphären stellt nun aber keine Widerstandsform, sondern – so die weitergehende Annahme – eine ins Radikale getriebene Identifizierung mit der von den *höheren Klassen* vorexerzierten Unterdrückung alles lebendig Vernünftigen dar. Was gewisse Kreise der *höheren Klassen* an

---

[107] Vgl. dazu oben, Abschnitt III.
[108] Vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 18.
[109] Vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 81.
[110] Vgl. oben, Abschnitt II.
[111] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 9 (oben bereits zitiert, vgl. Zitat Z.2).
[112] Zum Wortgebrauch vgl. oben, Zitat Z.1.
[113] Zum Wortgebrauch, vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 57.

Unterdrückung in täuschend-feiner Form vordemonstrieren, machen ihnen – so dann die Annahme – dunkle Kreise der niederen Klassen in direkt-gewalttätiger Weise nach. Während erstere sich vordergründig an die *rechtsstaatlichen* Standards halten, um sie untergründig in Permanenz zu verletzen, erklären letztere die Verletzung dieser Standards offen zu ihrem Programm, verfolgen dieses Programm an gesellschaftlichen schwer einsehbaren, von ersteren zugelassenen und geschützten Orten.

Diese Orte befinden sich in den *Vorstädten*, konkret auf den *Dachböden* der dortigen, von der Armutsbevölkerung bewohnten *Miethäusern*.[114] Auf den *Dachböden* dieser *Häuser* befinden sich die so genannten *Untersuchungszimmer* und *Gerichtskanzleien*, in denen die ungewöhnlichen *Prozesse* unrechtmässig durchgeführt werden. Hier auch finden sich die Angehörigen der dunklen Kreise der niedrigen Klassen, die – was nachstehend verdeutlicht wird – ein gewöhnliches *Gericht* vortäuschen und als *Untersuchungsrichter*, *Richter*, *Gerichtskanzlisten*, *Beamte*, *Wächter, Aufseher*, *Gerichtsdiener*, *Gerichtsmaler* fungieren.[115]

Von den Mitgliedern der dunklen Kreise der niederen Klassen werden die *verleumderischen* Kreise der *höheren Klassen* als die *hohen Behörden*[116] bezeichnet, ganz so, wie es einer der beiden *Josef K. verhaftenden Wächter* tut[117]. Diese *hohen Behörden* sind, wie vom *Wächter* ebenfalls festgestellt,[118] den dunklen Kreisen der niederen Klassen, denen unter anderen die beiden *Wächter* und der *Aufseher* angehören, weitestgehend unbekannt. Sie *kennen* von den *hohen Behörden* nur die *niedrigsten Grade*[119] wie beispielsweise die *drei* bei der *Verhaftung* von *Josef K.* anwesenden *untergeordneten Beamten aus der Bank*.

Die die *Prozesse* leitenden, als *hohe Behörden* bezeichneten *verleumderischen* Kreise der *höheren Klassen* agieren – so die Annahme – verdeckt und inkognito. Auf diese Weise suchen sie zu verhindern, für ihr verbrecherisches Tun, sollte es als solches einmal verfolgt werden, belangt werden zu können. Sie sind aber diejenigen – so die Annahme –, die die *Prozesse* führen und auch entscheiden, wer wann *verhaftet,* was wann in einem *Prozess* im Grundsatz unternommen, wann ein Endurteil gesprochen wird, usw. Zugleich sind sie besorgt dafür – so die Annahme –, dass die dunklen Kreise der niederen Klassen, die in ihrem Auftrag die *Prozesse* gegen die *Angeklagten* unmittelbar vorantreiben, vor Verfolgung durch die gewöhnliche Justiz geschützt bleiben.

Josef K. geht – so die Annahme – beständig davon aus, dass der gegen ihn laufende *Prozess* einzig von denjenigen Leuten geführt wird, die das ungewöhnliche *Gericht* auf den *Dachböden* betreiben. Er vermag nicht zu erkennen, dass sich seine grössten Feinde gar nicht auf den *Dachböden* befinden, sondern just dort, wo er selber arbeitet, insbesondere in seiner eigenen *Bank*. Diese Leute nämlich – so die Annahme – wohnen in *Villen* wie der *Bankdirektor*[120] und veranstalten *Segelpartien* wie der *Bankdirek-*

[114] Vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 33ff.
[115] Zum Wortgebrauch je nach Vorkommen in den folgenden Abschnitten.
[116] Zum Wortgebrauch vgl. oben, Zitat Z.3.
[117] Vgl. dazu oben, Zitat Z.3.
[118] Vgl. dazu oben, Zitat Z.3.
[119] Zum Wortgebrauch vgl. oben, Zitat Z.3.
[120] Vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 20.

tor-Stellvertreter[121]. Sie unmittelbar bilden im Verbund mit anderen Mitgliedern der *höheren Klassen* – so die Annahme – die *hohen Behörden*. Sie sind es, die die um *Unschuld* sich bemühenden Menschen *verleumden*, *verhaften* lassen und der auf den *Dachböden* hausenden *untersten Beamtenschaft*[122] zutreiben.

Die ungewöhnlichen *Prozesse* basieren somit also – so die Annahme – auf der Zusammenarbeit von *verleumderischen* Kreisen der *höheren Klassen* und dunklen Kreisen der niederen Klassen, wobei erstere Kreise die Befehlsgewalt innehaben, letztere Kreise das Operative besorgen.

VII. Vorladung und Weg zur ersten Untersuchung in der Vorstadt

Rund eine Woche nach seiner *Verhaftung* wird *Josef K.* in der *Bank* antelefoniert. Es wird ihm mitgeteilt, dass er für den nächsten *Sonntag* zu einer *ersten Untersuchung* in *ein Haus in einer entlegenen Vorstadtstrasse* vorgeladen sei.[123]

> **(Z.27)**
> K. hängte, als er diese Meldung erhalten hatte, ohne zu antworten, den Hörer an; er war gleich entschlossen, Sonntag hinzugehen, es war gewiss notwendig, der Prozess kam in Gang und er musste sich dem entgegenstellen, diese erste Untersuchung sollte auch die letzte sein. Er stand noch nachdenklich am Apparat, da hörte er hinter sich die Stimme des Direktor-Stellvertreters, der telephonieren wollte, dem aber K. den Weg verstellte. „Schlechte Nachrichten?“ fragte der Direktor-Stellvertreter leichthin, nicht um etwas zu erfahren, sondern um K. vom Apparat wegzubringen. „Nein, nein“, sagte K., trat beiseite, ging aber nicht weg. Der Direktor-Stellvertreter nahm den Hörer und sagte, während er auf die telephonische Verbindung wartete, über das Hörrohr hinweg: „Eine Frage, Herr K.: Möchten Sie mir Sonntag früh das Vergnügen machen, eine Partie auf meinem Segelboot mitzumachen? Es wird eine grössere Gesellschaft sein, gewiss auch ihre Bekannten darunter. Unter anderem Staatsanwalt Hasterer. Wollen Sie kommen? Kommen Sie doch!“ K. versuchte, darauf achtzugeben, was der Direktor-Stellvertreter sagte. Es war nicht unwichtig für ihn, denn diese Einladung des Direktor-Stellvertreters, mit dem er sich niemals sehr gut vertragen hatte, bedeutete einen Versöhnungsversuch von dessen Seite und zeigte, wie wichtig K. in der Bank geworden war und wie wertvoll seine Freundschaft oder wenigstens seine Unparteilichkeit dem zweithöchsten Beamten der Bank erschien. Diese Einladung war eine Demütigung des Direktor-Stellvertreters, mochte sie auch nur in Erwartung der telefonischen Verbindung über das Hörrohr hinweg gesagt sein. Aber K. musste eine zweite Demütigung folgen lassen, er sagte: „Vielen Dank! Aber ich habe leider Sonntag keine Zeit, ich habe schon eine Verpflichtung.“ „Schade“, sagte der Direktor-Stellvertreter und wandte sich dem telephonischen Gespräch zu, das gerade hergestellt worden war. Es war kein kurzes Gespräch, aber K. blieb in seiner Zerstreutheit die ganze Zeit über neben dem Apparat stehen. Erst als der Direktor-Stellvertreter abläutete, erschrak er und sagte, um sein unnützes Dasein nur ein wenig zu entschuldigen: „Ich bin antelephoniert worden, ich möchte irgendwo hinkommen, aber man hat vergessen, mir zu sagen, zu welcher Stunde.“ „Fragen Sie doch noch einmal nach“, sagte der Direktor-Stellvertreter. „Es ist nicht so wichtig“, sagte K., obwohl dadurch seine frühere, schon an sich mangelhafte Entschuldigung noch weiter verfiel. Der Direktor-Stellvertreter sprach noch im Weggehen über andere Dinge. K. zwang sich auch zu antworten, dachte aber hauptsächlich daran, dass es am besten sein werde, Sonntag

[121] Vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 33.
[122] Zum Wortgebrauch vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 78.
[123] Vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 32.

> um neun Uhr vormittags hinzukommen, da zu dieser Stunde an Werktagen alle Gerichte zu arbeiten anfangen.[124]

Der *Direktor-Stellvertreter* ist – so die Annahme – in den *Prozess* gegen *Josef K.* involviert und also im Voraus über den Anruf, den *Josef K.* soeben erhalten hat, informiert. Er weiss, dass *Josef K.* am folgenden *Sonntag* zu einer *ersten Untersuchung* in seinem *Prozess* vorgeladen wird. Absichtlich unmittelbar nach der *telefonischen* Vorladung unterbreitet er ihm – so die weitergehende Annahme – die *Einladung* zur *Segelpartie* für denselben Sonntag. Auf diese Weise zwingt er *Josef K.* dazu, sich sofort für das eine oder das andere festzulegen. Man weiss – so die Annahme –, dass jeder *Verhaftete*, der zu Recht ja als *unschuldig* sich wähnt, zögert, einer solchen Vorladung überhaupt Folge zu leisten, dementsprechend zuwartet, schliesslich vielleicht nicht hingeht. Dem will man zuvorkommen, indem man den *Angeklagten* durch einen, im Fall von *Josef K.* durch den *Direktor-Stellvertreter* angewendeten Trick dazu bringen will, sofort sich zu entscheiden und festzulegen. Falls der *Angeklagte* entscheidet, zur *ersten Untersuchung* nicht hinzugehen, weiss man es auch sofort und kann neu disponieren.

Eine besondere Spitze der vom *Direktor-Stellvertreter* ausgesprochenen *Einladung* – so die Annahme – liegt im Hinweis darauf, dass bei der *Segelpartie Staatsanwalt Hasterer* dabei sein werde. Auch von der *Freundschaft* von *Josef K.* zu *Staatsanwalt Hasterer*[125] weiss der *Direktor-Stellvertreter* Bescheid. Er kann – so die Annahme – wie nebenbei *Josef K.* dazu zwingen, indirekt auch *Hasterer* eine Absage, überhaupt der bei der Segelpartie zusammenkommenden Gesellschaft eine Absage zu erteilen. Dieses alles macht der *Direktor-Stellvertreter*, wie analog schon *Fräulein Montag*, *unter dem Anschein äusserster Harmlosigkeit und Uneigennützigkeit*[126]. *Josef K.* vermag auch den *Direktor-Stellvertreter* – so die Annahme – nicht zu durchschauen, deutet seine *Einladung* völlig verkehrt als einen *Versöhnungsversuch* und gar eine *Demütigung des Direktor-Stellvertreters*. Es ist – so die weitergehende Annahme – gerade anders herum, der *Direktor-Stellvertreter demütigt* ihn. Da *Josef K.* aber gar nichts versteht – so ist anzunehmen –, kann ihn die Demütigung nicht mal recht treffen.

Zudem wäre *Josef K.* auch ohne den Trick des *Direktor-Stellvertreters* zur *ersten Untersuchung* hingegangen. *Er ist gleich entschlossen, Sonntag hinzugehen, es ist gewiss notwendig, der Prozess kommt in Gang und er muss sich dem entgegenstellen, diese erste Untersuchung soll auch die letzte sein. Josef K.* fürchtet sich nicht vor der angekündigten *Untersuchung*, glaubt in aller Naivität, dass seine *Unschuld* rasch als *Unschuld* sich erweise, *die Untersuchung die letzte sei*.

Josef K. macht sich am folgenden *Sonntag* auf den Weg zur *ersten Untersuchung*.

> **(Z.28)**
>
> Sonntag war trübes Wetter. K. war sehr ermüdet, da er wegen einer Stammtischfeierlichkeit bis spät in die Nacht im Gasthaus geblieben war, er hätte fast verschlafen. Eilig, ohne Zeit zu haben, zu überlegen und die verschiedenen Pläne, die er während der Woche ausgedacht hatte, zusammenzustellen, kleidete er sich an und lief, ohne zu frühstücken, in die ihm bezeichnete Vorstadt. Eigentümlicherweise traf er, obwohl

[124] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 32f.
[125] Vgl. dazu oben, Abschnitt IV.
[126] Vgl. dazu oben, Zitat Z.23.

> er wenig Zeit hatte, umherzublicken, die drei an seiner Angelegenheit beteiligten Beamten, Rabensteiner, Kullich und Kaminer. Die ersten zwei fuhren in einer Elektrischen quer über K.s Weg, Kaminer aber sass auf der Terrasse eines Kaffeehauses und beugte sich gerade, als K. vorüberkam, neugierig über die Brüstung. Alle sahen ihm wohl nach und wunderten sich, wie ihr Vorgesetzter lief; es war irgendein Trotz, der K. davon abgehalten hatte, zu fahren, er hatte Abscheu vor jeder, selbst der geringsten fremden Hilfe in dieser seiner Sache, auch wollte er niemanden in Anspruch nehmen und dadurch selbst nur im allerentferntesten einweihen; schliesslich hatte er aber auch nicht die geringste Lust, sich durch allzu grosse Pünktlichkeit vor der Untersuchungskommission zu erniedrigen. Allerdings lief er jetzt, um nur möglichst um neun einzutreffen, obwohl er nicht einmal für eine bestimmte Stunde einbestellt war.[127]

Die *drei untergeordneten Beamten aus der Bank* kreuzen nicht zufällig den *Weg* von *Josef K.*, sondern sind wiederum – so die Annahme – wie schon bei der *Verhaftung* von der *Bank* beordert, ihren *Vorgesetzten*, *wie* er noch in der Innenstadt *läuft*, auf seinem Weg zur *ersten Untersuchung* zu überwachen. *Der steife, die Hände schwingende Rabensteiner, der blonde Kullich mit den tiefliegenden Augen und Kaminer mit dem unausstehlichen, durch eine chronische Muskelzerrung bewirkten Lächeln*[128] bilden den verlängerten Arm der *hohen Behörden*[129]. Weil die *drei* auf einen bestimmten äusseren physiognomischen Ausdruck festgelegt sind, müssen sie – so die Annahme – gegenüber den *Angeklagten* weniger aktiv etwas vorspielen, was für das ungewöhnliche *Gericht* von grossem Vorteil ist.

Josef K. verlässt die reichere *Innenstadt* und gelangt in die von ärmeren Menschen bewohnte *Vorstadt*, wo von den *drei untergeordneten Beamten aus der Bank* dann nichts mehr zu sehen sein wird.

> **(Z.29)**
>
> Er hatte gedacht, das Haus schon von der Ferne an irgendeinem Zeichen, das er sich selbst nicht genau vorgestellt hatte, oder an einer besonderen Bewegung vor dem Eingang schon von weitem zu erkennen. Aber die Juliusstrasse, in der es sein sollte, und an deren Beginn K. einen Augenblick stehenblieb, enthielt auf beiden Seiten fast ganz einförmige Häuser, hohe, graue, von armen Leuten bewohnte Miethäuser. Jetzt, am Sonntagmorgen, waren die meisten Fenster besetzt, Männer in Hemdärmeln lehnten dort und rauchten oder hielten kleine Kinder vorsichtig und zärtlich an den Fensterrand. Andere Fenster waren hoch mit Bettzeug angefüllt, über dem flüchtig der zerraufte Kopf einer Frau erschien. Man rief einander über die Gasse zu, ein solcher Zuruf bewirkte gerade über K. ein grosses Gelächter. Regelmässig verteilt befanden sich in der langen Strasse kleine, unter dem Strassenniveau liegende, durch ein paar Treppen erreichbare Läden mit verschiedenen Lebensmitteln. Dort gingen Frauen aus und ein oder standen auf den Stufen und plauderten. Ein Obsthändler, der seine Waren zu den Fenstern hinauf empfahl, hätte, ebenso unaufmerksam wie K., mit seinem Karren diesen fast niedergeworfen. Eben begann ein in besseren Stadtvierteln ausgedientes Grammophon mörderisch zu spielen.[130]

So sehr Lebendigkeit in Form eines *plärrenden Grammophons* auch etwas *Mörderisches* an sich haben kann, strahlt – so die Annahme – die *Juliusstrasse* in dem von *Josef K.* begangenen Teil ein positiv Lebendiges aus. Von einer offen gegen *Josef K.* geführten *Untersuchung* ist hier nichts zu spüren, wie angespannt *Josef K.* mit Blick auf

---

[127] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 33f.
[128] Vgl. oben, Zitat Z.26.
[129] Zum Wortgebrauch vgl. oben, Zitat Z.3.
[130] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 34.

das möglicherweise Kommende auch ist. Die hier lebende Armutsbevölkerung – so die Annahme – steht permanent unter Druck, findet bestenfalls jetzt am *Sonntag* etwas Erholung, stellt jedenfalls für die *verleumderischen*[131] Kreise der *höheren Klassen*[132] keine Bedrohung dar. Also finden – so die Annahme – auch *keine* Prozesse gegen deren Mitglieder statt. Die Armutsbevölkerung läuft aber immer Gefahr – so die Annahme –, von jenen dunklen Kreisen der niederen Klassen angezogen oder sogar aufgesogen zu werden.

> **(Z.30)**
> K. ging tiefer in die Gasse hinein, langsam, als hätte er nun schon Zeit oder als sähe ihn der Untersuchungsrichter aus irgendeinem Fenster und wisse also, dass sich K. eingefunden habe. Es war kurz nach neun. Das Haus lag ziemlich weit, es war fast ungewöhnlich ausgedehnt, besonders die Toreinfahrt war hoch und weit. Sie war offenbar für Lastfuhren bestimmt, die zu verschiedenen Warenmagazinen gehörten, die jetzt versperrt den grossen Hof umgaben und Aufschriften von Firmen trugen, von denen K. einige aus dem Bankgeschäft kannte. Gegen seine sonstige Gewohnheit sich mit allen diesen Äusserlichkeiten genauer befassend, blieb er auch ein wenig am Eingang des Hofes stehen. In seiner Nähe auf einer Kiste sass ein blossfüssiger Mann und las eine Zeitung. Auf einem Handkarren schaukelten zwei Jungen. Vor einer Pumpe stand ein schwaches, junges Mädchen in einer Nachtjoppe und blickte, während das Wasser in ihre Kanne strömte, auf K. hin. In einer Ecke des Hofes wurde zwischen zwei Fenstern ein Strick gespannt, auf dem die zum Trocknen bestimmte Wäsche schon hing. Ein Mann stand unten und leitete die Arbeit durch ein paar Zurufe.[133]

Im Erdgeschoss des *Hauses* befinden sich die *Warenmagazine* von *Firmen*, zu denen auch die *Bank* von *Josef K.* in geschäftlicher Beziehung steht. Das ganze *Haus* dürfte – so die Annahme – im Besitz einer oder mehrerer der hier vertretenen *Firmen* oder vielleicht gar der *Bank* stehen. Das ungewöhnliche *Gericht*, das gegen *Josef K.* den *Prozess* unmittelbar führt, befindet sich, was *Josef K.* zum jetzigen Zeitpunkt noch nicht weiss, auf den *Dachböden* dieses *Hauses*. Die Besitzer des *Hauses* dulden – so die Annahme – das hier hausende ungewöhnliche *Gericht* nicht nur, sondern fördern es sogar, wenn auch auf verschlungenen, von aussen nicht zu durchschauenden Wegen. Vordergründig möchte man – so die Annahme – mit ihm nicht in Verbindung gebracht werden.

Mit den *Prozessen*, wie einer gegen *Josef K.* geführt wird, sollen die *Angeklagten*, was erst im Verlauf des *Prozesses* gegen *Josef K.* immer deutlicher wird, dazu gebracht werden, sich selber zu *beschuldigen* und schliesslich zu verurteilen. Dazu gehört bereits, dass sie möglichst von selber sich bemühen sollen, zum ungewöhnlichen *Gericht* zu finden, wodurch sie bereits – so das angenommene Kalkül – ihre *Schuld* sich einzugestehen beginnen. Aus diesem Grund – so die Annahme – finden sich im *Hof*, in welchem *Josef K.* sich jetzt befindet, keinerlei Hinweisschilder zum *Gericht*.

Josef K. kann nicht erkennen, welchen der *verschiedenen Treppenaufgänge* er nehmen muss, um zum *Zimmer* der *ersten Untersuchung* zu gelangen.

> **(Z.31)**

---

[131] Zum Wortgebrauch, vgl. oben, Zitat Z.1.
[132] Zum Wortgebrauch, vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 57.
[133] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 34f.

> K. wandte sich der Treppe zu, um zum Untersuchungszimmer zu kommen, stand dann aber wieder still, denn ausser dieser Treppe sah er im Hof noch drei verschiedene Treppenaufgänge und überdies schien ein kleiner Durchgang am Ende des Hofes noch in einen zweiten Hof zu führen. Er ärgerte sich, dass man ihm die Lage des Zimmers nicht näher bezeichnet hatte, es war doch eine sonderbare Nachlässigkeit oder Gleichgültigkeit, mit der man ihn behandelte, er beabsichtigte, das sehr laut und deutlich festzustellen. Schliesslich stieg er doch die Treppe hinauf und spielte in Gedanken mit einer Erinnerung an den Ausspruch des Wächters Willem, dass das Gericht von der Schuld angezogen werde, woraus eigentlich folgte, dass das Untersuchungszimmer an der Treppe liegen musste, die K. zufällig wählte.[134]

Da *Josef K.* zum aussergewöhnlichen *Gericht* hingeht, um seine *Unschuld* als solche erweisen zu lassen, wird dieses in Wahrheit – so die Annahme – nicht von der *Schuld*, sondern von der *Unschuld angezogen*. Das *Gericht* selber nur stellt es – so die weitergehende Annahme – berechnend verdreht dar, legt das Bemühen um *Unschuld* eben, und gar auch den Versuch, die *Unschuld* als solche vor *Gericht* zu erweisen, als *Schuld* aus.[135]

> **(Z.32)**
>
> Im ersten Stock begann die eigentliche Suche. Da er doch nicht nach der Untersuchungskommission fragen konnte, erfand er einen Tischler Lanz – der Name fiel ihm ein, weil der Hauptmann, der Neffe der Frau Grubach, so hiess – und wollte nun in allen Wohnungen nachfragen, ob hier ein Tischler Lanz wohne, um so die Möglichkeit zu bekommen, in die Zimmer hineinzusehen. Es zeigte sich aber, dass das meistens ohne weiteres möglich war, denn fast alle Türen standen offen und die Kinder liefen ein und aus. Es waren in der Regel kleine, einfenstrige Zimmer, in denen auch gekocht wurde. Manche Frauen hielten Säuglinge im Arm und arbeiteten mit der freien Hand auf dem Herd. Halbwüchsige, scheinbar nur mit Schürzen bekleidete Mädchen liefen am fleissigsten hin und her. In allen Zimmern standen die Betten noch in Benützung, es lagen dort Kranke oder noch Schlafende oder Leute, die sich dort in Kleidern streckten. An den Wohnungen, deren Türen geschlossen waren, klopfte K. an und fragte, ob hier ein Tischler Lanz wohne. Meistens öffnete eine Frau, hörte die Frage an und wandte sich ins Zimmer zu jemandem, der sich aus dem Bett erhob. „Der Herr fragt, ob ein Tischler Lanz hier wohnt." „Tischler Lanz?" fragte der aus dem Bett. „Ja", sagte K., obwohl sich hier die Untersuchungskommission zweifellos nicht befand und daher seine Aufgabe beendet war. Viele glaubten, es liege K. sehr viel daran, den Tischler Lanz zu finden, dachten lange nach, nannten einen Tischler, der aber nicht Lanz hiess, oder einen Namen, der mit Lanz eine ganz entfernte Ähnlichkeit hatte, oder sie fragten bei Nachbarn oder begleiteten K. zu einer weit entfernten Tür, wo ihrer Meinung nach ein derartiger Mann möglicherweise in Aftermiete wohne oder wo jemand sei, der bessere Auskunft als sie selbst geben könne. Schliesslich musste K. kaum mehr selbst fragen, sondern wurde auf diese Weise durch die Stockwerke gezogen. Er bedauerte seinen Plan, der ihm zuerst so praktisch erschienen war. Vor dem fünften Stockwerk entschloss er sich, die Suche aufzugeben, verabschiedete sich von einem freundlichen, jungen Arbeiter, der ihn weiter hinaufführen wollte, und ging hinunter. Dann aber ärgerte ihn wieder das Nutzlose dieser ganzen Unternehmung, er ging nochmals zurück und klopfte an die erste Tür des fünften Stockwerkes. Das erste, was er in dem kleinen Zimmer sah, war eine grosse Wanduhr, die schon zehn Uhr zeigte. „Wohnt ein Tischler Lanz hier?" fragte er. „Bitte", sagte eine junge Frau mit schwarzen, leuchtenden Augen, die gerade in einem Kübel Kinderwäsche wusch, und zeigte mit der nassen Hand auf die offene Tür des Nebenzimmers.[136]

---

[134] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 35.
[135] Vgl. dazu schon oben, Abschnitt I.
[136] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 35ff.

In diesem *Miethaus* leben offensichtlich noch ärmere Leute als an dem vorher von *Josef K.* begangenen Zugang in die *Juliusstrasse*. Die Familien wohnen in *einfenstrigen* Einzimmerwohnungen, in denen gleichzeitig gekocht, geschlafen und zusammengelebt wird. Manche Menschen liegen *krank* im Bett, manche *schlafen noch* und wieder andere ruhen sich *in Kleidern* im Bett aus. *Mütter* stehen *mit Säuglingen auf dem Arm* am Kochherd und *halbwüchsige, scheinbar nur mit Schürzen bekleidete Mädchen* laufen hin und her. Alle diese Menschen müssen sich – so die Annahme – in Permanenz um den Erhalt der eigenen Existenz und der ihrer Angehörigen kümmern, wodurch sie kaum noch, und nicht mal an einem *Sonntag*, Raum und Gelegenheit für ein offen Lebendiges jenseits des Überlebens finden. Sie stehen – so die weitergehende Annahme – in andauernder Gefahr, regredierende Konsequenzen aus ihrem mühseligen Leben zu ziehen und dem offen Lebendigen gleich ganz abzuschwören oder es sogar aktiv zu bekämpfen. Darin bestünde – so die Annahme – der fatale Schritt, den die auf den *Dachböden* Eingenisteten bereits getan haben.

Die *junge Frau*, die *Josef K.* zuletzt antrifft, erkennt diesen sofort als einen *Angeklagten* und weist ihm den Weg ins *Nebenzimmer*, worin die *Untersuchung* gegen ihn stattfinden soll.

VIII. Die politisch-psychische Zwangslage der untersten Beamtenschaft

Josef K. geht durch die *offene Tür des Nebenzimmers,* die ihm von der *jungen Frau* gewiesen wird[137].

> **(Z.33)**
>
> K. glaubte in eine Versammlung einzutreten. Ein Gedränge der verschiedensten Leute – niemand kümmerte sich um den Eintretenden – füllte ein mittelgrosses, zweifenstriges Zimmer, das knapp an der Decke von einer Galerie umgeben war, die gleichfalls vollständig besetzt war und wo die Leute nur gebückt stehen konnten und mit Kopf und Rücken an die Decke stiessen. K., dem die Luft zu dumpf war, trat wieder hinaus und sagte zu der jungen Frau, die ihn wahrscheinlich falsch verstanden hatte. „Ich habe nach einem Tischler, einem gewissen Lanz, gefragt?“ „Ja“, sagte die Frau, „gehen Sie, bitte, hinein.“ K. hätte ihr vielleicht nicht gefolgt, wenn die Frau nicht auf ihn zugegangen wäre, die Türklinke ergriffen und gesagt hätte: „Nach Ihnen muss ich schliessen, es darf niemand mehr hinein.“ „Sehr vernünftig“, sagte K., „es ist aber jetzt schon zu voll.“ Dann ging er aber doch wieder hinein.
>
> Zwischen zwei Männern hindurch, die sich unmittelbar bei der Tür unterhielten – der eine machte mit beiden, weit vorgestreckten Händen die Bewegung des Geldaufzählens, der andere sah ihm scharf in die Augen –, fasste eine Hand nach K. Es war ein kleiner, rotbäckiger Junge. „Kommen Sie, kommen sie“, sagte er. K. liess sich von ihm führen, es zeigte sich, dass in dem durcheinanderwimmelnden Gedränge doch ein schmaler Weg frei war, der möglicherweise zwei Parteien schied; dafür sprach auch, dass K. in den ersten Reihen rechts und links kaum ein ihm zugewendetes Gesicht sah, sondern nur die Rücken von Leuten, welche ihre Reden und Bewegungen nur an Leute ihrer Partei richteten. Die meisten waren schwarz angezogen, in alten, lang und lose hinunterhängenden Feiertagsröcken. Nur diese Kleidung beirrte K., sonst hätte er das Ganze für eine politische Bezirksversammlung angesehen.[138]

[137] Vgl. oben, Zitat Z.32.
[138] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 37.

Josef K. hat es – so die Annahme – in der Tat mit einer *Versammlung* zu tun, die ein bestimmtes Motiv verfolgt und in diesem Sinne durchaus *politisch* ist. Die *Versammelten* nämlich – so wird sich im Weiteren noch deutlicher zeigen – treten reflexartig allem Frischen, allem Aufrechten, allem Würdigen entgegen, um es sogleich wegdrücken zu können, und zwar nicht nur bei anderen Menschen, sondern bereits schon bei sich selber. Es handelt sich dabei allerdings – so die weitergehende Annahme – weniger um ein programmatisch oder ideologisch vorgeformtes Motiv, sondern vielmehr um ein psychisch bedingtes, ein den *Versammelten* wie unter einem psychischen Zwang sich aufdrängendes Motiv. Die *Versammelten* zwingen sich selber dazu, *auf der Galerie gebeugten Rückens*, *in dumpfer Luft dicht gedrängt* und in *alten, lang und lose hinunterhängenden Feiertagsröcken versammelt* zu stehen.

Die meisten von ihnen arbeiten und leben ausschliesslich auf den *Dachböden*,[139] können – so die Annahme – entweder nur noch in der dementsprechend praktisch toten Atmosphäre existieren oder nur noch in der Masse daraus heraus sich bewegen. Das *Zimmer*, in welchem sie *versammelt* stehen, befindet sich im *fünften Stockwerk* des *Miethauses*[140]*,* unmittelbar unter den *Dachböden*. Könnten sie hier nicht – so die Annahme – eine Masse von Gleichen bilden und, dank dieser, ihr kaum noch vorhandenes Ich wie mit einem Gerüst oder mit Krücken äusserlich stützen, hätten sie ernsthafte Schwierigkeiten, überhaupt noch sich aufrecht zu halten. Dazu, dass sie – so die weitergehende Annahme – von Lebendigem nicht übermässig herausgefordert werden, verhilft ihnen die jeglichen Durchblick verunmöglichende, äusserst *dumpfe Luft* im *Zimmer*.

Allerdings könnten die *Versammelten* sich nicht – so die Annahme – am Leben erhalten, wenn sie in bloss toter Atmosphäre für sich dahin vegetieren würden. Sie benötigen als Stütze für ihre im Grunde tote Seele des immer sogleich abtöten zu könnenden Lebendigen, des sie psychisch stabilisierenden Opfers. Dieses Opfer besteht – so die Annahme – an erster Stelle aus den ihnen von den *hohen Behörden*[141] zugeführten *Angeklagten*. Diese symbolisieren durch deren – wie angenommen – als *Schuld* unterstelltes Bemühen um *Unschuld* Lebendigkeit, und damit – so die weitergehende Annahme –, diese Lebendigkeit ersticken zu können, stabilisieren die hier *Versammelten* ihre verstümmelte Psyche. Sie wollen – so die Annahme – die *Angeklagten* dem eigenen Toten durch *Erniedrigung* angleichen, sich so via das Opfer psychisch aufbauen sowie, im gemeinsamen Ritual, zur Masse verschmelzen.

Zu diesem Zweck genau auch werden ihnen die *Angeklagten* – so die Annahme – von den *verleumderischen*[142] Kreisen der *höheren Klassen*[143] zugetrieben. Es handelt sich um eine Art von Gegengeschäft. Wenn einer der *zwei Männer*, zwischen denen *Josef K.* beim Eingang vom *Jungen* hindurchgezogen wird, *mit beiden, weit vorgestreckten Händen die Bewegung des Geldaufzählens macht* und *der andere ihm scharf in die Augen sieht*, dann wird damit – so die weitergehende Annahme – das von den *Versam-*

[139] Vgl. dazu unten, Abschnitt XII.
[140] Vgl. oben, Zitat Z.32.
[141] Zum Wortgebrauch vgl. oben, Zitat Z.3.
[142] Zum Wortgebrauch, vgl. oben, Zitat Z.1.
[143] Zum Wortgebrauch, vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 57.

melten vermittels der *Angeklagten* betriebene und in der Tat ohne Geld funktionierende massenpsychologisch stabilisierende Geschäft angezeigt. Im ersten Zug liefern die *hohen Behörden* den im *Untersuchungszimmer* zur Masse *versammelten Beamten* die *Angeklagten* und im Gegenzug führen die *Beamten* das ungewöhnliche *Verfahren* gegen eben diese *Angeklagten* durch. Dank den *Untersuchungen* und *Verfahren* können die *Versammelten*, wie in einer Art Hypnose, ihr nichtiges, gichtiges und psychisch regrediertes Ich stabilisieren. Der eine der *zwei Männer* zeigt dieses dem andern genau in dem Moment an, wo mit dem *Angeklagten,* hier *Josef K.*, ein zum Zweck der massenpsychologischen Stabilisierung vorgesehenes Opfer zwischen ihnen durchgeht. Während die *Korruptheit* der *untersten Beamtenschaft*[144] also – so die Annahme – auf die zu erreichende psychische Stabilisierung ihres Ichs abzielt, zielt die *Korruptheit* der *hohen Behörden* auf unrechtmässige finanzielle Bereicherung ab, damit zusammenhängend auf Status, Macht, Prestige.

Schon wenn *Josef K.* den *Saal* noch nicht betreten hat, werden – so die Annahme – innerhalb der zwei scheinbar gebildeten *Parteien Reden* gehalten und *Bewegungen* vorgemacht, die die symbolische *Demütigung* oder eben Abtötung von nicht anwesenden Dritten anzeigen, sei es von *Angeklagten*, sei es von anderen Lebendigkeit ausstrahlenden Menschen wie insbesondere Frauen. In dieser Weise auch unterhält sich – wie *Josef K.* nach vorne geführt wird – der *Untersuchungsrichter* mit einem hinter ihm Stehenden.

> **(Z.34)**
> Am anderen Ende des Saales, zu dem K. geführt wurde, stand auf einem sehr niedrigen, gleichfalls überfüllten Podium ein kleiner Tisch, der Quere nach aufgestellt, und hinter ihm, nahe am Rand des Podiums, sass ein kleiner, dicker, schnaufender Mann, der sich gerade mit einem hinter ihm Stehenden – dieser hatte die Ellbogen auf die Sessellehne gestützt und die Beine gekreuzt – unter grossem Gelächter unterhielt. Manchmal warf er den Arm in die Luft, als karikiere er jemanden. Der Junge, der K. führte, hatte Mühe, seine Meldung vorzubringen. Zweimal hatte er schon, auf den Fussspitzen stehend, etwas auszurichten versucht, ohne von dem Mann oben beachtet worden zu sein. Erst als einer der Leute oben auf dem Podium auf den Jungen aufmerksam machte, wandte sich der Mann ihm zu und hörte hinuntergebeugt seinen leisen Bericht an. Dann zog er seine Uhr und sah schnell nach K. hin. „Sie hätten vor einer Stunde und fünf Minuten erscheinen sollen“, sagte er. K. wollte etwas antworten, aber er hatte keine Zeit, denn kaum hatte der Mann ausgesprochen, erhob sich in der rechten Saalhälfte ein allgemeines Murren. „Sie hätten vor einer Stunde und fünf Minuten erscheinen sollen“, wiederholte nun der Mann mit erhobener Stimme und sah nun auch schnell in den Saal hinunter. Sofort wurde auch das Murren stärker und verlor sich, da der Mann nichts mehr sagte, nur allmählich. Es war jetzt im Saal viel stiller als bei K.s Eintritt. Nur die Leute auf der Galerie hörten nicht auf, ihre Bemerkungen zu machen. Sie schienen, soweit man oben in dem Halbdunkel etwas unterscheiden konnte, schlechter angezogen zu sein als die unten. Manche hatten Polster mitgebracht, die sie zwischen den Kopf und die Zimmerdecke gelegt hatten, um sich nicht wundzudrücken.[145]

Es gehört – so die Annahme – zum Ritual der *Erniedrigung* des *Angeklagten*, wenn dieser, wie hier jetzt *Josef K.*, von einem *kleinen Jungen* geführt und angemeldet wird, die

[144] Zum Wortgebrauch vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 78.
[145] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 37f.

Versammelten ihm den *Rücken zuwenden* und nur *einen schmalen Weg frei* lassen.[146] Der *Untersuchungsrichter* beachtet den *Angeklagten* zuerst gar nicht, um ihn sogleich wegen angeblicher Verspätung zu tadeln, wobei dieser Tadel, zwei Mal ausgesprochen, ein *Murren bei der rechten Saalhälfte* gegen den *Angeklagten* auslöst. Es ist das *Murren* oder auch Knurren – so die Annahme – der über die angebliche Verspätung des Opfers sich enervierenden Masse.

> **(Z.35)**
> K. hatte sich entschlossen, mehr zu beobachten als zu reden, infolgedessen verzichtete er auf die Verteidigung wegen seines angeblichen Zuspätkommens und sagte bloss: „Mag ich zu spät gekommen sein, jetzt bin ich hier." Ein Beifallklatschen, wieder auf der rechten Saalhälfte, folgte. Leicht zu gewinnende Leute, dachte K. und war nur gestört durch die Stille der linken Saalhälfte, die gerade hinter ihm lag und aus der sich nur ganz vereinzeltes Händeklatschten erhoben hatte. Er dachte nach, was er sagen könnte, um alle auf einmal oder, wenn das nicht möglich sein sollte, wenigstens zeitweilig auch die anderen zu gewinnen.[147]

Die *rechte Saalhälfte klatscht Beifall* nur deshalb – so die Annahme –, weil *Josef K.* mit seiner Aussage, dass er *jetzt hier ist*, indirekt bekundet, *jetzt* auch, in deren Lesart, *erniedrigt* werden zu können. *Josef K.* ahnt davon – so die Annahme – nichts, weshalb er den *Beifall* irrtümlich als Unterstützung für seine standhafte Antwort auffasst und annimmt, dass es sich bei den Applaudierenden *um leicht zu gewinnende Leute* handelt. Hätte er den Grund des *Beifalls* durchschaut, hätte er sich sofort dagegen verwahrt.

> **(Z.36)**
> „Ja", sagte der Mann, „aber ich bin nicht mehr verpflichtet, Sie jetzt zu verhören" – wieder das Murren, diesmal aber missverständlich, denn der Mann fuhr, indem er den Leuten mit der Hand abwinkte, fort, – „ich will es jedoch ausnahmsweise heute noch tun. Eine solche Verspätung darf sich aber nicht mehr wiederholen. Und nun treten Sie vor!" Irgend jemand sprang vom Podium hinunter, so dass für K. ein Platz frei wurde, auf den er hinaufstieg. Er stand eng an den Tisch gedrückt, das Gedränge hinter ihm war so gross, dass er ihm Widerstand leisten musste, wollte er nicht den Tisch des Untersuchungsrichters und vielleicht auch diesen selbst vom Podium hinunterstossen.[148]

Josef K. ist zwischen zwei scheinbaren *Parteien* durch den Saal geführt worden,[149] zu seiner Linken die *linke Saalhälfte*, die sich ruhig verhält, zu seiner Rechten die *rechte Saalhälfte*, die sich immer wieder lautstark bemerkbar macht. Am Ende des Saals tritt er auf das *Podium*, auf dem *quergestellt* ein *Tisch* steht, hinter dem der *Untersuchungsrichter* sitzt,[150] der, so lässt sich rekonstruieren, gegen die *linke Saalhälfte* blickt. *Josef K.* wird genötigt, diesem gegenüber *eng an den Tisch gedrückt zu stehen*, wodurch er, über den *Untersuchungsrichter* hinweg, der *versammelten* lautstarken *rechten Saalhälfte* gegenübersteht. Die stille *linke Saalhälfte* ist demgegenüber unmittelbar hinter ihm und hinten rechts von ihm *versammelt*. Zudem stehen *Männer* auch auf dem *Podium*, rund um den Tisch des *Untersuchungsrichters* herum.

---

[146] Vgl. oben, Zitat Z.33.
[147] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 38.
[148] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 38.
[149] Vgl. oben, Zitat Z.33.
[150] Vgl. oben, Zitat Z.34.

(Z.37)

Der Untersuchungsrichter kümmerte sich aber nicht darum (dass Josef K. überaus beengt vor ihm stand; kw), sondern sass recht bequem auf seinem Sessel und griff, nachdem er dem Mann hinter ihm ein abschliessendes Wort gesagt hatte, nach einem kleinen Anmerkungsbuch, dem einzigen Gegenstand auf seinem Tisch. Es war schulheftartig, alt, durch vieles Blättern ganz aus der Form gebracht. „Also", sagte der Untersuchungsrichter, blätterte in dem Heft und wandte sich im Tone einer Feststellung an K., „Sie sind Zimmermaler?" „Nein", sagte K. „sondern erster Prokurist einer grossen Bank." Dieser Antwort folgte bei der rechten Partei unten ein Gelächter, das so herzlich war, dass K. mitlachen musste. Die Leute stützten sich mit den Händen auf ihre Knie und schüttelten sich wie unter Hustenanfällen. Es lachten sogar einzelne auf der Galerie. Der ganz böse gewordene Untersuchungsrichter, der wahrscheinlich gegen die Leute unten machtlos war, suchte sich an der Galerie zu entschädigen, sprang auf, drohte der Galerie, und seine sonst wenig auffallenden Augenbrauen drängten sich buschig, schwarz und gross über seinen Augen.[151]

Bei der vom *Untersuchungsrichter* aus seinem *Anmerkungsbuch* abgelesenen Frage, ob der *Angeklagte ein Zimmermaler sei*, handelt es sich – so die Annahme – um eine einleitende Standardfrage, mit der die *Angeklagten*, von denen man ja doch genau weiss und nur schon an deren Kleidung erkennen könnte, dass sie den *höheren Klassen* angehören, sofort weiter *erniedrigt* werden sollen. *Josef K.s* widersprechende Antwort löst bei der *rechten Saalhälfte* nicht etwa – so die Annahme – deshalb ein *herzliches Gelächter* aus, weil man sich über einen vermeintlichen Irrtum des *Untersuchungsrichters* lustig macht. Sie löst ein *herzliches Gelächter* aus, weil man sich darüber amüsiert, dass der *Angeklagte* entgegen der durch die *Anklage* bereits geschaffenen Realität noch daran glaubt, seine berufliche Stellung weiterhin inne zu haben, oder umgekehrt gesagt noch nicht bemerkt hat, dass er, wenn es dem *Prozess* gemäss geht, ein bereits aus der Gesellschaft Ausgeschlossener ist. *Josef K.* kann – so die Annahme – auch dieses *Gelächter* nicht richtig deuten.

Der *Untersuchungsrichter* ist *ganz böse* nur deshalb – so die Annahme –, weil es ihm mit seiner Frage nicht auf Anhieb gelungen ist, *Josef K.* zu *erniedrigen* und ihn gar zu zwingen, die *Erniedrigung* zu akzeptieren. Er weiss – so die weitergehende Annahme –, dass die unten im *Saal versammelten Beamten* mit ihm zusammen die *Erniedrigung* des *Angeklagten* anstreben, weshalb er diesen nicht *böse* sein kann. Den noch weniger eingeweihten *Zuschauern* auf der *Galerie* – so die Annahme – muss er die *erniedrigende* Stärke des *Prozesses* zuerst aber noch vorführen, weshalb er, in Kompensation der nicht gelungenen Vorführung von *Josef K.*, gegen sie *ganz böse wird* und ihr *droht*.

(Z.38)

Die linke Saalhälfte war aber noch immer still, die Leute standen dort in Reihen, hatten ihre Gesichter dem Podium zugewendet und hörten den Worten, die oben gewechselt wurden, ebenso ruhig zu wie dem Lärm der anderen Partei, sie duldeten sogar, dass einzelne aus ihren Reihen mit der anderen Partei hie und da gemeinsam vorgingen. Die Leute der linken Partei, die übrigens weniger zahlreich waren, mochten im Grunde ebenso unbedeutend sein wie die der rechten Partei, aber die Ruhe ihres Verhaltens liess sie bedeutungsvoller erscheinen. Als K. jetzt zu reden begann, war er überzeugt, in ihrem Sinne zu sprechen.[152]

[151] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 39.
[152] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 39.

Die beiden *Parteien* stehen zwar getrennt, nicht aber, wie *Josef K.* es sich denkt, weil sie unterschiedliche Positionen wahrnehmen, die einen zu seiner *Verteidigung*, die andern zu seiner *Anklage* da stünden, sondern – so die Annahme – weil sie sich gemäss interner Hierarchie so aufgestellt haben. In der *linken Saalhälfte* befinden sich die höheren Mitglieder der hier insgesamt *versammelten untersten Beamtenschaft*[153], in der *rechten Saalhälfte* die niedrigen Mitglieder. Die höheren Mitglieder *stehen in Reihen*, sind *weniger zahlreich* und verhalten sich, weil sie von allen *Versammelten* sowieso den grössten Einfluss haben, *noch immer still*.

Auf der *Galerie* stehen – so die Annahme – die als Besucher zugelassenen Leute, die nicht im engeren Sinn *gerichtliche Beamte,* sondern *Diener* des *Gerichts*, das heisst Dienstboten, *Wächter*, Kanzlisten, Schreiber usw. sind. Diese gebückt stehenden Leute – so die Annahme – haben keinen direkten Einfluss auf den *Prozess* und sind den im Saal *versammelten Beamten* und auch dem die *Versammlung* leitenden *Untersuchungsrichter* untergeordnet. Das erklärt deren Furcht vor diesem.[154] Sie sind noch *schlechter angezogen als die unten*[155]*.*

IX. Josef K.s Rede vor dem ungewöhnlichen Gericht

Entgegen seiner ursprünglichen Absicht, *mehr zu beobachten als zu reden*,[156] beginnt *Josef K.* mit einer *Rede,* in der er sich gegen den *Untersuchungsrichter* und gegen seine *Verhaftung* zur Wehr setzt.

> **(Z.39)**
>
> „Ihre Frage, Herr Untersuchungsrichter, ob ich Zimmermaler bin – vielmehr, Sie haben gar nicht gefragt, sondern es mir auf den Kopf zugesagt –, ist bezeichnend für die ganze Art des Verfahrens, das gegen mich geführt wird. Sie können einwenden, dass es ja überhaupt kein Verfahren ist, Sie haben sehr recht, denn es ist ja nur ein Verfahren, wenn ich es als solches anerkenne. Aber ich erkenne es also für den Augenblick jetzt an, aus Mitleid gewissermassen. Man kann sich nicht anders als mitleidig dazu stellen, wenn man es überhaupt beachten will. Ich sage nicht, dass es ein liederliches Verfahren ist, aber ich möchte Ihnen diese Bezeichnung zur Selbsterkenntnis angeboten haben.
>
> K. unterbrach sich und sah in den Saal hinunter. Was er gesagt hatte, war scharf, schärfer, als er es beabsichtigt hatte, aber doch richtig. Es hätte Beifall hier und dort verdient, es war jedoch alles still, man wartete offenbar gespannt auf das Folgende, es bereitete sich vielleicht in der Stille ein Ausbruch vor, der allem ein Ende machen würde. Störend war es, dass sich jetzt die Tür am Saalende öffnete, die junge Wäscherin, die ihre Arbeit wahrscheinlich beendet hatte, eintrat und trotz aller Vorsicht, die sie aufwendete, einige Blicke auf sich zog. Nur der Untersuchungsrichter machte K. unmittelbare Freude, denn er schien von den Worten sofort getroffen zu werden. Er hatte bisher stehend zugehört, denn er war von K.s Ansprache überrascht worden, während er sich für die Galerie aufgerichtet hatte. Jetzt, in der Pause, setzte er sich allmählich, als sollte es nicht bemerkt werden. Wahrscheinlich um seine Miene zu beruhigen, nahm er wieder das Heftchen vor.
>
> „Es hilft nichts“, fuhr K. fort, „auch Ihr Heftchen, Herr Untersuchungsrichter, bestätigt, was ich sage.“ Zufrieden damit, nur seine ruhigen Worte in der fremden Versammlung

[153] Zum Wortgebrauch vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 78.
[154] Vgl. oben, Zitat Z.37.
[155] Vgl. oben, Zitat Z.34.
[156] Vgl. oben, Zitat Z.35.

> zu hören, wagte es K. sogar, kurzerhand das Heft dem Untersuchungsrichter wegzunehmen und es mit den Fingerspitzen, als scheue er sich davor, an einem mittleren Blatte hochzuheben, so dass beiderseits die engbeschriebenen, fleckigen, gelbrandigen Blätter hinunterhingen. „Das sind die Akten des Untersuchungsrichters“, sagte er und liess das Heft auf den Tisch hinunterfallen. „Lesen Sie darin ruhig weiter, Herr Untersuchungsrichter, vor diesem Schuldbuch fürchte ich mich wahrhaftig nicht, obwohl es mir unzugänglich ist, denn ich kann es nur mit zwei Fingern anfassen und würde es nicht in die Hand nehmen.“ Es konnte nur ein Zeichen tiefer Demütigung sein oder es musste zumindest so aufgefasst werden, dass der Untersuchungsrichter nach dem Heftchen, wie es auf den Tisch gefallen war, griff, es ein wenig in Ordnung zu bringen suchte und es wieder vornahm, um darin zu lesen.[157]

Josef K. rechnet unbewusst mit allem, sogar mit seinem Tod. Die hier *versammelten niedrigen Beamten* würden ihn – so die Annahme – am liebsten auch tot sehen, doch dürfen sie ihn – so die weitergehende Annahme – ohne die Einwilligung der *hohen Behörden*[158] nicht ums Leben bringen. Dieses kann *Josef K.* freilich nicht wissen, und es ist ja immer möglich, dass sie sich über die Vorgaben der *hohen Behörden* hinwegsetzen. *Josef K.* kann umgekehrt auch nicht wissen, dass ein *Angeklagter* – so sei hier angenommen – äusserst selten so wie er jetzt hier das Wort ergreift und, notabene in einer als *Verhör*[159] geplanten *Untersuchung*, eine richtiggehende *Rede*[160] hält. An diesem *Gericht* wird von den *Angeklagten* erwartet – so die Annahme –, dass sie auf die vom *Untersuchungsrichter* gestellten Fragen unterwürfig antworten, sich *erniedrigen* lassen. *Josef K.* geht dementgegen in die Offensive, stellt die Autorität des *Untersuchungsrichters* in Frage. Die im *Saal* sich einstellende *Stille* ist – so die Annahme – die Folge davon, dass die *Versammelten* vom Auftreten von *Josef K.* vollkommen überrascht werden. Dadurch auch erst wird sein *Prozess* zu einem *grossen Prozess*[161].

Wenn in diesem Moment die *junge Wäscherin* den *Saal* betritt, dann – so die Annahme – wegen der ungewöhnlichen, neugierig machenden *Stille* im Saal. Die *Wäscherin* dürfte zugleich die mit der *Stille* angezeigte Gefahr für *Josef K*. erkannt haben.[162] Das interessiert sie. Würde die Masse *murren*, wäre die selbige weniger gefährlich für *Josef K.*

In dem von *Josef K.* als *Schuldbuch* bezeichneten *Heftchen*, das er dem *Untersuchungsrichter wegnimmt* und das er nicht nur wegen dessen äusserlichen Zustands, sondern – so die Annahme – mehr noch wegen des vermuteten Inhalts *nur mit zwei Fingern anfasst*, soll, so denkt es sich *Josef K.*, verzeichnet sein, worin seine *Schuld* besteht. Da er aber *unschuldig* ist, kann darin, so denkt es sich wohl auch *Josef K.*, nichts Bedeutsames stehen, was sich freilich bereits an den *engbeschriebenen, fleckigen, gelbrandigen Blättern* erkennen lässt. Tatsächlich verwendet der *Untersuchungsrichter* dieses *Heft* – so ist anzunehmen – ganz gleich für jeden *Angeklagten*, finden sich darin lediglich vorgefertigte Fragen wie die Frage, *ob der Angeklagte Zimmermaler sei*. Die Fragen – so die Annahme – haben spezifisch mit dem jeweiligen *Angeklagten* nichts zu tun, dienen einzig zu seiner *Erniedrigung*.

---

[157] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 39f.
[158] Zum Wortgebrauch vgl. oben, Zitat Z.3.
[159] Zum Wortgebrauch vgl. oben, Zitat Z.36.
[160] Zum Wortgebrauch vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 40, S. 41.
[161] Zum Wortgebrauch vgl. oben, Zitat Z.3.
[162] Vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 47.

(Z.40)

Die Gesichter der Leute in der ersten Reihe waren so gespannt auf K. gerichtet, dass er ein Weilchen lang zu ihnen hinuntersah. Es waren durchwegs ältere Männer, einige waren weissbärtig. Waren vielleicht sie die Entscheidenden, die die ganze Versammlung beeinflussen konnten, welche auch durch die Demütigung des Untersuchungsrichters sich nicht aus der Reglosigkeit bringen liess, in welche sie seit K.s Rede versunken war?[163]

In der *ersten Reihe* der *stillen linken Saalhälfte*, zu der *Josef K. ein Weilchen lang hinuntersieht*, stehen, von ihm – so die Annahme – richtig erkannt, die Führenden unter den hier *versammelten untersten Beamten* und damit die für das Schicksal der *Angeklagten* relativ, im Verhältnis zu den letztentscheidenden *hohen Behörden*, *Entscheidenden*. Sie brauchen sich nicht laut zu empören, da sie ihren Einfluss anderweitig geltend machen können.

(Z.41)

„Was mir geschehen ist“, fuhr K. fort, etwas leiser als früher, und suchte immer wieder die Gesichter der ersten Reihe ab, was seiner Rede einen etwas fahrigen Ausdruck gab, „was mir geschehen ist, ist ja nur ein einzelner Fall und als solcher nicht sehr wichtig, da ich es nicht sehr schwer nehme, aber es ist das Zeichen eines Verfahrens, wie es gegen viele geübt wird. Für diese stehe ich hier ein, nicht für mich.“

Er hatte unwillkürlich seine Stimme erhoben. Irgendwo klatschte jemand mit erhobenen Händen und rief: „Bravo! Warum denn nicht? Bravo! Und wieder Bravo!“ Die in der ersten Reihe griffen hier und da in ihre Bärte, keiner kehrte sich wegen des Ausrufs um. Auch K. mass ihm keine Bedeutung bei, war aber doch aufgemuntert; er hielt es jetzt gar nicht mehr für nötig, dass alle Beifall klatschten, es genügte, wenn die Allgemeinheit über die Sache nachzudenken begann und nur manchmal einer durch Überredung gewonnen wurde.

„Ich will nicht Rednererfolg“, sagte K. aus dieser Überlegung heraus, „er dürfte mir auch nicht erreichbar sein. Der Herr Untersuchungsrichter spricht wahrscheinlich viel besser, es gehört ja zu seinem Beruf. Was ich will, ist nur die öffentliche Besprechung eines öffentlichen Missstandes. Hören Sie: Ich bin vor etwa zehn Tagen verhaftet worden, über die Tatsache der Verhaftung selbst lache ich, aber das gehört jetzt nicht hierher. Ich wurde früh im Bett überfallen, vielleicht hatte man – es ist nach dem, was der Untersuchungsrichter sagte, nicht ausgeschlossen – den Befehl, irgendeinen Zimmermaler, der ebenso unschuldig ist wie ich, zu verhaften, aber man wählte mich. Das Nebenzimmer war von zwei grossen Wächtern besetzt. Wenn ich ein gefährlicher Räuber wäre, hätte man nicht bessere Vorsorge treffen können. Diese Wächter waren überdies demoralisiertes Gesindel, sie schwätzten mir die Ohren voll, sie wollten sich bestechen lassen, sie wollten mir unter Vorspiegelungen Wäsche und Kleider herauslocken, sie wollten Geld, um mir angeblich ein Frühstück zu bringen, nachdem sie mein eigenes Frühstück vor meinen Augen schamlos aufgegessen hatten. Nicht genug daran. Ich wurde in ein drittes Zimmer vor den Aufseher geführt. Es war das Zimmer einer Dame, die ich sehr schätze, und ich musste zusehen, wie dieses Zimmer meinetwegen, aber ohne meine Schuld, durch die Anwesenheit der Wächter und des Aufsehers gewissermassen verunreinigt wurde. Es war nicht leicht, ruhig zu bleiben. Es gelang mir aber, und ich fragte den Aufseher vollständig ruhig – wenn er hier wäre, müsste er es bestätigen –, warum ich verhaftet sei. Was antwortete nun dieser Aufseher, den ich jetzt noch vor mir sehe, wie er auf dem Sessel der erwähnten Dame als eine Darstellung des stumpfsinnigsten Hochmuts sitzt? Meine Herren, er antwortete im Grunde nichts, vielleicht wusste er wirklich nichts, er hatte mich verhaftet und war damit zufrieden. Er hat sogar noch ein übriges getan und in das Zimmer jener Dame drei niedrige Angestellte meiner Bank gebracht, die sich damit beschäftigten, Photographien, Eigentum der Dame, zu betasten und in Unordnung zu bringen. Die Anwesenheit dieser Angestellten hatte natürlich noch einen andern Zweck, sie sollten,

[163] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 40.

> ebenso wie meine Vermieterin und ihr Dienstmädchen, die Nachricht von meiner Verhaftung verbreiten, mein öffentliches Ansehen schädigen und insbesondere in der Bank meine Stellung erschüttern. Nun ist nichts davon, auch nicht im geringsten, gelungen, selbst meine Vermieterin, eine ganz einfache Person – ich will ihren Namen hier in ehrendem Sinne nennen, sie heisst Frau Grubach –, selbst Frau Grubach war verständig genug, einzusehen, dass eine solche Verhaftung nicht mehr bedeutet, als ein Anschlag, den nicht genügend beaufsichtigte Jungen auf der Gasse ausführen. Ich wiederhole, mir hat das Ganze nur Unannehmlichkeiten und vorübergehenden Ärger bereitet, hätte es aber nicht auch schlimmere Folgen haben können?“[164]

Josef K. gibt den ganzen Ablauf seiner *Verhaftung* wahrheitsgetreu wieder. Dabei erkennt er richtig – so die Annahme –, dass man nicht nur gegen ihn so vorgeht, sondern es sich um ein *Verfahren* handelt, das *gegen viele geübt* wird. Er *nimmt* die Sache, wie er sagt, für sich selber auch *nicht schwer*, *lacht* sogar *über die Tatsache der Verhaftung selbst*. Bei anderen *Personen könne* eine solche *Verhaftung* jedoch, so *Josef K.*, *auch schlimmere Folgen haben*. Tatsächlich wissen – so ist anzunehmen – die meisten *Angeklagten* im Unterschied zu *Josef K.* sofort genau, was die *Verhaftung* für sie bedeutet. Möglicherweise nimmt der eine oder der andere sich dann, was *Josef K.* bei seiner *Verhaftung* abstrakt auch durch den Kopf ging,[165] tatsächlich sofort das Leben.

> **(Z.42)**
>
> Als K. sich hier unterbrach und nach dem stillen Untersuchungsrichter hinsah, glaubte er zu bemerken, dass dieser gerade mit einem Blick jemandem in der Menge ein Zeichen gab. K. lächelte und sagte: „Eben gibt hier neben mir der Herr Untersuchungsrichter jemandem von Ihnen ein geheimes Zeichen. Es sind also Leute unter Ihnen, die von hier oben dirigiert werden. Ich weiss nicht, ob das Zeichen jetzt Zischen oder Beifall bewirken sollte, und verzichte dadurch, dass ich die Sache vorzeitig verrate, ganz bewusst darauf, die Bedeutung des Zeichens zu erfahren. Es ist mir vollständig gleichgültig, und ich ermächtige den Herrn Untersuchungsrichter öffentlich, seine bezahlten Angestellten dort unten, statt mit geheimen Zeichen, laut mit Worten zu befehligen, indem er etwa einmal sagt: ‚Jetzt zischt!‘ und das nächste Mal: ‚Jetzt klatscht!‘
>
> In Verlegenheit oder Ungeduld rückte der Untersuchungsrichter auf seinem Sessel hin und her. Der Mann hinter ihm, mit dem er sich schon früher unterhalten hatte, beugte sich wieder zu ihm, sei es, um ihm im allgemeinen Mut zuzusprechen oder um ihm einen besonderen Rat zu geben. Unten unterhielten sich die Leute leise, aber lebhaft. Die zwei Parteien, die früher so entgegengesetzte Meinungen gehabt zu haben schienen, vermischten sich, einzelne Leute zeigten mit dem Finger auf K., andere auf den Untersuchungsrichter. Der neblige Dunst im Zimmer war äusserst lästig, er verhinderte sogar eine genauere Beobachtung der Fernerstehenden. Besonders für die Galeriebesucher musste er störend sein, sie waren gezwungen, allerdings unter scheuen Seitenblicken nach dem Untersuchungsrichter, leise Fragen an die Versammlungsteilnehmer zu stellen, um sich näher zu unterrichten. Die Antworten wurden im Schutz der vorgehaltenen Hände ebenso leise gegeben.[166]

Josef K. gelingt es mit seiner *Rede* – so die Annahme – nicht nur den *Untersuchungsrichter*, sondern die ganze *Versammlung* aus der Fassung zu bringen. *Einzelne Leute* wissen nicht einmal mehr recht, wer im Saal überhaupt bestimmt, ob es der *Untersuchungsrichter* ist oder ob es *Josef K.* ist. Deshalb *zeigen* die einen *mit dem Finger* auf diesen, die anderen auf jenen. Die *Versammlung* verliert ihre Ordnung, die *zwei Partei-*

---

[164] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 41f.
[165] Vgl. oben, Zitat Z.4.
[166] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 42f.

en vermischen sich, und es macht fast den Anschein, als würde die *Masse*, die als solche – wie angenommen – gegen *Josef K.* gebildet worden war, sich auflösen.

> **(Z.43)**
>
> „Ich bin gleich zu Ende“, sagte K. und schlug, da keine Glocke vorhanden war, mit der Faust auf den Tisch; im Schrecken darüber fuhren die Köpfe des Untersuchungsrichters und seines Ratgebers augenblicklich auseinander: „Mir steht die ganze Sache fern, ich beurteile sie daher ruhig, und Sie können, vorausgesetzt, dass Ihnen an diesem angeblichen Gericht etwas gelegen ist, grossen Vorteil davon haben, wenn Sie mir zuhören. Ihre gegenseitigen Besprechungen dessen, was ich vorbringe, bitte ich Sie für späterhin zu verschieben, denn ich habe keine Zeit und werde bald weggehen.“
>
> Sofort war es still, so sehr beherrschte K. schon die Versammlung. Man schrie nicht mehr durcheinander wie am Anfang, man klatschte nicht einmal mehr Beifall, aber man schien schon überzeugt oder auf dem nächsten Weg dazu.
>
> „Es ist kein Zweifel“, sagte K. sehr leise, denn ihn freute das angespannte Aufhorchen der ganzen Versammlung, in dieser Stille entstand ein Sausen, das aufreizender war als der verzückteste Beifall, „es ist kein Zweifel, dass hinter allen Äusserungen dieses Gerichtes, in meinem Fall also hinter der Verhaftung und der heutigen Untersuchung, eine grosse Organisation sich befindet. Eine Organisation, die nicht nur bestechliche Wächter, läppische Aufseher und Untersuchungsrichter, die günstigsten Falles bescheiden sind, beschäftigt, sondern die weiterhin jedenfalls eine Richterschaft hohen und höchsten Grades unterhält, mit dem zahllosen, unumgänglichen Gefolge von Dienern, Schreibern, Gendarmen und anderen Hilfskräften, vielleicht sogar Henkern, ich scheue vor dem Wort nicht zurück. Und der Sinn dieser grossen Organisation, meine Herren? Er besteht darin, dass unschuldige Personen verhaftet werden und gegen sie ein sinnloses und meistens, wie in meinem Fall, ergebnisloses Verfahren eingeleitet wird. Wie liesse sich bei dieser Sinnlosigkeit des Ganzen die schlimmste Korruption der Beamtenschaft vermeiden? Das ist unmöglich, das brächte auch der höchste Richter nicht einmal für sich selbst zustande. Darum suchen die Wächter den Verhafteten die Kleider vom Leib zu stehlen, darum brechen Aufseher in fremde Wohnungen ein, darum sollen Unschuldige, statt verhört, lieber von ganzen Versammlungen entwürdigt werden. Die Wächter haben nur von Depots erzählt, in die man das Eigentum der Verhafteten bringt, ich wollte einmal diese Depotplätze sehen, in denen das mühsam erarbeitet Vermögen der Verhafteten fault, soweit es nicht von diebischen Depotbeamten gestohlen ist.“[167]

Die *versammelten* Leute sind – so die Annahme – vom Verhalten *Josef K.s*, das so überhaupt nicht dem üblichen Verhalten der *Angeklagten* entspricht, derart überrascht, dass sie, zumindest in diesem Moment, kein Gegenmittel zur Hand haben. Dass die *Versammlung*, wie *Josef K.* glaubt, *schon überzeugt scheint oder auf dem nächsten Weg dazu* wäre, ist freilich – so die weitergehende Annahme – nicht der Fall. Die *Versammelten* haben nur vorübergehend ihre Fassung verloren.

Josef K. spekuliert vor der *versammelten* Menge darüber, wer *hinter der Verhaftung und der heutigen Untersuchung*, allgemeiner auch *hinter allen Äusserungen dieses Gerichtes sich befindet*. Es müsse sich um *eine grosse Organisation* handeln, *die nicht nur bestechliche Wächter, läppische Aufseher und Untersuchungsrichter, die günstigsten Falles bescheiden sind, beschäftigt, sondern die weiterhin jedenfalls eine Richterschaft hohen und höchsten Grades unterhält, mit dem zahllosen, unumgänglichen Gefolge von Dienern, Schreibern, Gendarmen und anderen Hilfskräften, vielleicht sogar Henkern.*

[167] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. S. 43f.

Hiermit liegt *Josef K.* – so die Annahme – vollständig richtig, und auch bei seiner Mutmassung über den *Sinn dieser grossen Organisation* kommt er der Sache überaus nahe. *Der Sinn besteht,* so *Josef K., darin*, *dass unschuldige Personen verhaftet werden und gegen sie ein sinnloses und meistens, wie in seinem Fall, ergebnisloses Verfahren eingeleitet wird*. *Josef K.* sagt zwar nicht explizit, dass der *Prozess* – wie hier angenommen – gezielt gegen um *Unschuld* sich bemühende Menschen gerichtet ist, doch stellt er eindeutig fest, dass *unschuldige Personen verhaftet* werden. Und ein solches, so schliesst er ebenfalls mit allem Recht, setzt *die schlimmste Korruption der Beamtenschaft* voraus. Allerdings erkennt er zu diesem Zeitpunkt noch nicht – so die Annahme – , dass die *Versammelten*, zu denen er spricht, diese *korrupte Beamtenschaft* ja genau sind. Und er kann ebenfalls noch nicht wissen, mit welchem *Ergebnis* solche *Verfahren*, wie eines jetzt gegen ihn im Gange ist, enden. *Josef K.* erwartet für sich ein *ergebnisloses Verfahren*.

Gegen Ende von *Josef K.s Rede*[168] entsteht am anderen *Saalende* Lärm.

> **(Z.44)**
> K. wurde durch ein Kreischen vom Saalende unterbrochen, er beschattete die Augen, um hinsehen zu können, denn das trübe Tageslicht machte den Dunst weisslich und blendete. Es handelte sich um die Waschfrau, die K. gleich bei ihrem Eintritt als eine wesentliche Störung erkannt hatte. Ob sie jetzt schuldig war oder nicht, konnte man nicht erkennen. K. sah nur, dass ein Mann sie in einen Winkel bei der Tür gezogen hatte und dort an sich drückte. Aber nicht sie kreischte, sondern der Mann, er hatte den Mund breit gezogen und blickte zur Decke. Ein kleiner Kreis hatte sich um beide gebildet, die Galeriebesucher in der Nähe schienen darüber begeistert, dass der Ernst, den K. in die Versammlung eingeführt hatte, auf diese Weise unterbrochen wurde. K. wollte unter dem ersten Eindruck gleich hinlaufen, auch dachte er, allen würde daran gelegen sein, dort Ordnung zu schaffen und zumindest das Paar aus dem Saal zu weisen, aber die ersten Reihen vor ihm blieben ganz fest, keiner rührte sich, und keiner liess K. durch. Im Gegenteil, man hinderte ihn, alte Männer hielten den Arm vor, und irgendeine Hand – er hatte nicht Zeit, sich umzudrehen – fasste ihn hinten am Kragen. K. dachte nicht eigentlich mehr an das Paar, ihm war, als werde seine Freiheit eingeschränkt, als mache man mit der Verhaftung ernst, und er sprang rücksichtslos vom Podium hinunter. Nun stand er Aug in Aug dem Gedränge gegenüber. Hatte er die Leute richtig beurteilt? Hatte er seiner Rede zuviel Wirkung zugetraut? Hatte man sich verstellt, solange er gesprochen hatte, und hatte man jetzt, da er zu den Schlussfolgerungen kam, die Verstellung satt? Was für Gesichter rings um ihn! Kleine, schwarze Äuglein huschten hin und her, die Wangen hingen herab, wie bei Versoffenen, die langen Bärte waren steif und schütter, und griff man in sie, so war es, als bilde man bloss Krallen, nicht als griffe man in Bärte. Unter den Bärten aber – und das war die eigentliche Entdeckung, die K. machte – schimmerten am Rockkragen Abzeichen in verschiedener Grösse und Farbe. Alle hatten diese Abzeichen, soweit man sehen konnte. Alle gehörten zueinander, die scheinbaren Parteien rechts und links, und als er sich plötzlich umdrehte, sah er die gleichen Abzeichen am Kragen des Untersuchungsrichters, der, die Hände im Schoss, ruhig hinuntersah. „So“, rief K. und warf die Arme in die Höhe, die plötzliche Erkenntnis wollte Raum, „ihr seid ja alle Beamte, wie ich sehe, ihr seid ja die korrupte Bande, gegen die ich sprach, ihr habt euch hier gedrängt, als Zuhörer und Schnüffler, habt scheinbare Parteien gebildet, und eine hat applaudiert, um mich zu prüfen, ihr wolltet lernen, wie man Unschuldige verführen soll! Nun, ihr seid nicht nutzlos hier gewesen, hoffe ich, entweder habt ihr euch darüber unterhalten, dass jemand die Verteidigung der Unschuld von euch erwartet hat, oder aber – lass mich oder ich schlage“, rief K. einem zitternden Greis

[168] Zum Wortgebrauch vgl. oben, Zitat Z.40, Zitat Z.41.

> zu, der sich besonders nahe an ihn geschoben hatte – „oder aber ihr habt wirklich etwas gelernt. Und damit wünsche ich euch Glück zu eurem Gewerbe.“[169]

Erst in diesem Moment realisiert *Josef K.*, dass die im *Untersuchungszimmer versammelten Beamten* allesamt zu derselben *korrupten Bande* gehören, *gegen die er* soeben *gesprochen hat*. *Es tragen alle die gleichen Abzeichen*, *sind alle Beamte* von ein und derselben *Partei*. Und dieses wiederum bedeutet, dass sie *alle* von allem Anfang an gegen ihn gewesen sind, er im *Saal* überhaupt nie jemand gehabt hat, der seine *Unschuld verteidigt* hätte. Wie er versucht, bei dem für Unruhe sorgenden *Paar Ordnung zu schaffen und zumindest es aus dem Saal zu weisen*, werden die *Versammelten* sogar handgreiflich gegen ihn.

Er schliesst seine *Rede* mit der Feststellung, dass die *Versammelten entweder sich darüber* lustig gemacht *haben*, *dass jemand*, und damit meint er sich selbst, *die Verteidigung der Unschuld von ihnen erwartet hat*, *oder sie aber wirklich etwas gelernt haben*. Die *Versammelten* haben – so die Annahme – nichts gelernt, aber sich auch nicht *unterhalten*. Zu einer *Unterhaltung* wäre die *Versammlung* für sie nur geworden, wenn sie hätten miterleben können, wie der *Angeklagte erniedrigt* wird und er sich selber *erniedrigt*. Dieses psychisch regredierte Vergnügen jedoch – so die Annahme – hat ihnen *Josef K.* mit seiner standhaften *Rede* verdorben. Es ist ihm sogar gelungen, die *Versammlung* durcheinander zu bringen.

> **(Z.45)**
> Er nahm schnell den Hut, der am Rande des Tisches lag, und drängte sich unter allgemeiner Stille, jedenfalls der Stille vollkommenster Überraschung, zum Ausgang. Der Untersuchungsrichter schien aber noch schneller als K. gewesen zu sein, denn er erwartete ihn bei der Tür. „Einen Augenblick“, sagte er. K. blieb stehen, sah aber nicht auf den Untersuchungsrichter, sondern auf die Tür, deren Klinke er schon ergriffen hatte. „Ich wollte Sie nur darauf aufmerksam machen“, sagte der Untersuchungsrichter, „dass Sie sich heute – es dürfte Ihnen noch nicht zu Bewusstsein gekommen sein – des Vorteils beraubt haben, den ein Verhör für den Verhafteten in jedem Falle bedeutet.“ K. lachte die Tür an. „Ihr Lumpen“, rief er, „ich schenke euch alle Verhöre“, öffnete die Tür und eilte die Treppe hinunter. Hinter ihm erhob sich der Lärm der wieder lebendig gewordenen Versammlung, welche die Vorfälle wahrscheinlich nach Art von Studierenden zu besprechen begann.[170]

Josef K. erkennt nicht nur, sondern zeigt lautstark auch an, dass er es bei den *versammelten Beamten* mit *Lumpen* zu tun hat, denen er *alle Verhöre schenken* kann.[171] Welchen *Vorteil ein Verhör für den Verhafteten in jedem Falle bedeutet,* wie vom *Untersuchungsrichter* angedeutet, versteht *Josef K.* nicht und wird er – so die Annahme – auch niemals recht verstehen.

---

[169] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 44f.
[170] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 45.
[171] Vgl. oben, Zitat Z.44.

X. Das von der untersten Beamtenschaft vertretene vorgebliche Gesetz

Eine Woche später begibt sich *Josef K.* nochmals, ohne dazu aufgefordert worden zu sein, zum Ort der *ersten Untersuchung*.[172] Er will – so die Annahme – seine Sache klären, vermittels seines Verstandes den *Prozess* gleichsam in Luft auflösen.

Im jetzt *leeren Sitzungssaal* trifft *Josef K.* auf die alleine anwesende *junge Wäscherin*, die sich als die *Frau des Gerichtsdieners* vorstellt. Er kommt mit ihr ins Gespräch und nimmt auch sofort Bezug auf die *Versammlung* von vor einer Woche. Die Frau erklärt sich.[173]

> **(Z.46)**
>
> „Es war nicht zu Ihrem Nachteil, dass Ihre Rede abgebrochen wurde. Man hat nachher noch sehr ungünstig über sie geurteilt." „Mag sein", sagte K. ablenkend, „aber Sie entschuldigt das nicht." „Ich bin vor allen entschuldigt, die mich kennen", sagte die Frau, „der, welcher mich damals umarmt hat, verfolgt mich schon seit langem. Ich mag im allgemeinen nicht verlockend sein, für ihn bin ich es aber. Es gibt hierfür keinen Schutz, auch mein Mann hat sich schon damit abgefunden; will er seine Stellung behalten, muss er es dulden, denn jener Mann ist Student und wird voraussichtlich zu grösserer Macht kommen. Er ist immerfort hinter mir her, gerade ehe sie kamen, ist er fortgegangen." „Es passt zu allem anderen", sagte K., „es überrascht mich nicht." „Sie wollen hier wohl einiges verbessern?" fragte die Frau langsam und prüfend, als sage sie etwas, was sowohl für sie als für K. gefährlich war. „Ich habe das schon aus Ihrer Rede geschlossen, die mir persönlich sehr gut gefallen hat. Ich habe allerdings nur einen Teil gehört, den Anfang habe ich versäumt und während des Schlusses lag ich mit dem Studenten auf dem Boden."[174]

Die *Frau des Gerichtsdieners* stellt es so dar, als sei der durch sie mitverursachte *Abbruch* von *Josef K.s Rede* zu seinem Vorteil gewesen, und zwar deshalb, weil man *nachher noch sehr ungünstig über sie geurteilt hat*. Hätte er weiter sprechen können, wäre, so suggeriert die *Frau*, das *Urteil* noch *ungünstiger* ausgefallen. Damit übernimmt sie die Sichtweise der *Versammlung*, wie sehr sie zugleich hervorhebt, dass ihr *persönlich seine Rede sehr gut gefallen habe*.

Der *Mann*, der von der *Frau des Gerichtsdieners* als *Student* bezeichnet wird, verfolgte – so die Annahme – während der *Versammlung* mit seiner *Umarmung* der *Frau*[175] einen weitergehenden Zweck. Er suchte, auch mit seinem widerlichen *Kreischen*[176], bewusst den Tumult, um die *Rede* von *Josef K.* zu stören, ihm die *Beherrschung* der *Versammlung*[177] zu entziehen und so dem hilflos gewordenen *Untersuchungsrichter* Beistand zu leisten. *Die Galeriebesucher in der Nähe schienen darüber begeistert, dass der Ernst, den K. in die Versammlung eingeführt hat, auf diese Weise unterbrochen wurde.*[178] Der *Student* hat das zu Lernende, im gegebenen Fall das psychisch regredierte *Verfahren* der *versammelten Beamtenschaft*,[179] wie ein Musterstudent verinnerlicht und wendet es dort, wo es seines Erachtens nötig ist, auch gleich an, sei es gegen *Angeklagte*, sei es

---

[172] Vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 46ff.
[173] Ebda.
[174] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 47.
[175] Vgl. dazu oben, Zitat Z.44.
[176] Vgl. oben, Zitat Z.44.
[177] Vgl. zum Wortgebrauch oben, Zitat Z.43.
[178] Vgl. oben, Zitat Z.44.
[179] Vgl. oben, Abschnitt IX.

gegen *Frauen*. Deshalb *wird* er, wie die *Frau des Gerichtsdieners* es sagt, *voraussichtlich zu grösserer Macht kommen*.

Josef K. lässt sich *im leeren Sitzungssaal* von der *Frau des Gerichtsdieners* die auf dem Tisch liegenden, wie *Gesetzbücher* aussehenden *Bücher* zeigen.[180]

> **(Z.47)**
> Es waren alte, abgegriffene Bücher. Ein Einbanddeckel war in der Mitte fast zerbrochen, die Stücke hingen nur durch Fasern zusammen. „Wie schmutzig hier alles ist", sagte K. kopfschüttelnd, und die Frau wischte mit ihrer Schürze, ehe K. nach den Büchern greifen konnte, wenigstens oberflächlich den Staub weg. K. schlug das oberste Buch auf, es erschien ein unanständiges Bild. Ein Mann und eine Frau sassen nackt auf einem Kanapee, die gemeine Absicht des Zeichners war deutlich zu erkennen, aber seine Ungeschicklichkeit war so gross gewesen, dass schliesslich doch nur ein Mann und eine Frau zu sehen waren, die allzu körperlich aus dem Bilde hervorragten, übermässig aufrecht dasassen und sich infolge falscher Perspektive nur mühsam einander zuwendeten. K. blätterte nicht weiter, sondern schlug nur noch das Titelblatt des zweiten Buches auf, es war ein Roman mit dem Titel: „Die Plagen, welche Grete von ihrem Manne Hans zu erleiden hatte." „Das sind die Gesetzbücher, die hier studiert werden", sagte K., „von solchen Menschen soll ich gerichtet werden."[181]

Die als *Gesetzbücher* ausgegebenen *Bücher*, *die hier studiert werden,* gerade auch vom *Studenten studiert werden*, zeigen an, dass Fragen von *Recht* und *Gesetz*, welche mit dem Schutz der menschlichen Würde zu tun haben müssten, an diesem *Gericht* nicht nur nicht interessieren, sondern – so die Annahme – mit Vorsatz ins Gegenteil verkehrt werden. Dieses ungewöhnliche *Gericht* zielt unmittelbar auf die Zerstörung der menschlichen Würde ab, will Lebendigkeit ausstrahlende Menschen wie die *Angeklagten* oder wie die *Frau des Gerichtsdieners* solange *plagen*, bis auch sie nur noch wie tot durchs Leben gehen oder sogar ganz tot sind. Die vorgeblichen *Gesetzbücher* dieses *Gerichts* sind – so die Annahme – unmittelbares Abbild des psychisch regredierten Motivs der *Beamtenschaft*[182], haben mit wirklichen *Gesetzbüchern* nichts zu tun.

Unvermittelt tritt der *Student* namens *Berthold in den leeren Sitzungssaal* ein, winkt die *Frau des Gerichtsdieners* zu sich, die auch sofort zu ihm hingeht.[183] Der *Student*, der *mit den Fingern fortwährend durch seinen kurzen, schütteren, rötlichen Vollbart fährt*, ignoriert *Josef K.* und führt *am Fenster* ein *leises Zwiegespräch* mit der *Frau*.[184] *Josef K.* überlegt sich, ob er sich um sie bemühen soll oder nicht, ob sie allenfalls eine Gefahr für ihn darstellt und wie er gegen den *Studenten* vorgehen kann. Er kommt zum Schluss, dass keine Gefahr besteht und *die Frau ihn für das Gericht* nicht *einfängt*[185], sondern er *Rache an dem Untersuchungsrichter und seinem Anhang* üben könne, indem *er ihnen die Frau entzieht und an sich nimmt*[186].

> **(Z.48)**
> Nachdem er auf diese Weise die Bedenken gegen die Frau beseitigt hatte, wurde ihm das leise Zwiegespräch am Fenster zu lang, er klopfte mit den Knöcheln auf das Po-

[180] Vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 48.
[181] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 48.
[182] Vgl. oben, Abschnitt VIII.
[183] Vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 51f.
[184] Ebda.
[185] Vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 52.
[186] Vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 52.

dium und dann auch mit der Faust. Der Student sah kurz über die Schulter der Frau hinweg nach K. hin, liess sich aber nicht stören, ja drückte sich sogar eng an die Frau und umfasste sie. Sie senkte tief den Kopf, als höre sie ihm aufmerksam zu, er küsste sie, als sie sich bückte, laut auf den Hals, ohne sich im Reden wesentlich zu unterbrechen. K. sah darin die Tyrannei bestätigt, die der Student nach den Klagen der Frau über sie ausübte, stand auf und ging im Zimmer auf und ab. Er überlegte unter Seitenblicken nach dem Studenten, wie er ihn möglichst schnell wegschaffen könnte, es war ihm daher nicht unwillkommen, als der Student, offenbar gestört durch K.s Herumgehen, das schon zeitweilig zu einem Trampeln ausgeartet war, bemerkte: „Wenn Sie ungeduldig sind, können Sie weggehen. Sie hätten auch schon früher weggehen können, es hätte Sie niemand vermisst. Ja, Sie hätten sogar weggehen sollen, und zwar schon bei meinem Eintritt, und zwar schleunigst.“ Es mochte in dieser Bemerkung alle mögliche Wut zum Ausbruch kommen, jedenfalls lag darin aber auch der Hochmut des künftigen Gerichtsbeamten, der zu einem missliebigen Angeklagten sprach. K. blieb ganz nahe bei ihm stehen und sagte lächelnd: „Ich bin ungeduldig, das ist richtig, aber diese Ungeduld wird am leichtesten dadurch zu beseitigen sein, dass Sie uns verlassen. Wenn Sie aber vielleicht hergekommen sind, um zu studieren – ich hörte, dass Sie Student sind –, so will ich Ihnen gerne Platz machen und mit der Frau weggehen. Sie werden übrigens noch viel studieren müssen, ehe Sie Richter werden. Ich kenne zwar Ihr Gerichtswesen noch nicht sehr genau, nehme aber an, dass es mit groben Reden allein, die Sie allerdings schon unverschämt gut zu führen wissen, noch lange nicht getan ist.“ „Man hätte ihn nicht so frei herumlaufen lassen sollen“, sagte der Student, als wolle er der Frau eine Erklärung für K.s beleidigende Rede geben, „es war ein Missgriff. Ich habe es dem Untersuchungsrichter gesagt. Man hätte ihn zwischen den Verhören zumindest in seinem Zimmer halten sollen. Der Untersuchungsrichter ist manchmal unbegreiflich.“ „Unnütze Reden“, sagte K. und streckte die Hand nach der Frau aus, „kommen Sie.“ „Ach so“, sagte der Student, „nein, nein, die bekommen Sie nicht“, und mit einer Kraft, die man ihm nicht zugetraut hätte, hob er sie auf einen Arm und lief mit gebeugtem Rücken, zärtlich zu ihr aufsehend, zur Tür. Eine gewisse Angst vor K. war hierbei nicht zu verkennen, trotzdem wagte er es, K. noch zu reizen, indem er mit der freien Hand den Arm der Frau streichelte und drückte. K. lief ein paar Schritte neben ihm her, bereit, ihn zu fassen und, wenn es sein musste, zu würgen, da sagte die Frau: „Es hilft nichts, der Untersuchungsrichter lässt mich holen, ich darf nicht mit Ihnen gehen, dieses kleine Scheusal“, sie fuhr hierbei dem Studenten mit der Hand übers Gesicht, „dieses kleine Scheusal lässt mich nicht.“ „Und Sie wollen nicht befreit werden!“ schrie K. und legte die Hand auf die Schulter des Studenten, der mit den Zähnen nach ihr schnappte. „Nein!“ rief die Frau und wehrte K. mit beiden Händen ab, „nein, nein, nur das nicht, woran denken Sie denn! Das wäre mein Verderben. Lassen Sie ihn doch, o bitte, lassen Sie ihn doch. Er führt ja nur den Befehl des Untersuchungsrichters aus und trägt mich zu ihm.“ „Dann mag er laufen und Sie will ich nie mehr sehen“, sagte K. wütend vor Enttäuschung und gab dem Studenten einen Stoss in den Rücken, dass er kurz stolperte, um gleich darauf, vor Vergnügen darüber, dass er nicht hingefallen war, mit seiner Last desto höher zu springen. K. ging ihnen langsam nach, er sah ein, dass das die erste zweifellose Niederlage war, die er von diesen Leuten erfahren hatte. Es war natürlich kein Grund, sich deshalb zu ängstigen, er erhielt die Niederlage nur deshalb, weil er den Kampf aufsuchte. Wenn er zu Hause bliebe und sein gewohntes Leben führte, war er jedem dieser Leute tausendfach überlegen und konnte jeden mit einem Fusstritt von seinem Wege räumen. Und er stellte sich die allerlächerlichste Szene vor, die es zum Beispiel geben würde, wenn dieser klägliche Student, dieses aufgeblasene Kind, dieser krumme Bartträger vor Elsas Bett knien und mit gefalteten Händen um Gnade bitten würde. K. gefiel diese Vorstellung so, dass er beschloss, wenn sich nur irgendeine Gelegenheit dafür ergeben sollte, den Studenten einmal zu Elsa mitzunehmen.

Aus Neugierde eilte K. noch zur Tür, er wollte sehen, wohin die Frau getragen wurde, der Student würde sie doch nicht etwa über die Strassen auf dem Arm tragen. Es zeigte sich, dass der Weg viel kürzer war. Gleich gegenüber der Wohnung führte eine schmale hölzerne Treppe wahrscheinlich zum Dachboden, sie machte eine Wendung, so dass man ihr Ende nicht sah. Über diese Treppe trug der Student die Frau hinauf,

> schon sehr langsam und stöhnend, denn er war durch das bisherige Laufen geschwächt. Die Frau grüsste mit der Hand zu K. hinunter und suchte durch Auf- und Abziehen der Schultern zu zeigen, dass sie an der Entführung unschuldig sei, viel Bedauern lag aber in dieser Bewegung nicht. K. sah sie ausdruckslos wie eine Fremde an, er wollte weder verraten, dass er enttäuscht war, noch auch, dass er die Enttäuschung leicht überwinden könne.[187]

Der *Sitzungssaal* befindet sich im *fünften Stockwerk* des *Miethauses*[188]*,* unmittelbar unter den *Dachböden*. Auf den *Dachböden*, auf die der *Student* die *Frau des Gerichtsdieners hinaufträgt*, befindet sich, was *Josef K.* noch nicht sich vorstellen kann, das eigentliche Domizil der hier tätigen *Beamtenschaft*.[189] Das *fünfte Stockwerk*, in dem sich sowohl der *Sitzungssaal* als auch die *Wohnung* des *Gerichtsdieners* und seiner *Frau* befindet, bildet – so die Annahme – den Übergang zwischen der zwar tristen, aber noch einigermassen gewöhnlichen Welt der die unteren *Stockwerke* Bewohnenden und der ungewöhnlichen Welt der auf den *Dachböden* hausenden, psychisch regredierten *Beamtenschaft*.

An den *Sitzungstagen* drängt – so ist anzunehmen – die *Beamtenschaft* von den *Dachböden* hinunter in den *Sitzungssaal* und durchquert hierfür das *Wohnzimmer* des *Gerichtsdienerpaars*. An diesen *Sitzungstagen* muss dieses *Wohnzimmer* jeweils *ausgeräumt* sein, in der übrigen Zeit ist es, wie *Josef K.* bei seinem zweiten Besuch feststellt, *ein völlig eingerichtetes Wohnzimmer*.[190] Die *Frau des Gerichtsdieners* erklärt es ihm beim zweiten Besuch auch genauso: *„Ja, wir haben hier freie Wohnung, müssen aber an Sitzungstagen das Zimmer ausräumen. Die Stellung meines Mannes hat manche Nachteile.“*[191] Wäre das *Zimmer* auch während den *Versammlungen eingerichtet*, würde es – so die Annahme – die dem *Toten* zugewandte *Beamtenschaft* zu sehr an ein Wohnliches und damit Lebendiges gemahnen, wodurch sie in psychische Schwierigkeiten geriete, vielleicht gar das Mobiliar zerstören ‚müsste'.

Die *Beamtenschaft* ist ständig bestrebt – so die Annahme –, innerhalb des *Hauses* Terrain gegen unten zu gewinnen. Der *Gerichtsdiener*, mit dem *Josef K.* wenig später nach dem Vorfall mit dem *Studenten* Bekanntschaft machen wird, wird erklären, dass der *Student in diesem Hause alleine schon aus fünf Wohnungen, in die er sich eingeschlichen hat, hinausgeworfen worden ist*[192]*.* Den unteren Mietparteien gelingt es gerade noch – so die Annahme –, die von oben drängende *Beamtenschaft* abzuwehren.

Der *Gerichtsdiener* und seine *Frau* allerdings befinden sich schon in den Fängen der *Beamtenschaft*. Nicht nur *müssen* sie bei *Sitzungen* ihr *Wohnzimmer ausräumen*. Die *Frau des Gerichtsdieners* muss sich vom *Studenten*, gar mitten in einer *Versammlung*, nötigen[193] und das andere Mal zum *Untersuchungsrichter hochtragen* lassen, dieses, ohne dass ihr Mann, der *Gerichtsdiener*, dagegen etwas unternehmen kann. Zwar betont die *Frau* gegenüber *Josef K.* vor *Eintritt* des *Studenten*, dass *es ja so widerlich hier*

---

[187] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 52ff.
[188] Vgl. oben, Zitat Z.32.
[189] Vgl. dazu unten, Abschnitte XI und XII.
[190] Vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 46.
[191] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 46.
[192] Vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 56.
[193] Vgl. oben, Zitat Z.44.

sei[194], und auch kurz bevor sie zum *Studenten* hingeht, *flüstert* sie *Josef K.* zu, dass *sie gleich zurück komme und mit ihm gehe, wohin er will, er mit ihr tun könne, was er wolle, sie glücklich sein werde, wenn sie von hier für möglichst lange Zeit fort sei, am liebsten allerdings für immer*.[195] Doch die Frage von *Josef K.*, *ob sie nicht befreit werden wolle, verneint sie*[196]*,* und sie scheint auch gar nicht traurig darüber zu sein, jetzt zum *Untersuchungsrichter hochgetragen zu werden*[197]. Vorher hatte sie *Josef K.* gegenüber auch stolz noch davon berichtet, dass der *Untersuchungsrichter* ihr jüngst *seidene Strümpfe* schenkte, er ihr diese durch den *Studenten*, *zu dem der Untersuchungsrichter viel Vertrauen habe und der sein Mitarbeiter sei*, hatte zukommen lassen.[198]

Die *Frau des Gerichtsdieners* macht – so die Annahme – zwischen *Josef K.* und dem *Studenten* keinen Unterschied, findet den ersteren nur deshalb attraktiver, weil er ein *Angeklagter* ist und also nicht Teil der sie unterdrückenden *Beamtenschaft*. Sie selber genau aber *gehört* – wie *Josef K.* es zu ihr bereits vor *Eintritt* des *Studenten* sagt – *zu der Gesellschaft, die er bekämpfen muss*[199]. Sie nämlich kann sich, im Gegensatz zu *Fräulein Bürstner*[200], ein selbstbestimmtes Leben gar nicht vorstellen. Sie dürfte auch bald schon, in Erfüllung des psychisch regredierten Motivs der *Beamtenschaft*[201], dem Toten angeglichen sein. Ob es zutreffend ist, dass es, wie sie selber es sagt, *ihr Verderben wäre*, wenn *Josef K. sie befreien würde*, ist schwer zu sagen. Die jetzige Lage ist ja schon ihr Verderben. Den Plan jedenfalls, die *Frau des Gerichtsdieners* gegen das *Gericht* auf seine Seite zu ziehen, muss *Josef K.* aufgeben.

XI. Die Gerichtskanzleien auf den Dachböden: Gerichtsdiener, wartende Angeklagte

Nach dem Vorfall mit dem *Studenten* und der *Frau des Gerichtsdieners* findet *Josef K.* einen *Anschlagzettel* unmittelbar neben der zu den *Dachböden* hinauf führenden *Holztreppe*, auf dem *in einer kindlichen, ungeübten Schrift* geschrieben steht: *„Aufgang zu den Gerichtskanzleien.“*[202] Hier trifft *Josef K.* auf den *Gerichtsdiener*.[203]

Der *Gerichtsdiener* erkennt *Josef K.* sofort als den *Angeklagten K.* und beklagt sich bei ihm darüber, dass man ihn an diesem Sonntag, seinem arbeitsfreien Tag, extra auf einen *Botengang* geschickt habe, damit man ihm seine *Frau wegtragen* könne.[204] Er meint, dass er, *wenn er nicht so abhängig wäre, den Studenten längst schon hier an der Wand zerdrückt hätte*.[205]

---

[194] Vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 47.
[195] Vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 51.
[196] Vgl. oben, Zitat Z.48.
[197] Vgl. oben, Zitat Z.48.
[198] Vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 51.
[199] Vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 49.
[200] Vgl. dazu oben, Abschnitt III.
[201] Vgl. dazu oben, Abschnitt VIII.
[202] Vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 54.
[203] Vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 55.
[204] Vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 55.
[205] Vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 55.

(Z.49)

„Man müsste den Studenten, der ein Feigling ist, einmal, wenn er meine Frau anrühren will, so durchprügeln, dass er es niemals mehr wagt. Aber ich darf es nicht, und andere machen mir den Gefallen nicht, denn alle fürchten seine Macht. Nur ein Mann wie Sie könnte es tun.“ „Wieso denn ich?“ fragte K. erstaunt. „Sie sind doch angeklagt“, sagte der Gerichtsdiener. „Ja“, sagte K., „aber desto mehr müsste ich doch fürchten, dass er, wenn auch vielleicht nicht Einfluss auf den Ausgang des Prozesses, so doch wahrscheinlich auf die Voruntersuchung hat.“ „Ja, gewiss“, sagte der Gerichtsdiener, als sei die Ansicht K.s genau so richtig wie seine eigene. „Es werden aber bei uns in der Regel keine aussichtslosen Prozesse geführt.“ „Ich bin nicht Ihrer Meinung“, sagte K., „das soll mich aber nicht hindern, gelegentlich den Studenten in Behandlung zu nehmen.“ „Ich wäre Ihnen sehr dankbar“, sagte der Gerichtsdiener etwas förmlich, er schien eigentlich doch nicht an die Erfüllbarkeit seines höchsten Wunsches zu glauben. „Es würden vielleicht“, fuhr K. fort, „auch noch andere ihrer Beamten und vielleicht sogar alle das gleiche verdienen.“ „Ja, ja“, sagte der Gerichtsdiener, als handle es sich um etwas Selbstverständliches. Dann sah er K. mit einem zutraulichen Blick an, wie er es bisher trotz aller Freundlichkeit nicht getan hatte, und fügte hinzu: „Man rebelliert eben immer.“[206]

Der *Gerichtsdiener* ist – so die Annahme – der *untersten Beamtenschaft*[207] völlig hörig, möchte lediglich, gleich wie schon seine *Frau*, individuellen Vorteil aus der Anwesenheit von *Josef K.* ziehen, der seines Erachtens nichts mehr zu verlieren habe. Gemäss *Gerichtsdiener* werden vom ungewöhnlichen *Gericht* alle *Prozesse* gegen die *Angeklagten* gewonnen, das heisst zu deren Ungunsten entschieden. *Josef K.* widerspricht.

Zwar hegt der *Gerichtsdiener* einen Groll gegen die *Beamtenschaft*, doch – so die Annahme – unterdrückt er ihn zugunsten seiner *Stellung*. Er würde nie wirklich gegen den *Studenten* oder gegen die *Beamtenschaft* vorgehen. Vielmehr gehorcht er ihnen bis ins Letzte. Auch der *Gerichtsdiener* – so die Annahme – *gehört zu der Gesellschaft*, *die Josef K. bekämpfen muss*[208]. Er bekräftigt es unbewusst mit seiner Bemerkung, dass *man eben immer rebelliere*. Zu mehr ist er – so die Annahme – nicht fähig und nicht bereit.

Wie gehorsam der *Gerichtsdiener* für die *Beamtenschaft* arbeitet, zeigt er sogleich. Er überredet *Josef K.*, ihn zu den *Gerichtskanzleien* hinauf zu begleiten.

(Z.50)

Aber das Gespräch schien ihm (dem Gerichtsdiener; kw) doch ein wenig unbehaglich geworden zu sein, denn er brach es ab, indem er sagte: „Jetzt muss ich mich in der Kanzlei melden. Wollen Sie mitkommen?“ „Ich habe dort nichts zu tun“, sagte K. „Sie können die Kanzleien ansehen. Es wird sich niemand um Sie kümmern.“ „Ist es denn sehenswert?“ fragte K. zögernd, hatte aber grosse Lust, mitzugehen. „Nun“, sagte der Gerichtsdiener, „ich dachte, es würde Sie interessieren.“ „Gut“, sagte K. schliesslich, „ich gehe mit.“ Und er lief schneller als der Gerichtsdiener die Treppe hinauf.[209]

Josef K. ist mit Bezug auf das ungewöhnliche *Gericht* auf den *Dachböden* überzeugt davon, *jedem dieser Leute tausendfach überlegen zu sein und jeden mit einem Fusstritt von seinem Wege räumen zu können*[210]. Manchmal hegt er selber sadistische Gedan-

[206] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 56f.
[207] Zum Wortgebrauch vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 78.
[208] Zum Wortgebrauch vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 49.
[209] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 57.
[210] Vgl. oben, Zitat Z.48.

ken, *stellt sich vor*, wie *dieser klägliche Student, dieses aufgeblasene Kind, dieser krumme Bartträger vor Elsas Bett knien und mit gefalteten Händen um Gnade bitten würde*[211].

Wie er realisiert, dass sich die *Gerichtskanzleien* auf den *Dachböden* befinden, sieht er sich in einer noch stärkeren Position.

> **(Z.51)**
> Hier auf dem Dachboden dieses Miethauses waren also die Gerichtskanzleien? Das war keine Einrichtung, die viel Achtung einzuflössen imstande war, und es war für einen Angeklagten beruhigend, sich vorzustellen, wie wenig Geldmittel diesem Gericht zur Verfügung standen, wenn es seine Kanzleien dort unterbrachte, wo die Mietsparteien, die schon selbst zu den Ärmsten gehörten, ihren unnützen Kram hinwarfen. Allerdings war es nicht ausgeschlossen, dass man Geld genug hatte, dass aber die Beamtenschaft sich darüber warf, ehe es für Gerichtszwecke verwendet wurde. Das war nach den bisherigen Erfahrungen K.s sogar sehr wahrscheinlich, nur war dann eine solche Verlotterung des Gerichtes für einen Angeklagten zwar entwürdigend, aber im Grunde noch beruhigender, als es die Armut des Gerichtes gewesen wäre. Nun war es K. auch begreiflich, dass man sich beim ersten Verhör schämte, den Angeklagten auf den Dachboden vorzuladen und es vorzog, ihn in seiner Wohnung zu belästigen. In welcher Stellung befand sich doch K. gegenüber dem Richter, der auf dem Dachboden sass, während er selbst in der Bank ein grosses Zimmer mit einem Vorzimmer hatte und durch eine riesige Fensterscheibe auf den belebten Stadtplatz hinuntersehen konnte! Allerdings hatte er keine Nebeneinkünfte aus Bestechungen oder Unterschlagungen und konnte sich auch vom Diener keine Frau auf dem Arm ins Büro tragen lassen. Darauf wollte K. aber, wenigstens in diesem Leben, gerne verzichten.[212]

Die das ungewöhnliche *Gericht* auf den *Dachböden* von Mietshäusern der armen *Vorstadt* betreibende *unterste Beamtenschaft*[213] ist – so die Annahme – tatsächlich in jeder Hinsicht *arm*. Nur handelt es sich bei dieser *Armut,* was *Josef K.* sich nicht vorstellen kann, um eine – so die weitergehende Annahme – von selber sich auferlegte. Sie ist Ausdruck des die *unterste Beamtenschaft* beherrschenden, psychisch regredierten Motivs, das auf die Verdrängung und Zerstörung alles Lebendigen aus ist, und zwar eben auch bei sich selbst.[214] Die *Korruptheit* der *untersten Beamtenschaft* besteht darin – so die entsprechende Annahme –, dieses allseitig das Tote anstrebende Motiv auf Kosten von um *Unschuld* sich bemühenden und dementsprechend *lebendigen* Menschen befriedigen zu können. Es handelt sich dabei nicht, wie *Josef K.* annimmt, um *Korruption* für *Geldmittel*, sondern um *Korruption* für die psychische Stabilisierung innerhalb eines schon nahezu toten Lebens.[215]

Josef K. weiss sehr wohl, dass es die *hohen Behörden*[216] gibt, kann sie aber nirgends finden und erst recht nicht zu ihnen gelangen. Er sieht als Gegner lediglich die *unterste Beamtenschaft*[217] vor sich, der er sich hoch überlegen fühlt. Deshalb begleitet er den

---

[211] Vgl. oben, Zitat Z.48.
[212] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 54f.
[213] Zum Wortgebrauch vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 78.
[214] Vgl. oben, Abschnitt VIII.
[215] Vgl. ebenda.
[216] Zum Wortgebrauch vgl. oben, Zitat Z.3.
[217] Zum Wortgebrauch vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 78.

Gerichtsdiener ohne jede Furcht und wesentlich aus *Neugierde*[218] die *Holztreppe* hinauf zu den *Gerichtskanzleien*.

(Z.52)

Beim Eintritt wäre er fast hingefallen, denn hinter der Tür war noch eine Stufe. „Auf das Publikum nimmt man nicht viel Rücksicht", sagte er. „Man nimmt überhaupt keine Rücksicht", sagte der Gerichtsdiener, „sehen sie nur hier das Wartezimmer." Es war ein langer Gang, von dem aus roh gezimmerte Türen zu den einzelnen Abteilungen des Dachbodens führten. Obwohl kein unmittelbarer Zutritt bestand, war es doch nicht vollständig dunkel, denn manche Abteilungen hatten gegen den Gang zu statt einheitlicher Bretterwände blosse, allerdings bis zur Decke reichende Holzgitter, durch die einiges Licht drang und durch die man auch einzelne Beamte sehen konnte, wie sie an Tischchen schrieben oder geradezu am Gitter standen und durch die Lücken die Leute auf dem Gang beobachteten. Es waren, wahrscheinlich weil Sonntag war, nur wenig Leute auf dem Gang. Sie machten einen sehr bescheidenen Eindruck. In fast regelmässigen Entfernungen voneinander sassen sie auf den zwei Reihen langer Holzbänke, die zu beiden Seiten des Ganges angebracht waren. Alle waren vernachlässigt angezogen, obwohl die meisten nach dem Gesichtsausdruck, der Haltung, der Barttracht und vielen, kaum sicherzustellenden kleinen Einzelheiten den höheren Klassen angehörten. Da keine Kleiderhaken vorhanden waren, hatten sie die Hüte, wahrscheinlich einer dem Beispiel des andern folgend, unter die Bank gestellt. Als die, welche zunächst der Tür sassen, K. und den Gerichtsdiener erblickten, erhoben sie sich zum Gruss, da das die Folgenden sahen, glaubten sie auch grüssen zu müssen, so dass alle beim Vorbeigehen der beiden sich erhoben. Sie standen niemals vollständig aufrecht, der Rücken war geneigt, die Knie geknickt, sie standen wie Strassenbettler. K. wartete ein wenig auf den hinter ihm gehenden Gerichtsdiener und sagte: „Wie gedemütigt die sein müssen." „Ja", sagte der Gerichtsdiener, „es sind Angeklagte, alle, die Sie hier sehn, sind Angeklagte." „Wirklich?" sagte K. „Dann sind es ja meine Kollegen." Und er wandte sich an den nächsten, einen grossen, schlanken, schon fast grauhaarigen Mann. „Worauf warten Sie hier?" fragte K. höflich. Die unerwartete Ansprache aber machte den Mann verwirrt, was umso peinlicher aussah, da es sich offenbar um einen welterfahrenen Menschen handelte, der anderswo gewiss sich zu beherrschen verstand und die Überlegenheit, die er sich über viele erworben hatte, nicht leicht aufgab. Hier aber wusste er auf eine so einfache Frage nicht zu antworten und sah auf die anderen hin, als seien sie verpflichtet, ihm zu helfen, und als könne niemand von ihm eine Antwort verlangen, wenn diese Hilfe ausbliebe. Da trat der Gerichtsdiener hinzu und sagte, um den Mann zu beruhigen und aufzumuntern: „Der Herr hier fragt ja nur, worauf Sie warten. Antworten Sie doch." Die ihm wahrscheinlich bekannte Stimme des Gerichtsdieners wirkte besser: „Ich warte –" begann er und stockte. Offenbar hatte er diesen Anfang gewählt, um ganz genau auf die Fragestellung zu antworten, fand aber jetzt die Fortsetzung nicht. Einige der Wartenden hatten sich genähert und umstanden die Gruppe, der Gerichtsdiener sagte zu ihnen: „Weg, weg, macht den Gang frei." Sie wichen ein wenig zurück, aber nicht bis zu ihren früheren Sitzen. Inzwischen hatte sich der Gefragte gesammelt und antwortete sogar mit einem Lächeln: „Ich habe vor einem Monat einige Beweisanträge in meiner Sache gemacht und warte auf die Erledigung." „Sie scheinen sich ja viel Mühe zu geben", sagte K. „Ja", sagte der Mann, „es ist ja meine Sache." „Jeder denkt nicht so wie Sie", sagte K., „ich zum Beispiel bin auch angeklagt, habe aber, so wahr ich selig werden will, weder einen Beweisantrag gestellt, noch auch sonst irgend etwas Derartiges unternommen. Halten Sie denn das für nötig?" „Ich weiss nicht genau", sagte der Mann wieder in vollständiger Unsicherheit; er glaubte offenbar, K. mache mit ihm einen Scherz, deshalb hätte er wahrscheinlich am liebsten, aus Furcht, irgendeinen neuen Fehler zu machen, seine frühere Antwort ganz wiederholt, vor K.s ungeduldigem Blick aber sagte er nur: „Was mich betrifft, ich habe Beweisanträge gestellt." „Sie glauben wohl nicht, dass ich angeklagt bin?" fragte K. „O bitte, gewiss", sagte der Mann, und trat ein wenig zur Seite, aber in der Antwort war nicht Glaube, sondern nur Angst. „Sie glauben mir also nicht?" fragte K. und fasste ihn, unbewusst durch das

[218] Vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 60.

> demütige Wesen des Mannes aufgefordert, beim Arm, als wolle er ihn zum Glauben zwingen. Aber er wollte ihm nicht Schmerz bereiten, hatte ihn auch nur ganz leicht angegriffen, trotzdem schrie der Mann auf, als habe K. ihn nicht mit zwei Fingern, sondern mit einer glühenden Zange erfasst. Dieses lächerliche Schreien machte ihn K. endgültig überdrüssig; glaubte man ihm nicht, dass er angeklagt war, so war es desto besser; vielleicht hielt er ihn sogar für einen Richter. Und er fasste ihn nun zum Abschied wirklich fester, stiess ihn auf die Bank zurück und ging weiter. „Die meisten Angeklagten sind so empfindlich", sagte der Gerichtsdiener. Hinter ihnen sammelten sich jetzt fast alle Wartenden um den Mann, der schon zu schreien aufgehört hatte, und schienen ihn über den Zwischenfall genau auszufragen. K. entgegen kam jetzt ein Wächter, der hauptsächlich an einem Säbel kenntlich war, dessen Scheide, wenigstens der Farbe nach, aus Aluminium bestand. K. staunte darüber und griff sogar mit der Hand hin. Der Wächter, der wegen des Schreiens gekommen war, fragte nach dem Vorgefallenen. Der Gerichtsdiener suchte ihn mit einigen Worten zu beruhigen, aber der Wächter erklärte, doch noch selbst nachsehen zu müssen, salutierte und ging weiter mit sehr eiligen, aber sehr kurzen, wahrscheinlich durch Gicht abgemessenen Schritten.[219]

Wenn man nicht wüsste, dass man sich auf einem *Dachboden* befindet und es sich bei den *einheitlichen Bretterwänden* sowie *den allerdings bis zur Decke reichenden Holzgittern*, die *manche Abteilungen gegen den Gang zu* von den *Angeklagten* trennt, um für *Dachböden* übliche Einrichtungen handelt, sowie, dass die *Tür* nach draussen nicht verschlossen ist, würde man das Ganze für ein *Gefängnis* halten, unabhängig davon, dass die Räumlichkeiten als *Gerichtskanzleien* bezeichnet werden. Dieser Eindruck wird dadurch noch verstärkt, dass *einzelne Beamte geradezu am Gitter stehen und durch die Lücken die Leute auf dem Gang beobachten.*

Die hier wartenden *Angeklagten* machen *einen* derart *bescheidenen Eindruck,* dass man sie durchaus für Inhaftierte halten könnte, und sie alle gelten ja, genauso wie *Josef K.*[220], als *Verhaftete*. Die *Angeklagten sitzen in fast regelmässigen Entfernungen voneinander auf den zwei Reihen langer Holzbänke, die zu beiden Seiten des Ganges angebracht sind* und sie *sind alle vernachlässigt angezogen. Josef K.* glaubt *an vielen, kaum sicherzustellenden kleinen Einzelheiten* sowie *nach dem Gesichtsausdruck, der Haltung, der Barttracht* zu erkennen, dass die *Angeklagten den höheren Klassen angehören*. Tatsächlich werden solche besonderen *Prozesse* – so die daraus abgeleitete Annahme – nur gegen Männer geführt, die den *höheren Klassen* angehören.

Wie die *Wartenden sich zum Gruss erheben*, *stehen sie niemals vollständig aufrecht, der Rücken ist geneigt, die Knie geknickt, sie stehen wie Strassenbettler. Josef K.* kommentiert es gegenüber dem *Gerichtsdiener* sofort mit der Bemerkung, *wie gedemütigt sie sein müssen*. Und der *Gerichtsdiener* bestätigt mit den Worten, dass *es Angeklagte seien*, dass *alle, die Josef K. hier sehe, Angeklagte seien*, mithin, wie *Josef K.* selber es sagt, *seine Kollegen*. Die *Wartenden* sind *Angeklagte* wie er selber, doch strahlt er im Gegensatz zu ihnen Würde und Selbstsicherheit aus, wirkt nicht wie ein *Strassenbettler*.

Der eine von *Josef K.* angesprochene *Angeklagte* verhält sich höchst eigenartig, bringt kaum ein Wort hervor und beginnt sogar zu *schreien*, wie *Josef K.* ihn anfasst. *Josef K.* versteht dieses Verhalten nicht, geht davon aus, dass der Angesprochene ihm nicht

[219] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 57ff.
[220] Vgl. oben, Abschnitt I.

glaubt, ebenfalls ein *Angeklagter* zu sein, und vielleicht gar meint, mit ihm einen *Richter* vor sich zu haben.

Erst einige Wochen später wird die *Empfindlichkeit* des *Angeklagten* für *Josef K.* einigermassen erklärlich. Dann nämlich trifft er bei seinem *Advokaten* auf den ebenfalls *angeklagten Kaufmann Block* und kommt mit diesem ins Gespräch.[221] In diesem Gespräch erwähnt *Kaufmann Block*, dass *Josef K.* die *Gerichtskanzleien* ja auch kenne.[222]

> **(Z.53)**
>
> „Wieso wissen Sie denn, dass ich dort war?“ fragte K. „Ich war gerade im Wartezimmer, als Sie durchgingen.“ „Was für ein Zufall das ist!“ rief K., ganz hingenommen und die frühere Lächerlichkeit des Kaufmanns ganz vergessend. „Sie haben mich also gesehen! Sie waren im Wartezimmer, als ich durchging. Ja, ich bin dort einmal durchgegangen.“ „Es ist kein so grosser Zufall“, sagte der Kaufmann, „ich bin dort fast jeden Tag.“ „Ich werde nun wahrscheinlich auch öfters hingehen müssen“, sagte K., „nur werde ich wohl kaum mehr so ehrenvoll aufgenommen werden wie damals. Alle standen auf. Man dachte wohl, ich sei ein Richter.“ „Nein“, sagte der Kaufmann, „wir grüssten damals den Gerichtsdiener. Dass Sie ein Angeklagter sind, das wussten wir. Solche Nachrichten verbreiten sich sehr rasch.“ „Das wussten Sie also schon“, sagte K., „dann erschien Ihnen aber mein Benehmen vielleicht hochmütig. Sprach man sich darüber aus?“ „Nein“, sagte der Kaufmann, „im Gegenteil. Aber das sind Dummheiten.“ „Was für Dummheiten denn?“ fragte K. „Warum fragen Sie danach?“ sagte der Kaufmann ärgerlich. „Sie scheinen die Leute dort noch nicht zu kennen und werden es vielleicht unrichtig auffassen. Sie müssen bedenken, dass in diesem Verfahren immer wieder viele Dinge zur Sprache kommen, für die der Verstand nicht mehr ausreicht, man ist einfach zu müde und abgelenkt für vieles, und zum Ersatz verlegt man sich auf den Aberglauben. Ich rede von den anderen, bin aber selbst gar nicht besser. Ein solcher Aberglaube ist es zum Beispiel, dass viele aus dem Gesicht des Angeklagten, insbesondere aus der Zeichnung der Lippen, den Ausgang des Prozesses erkennen wollen. Diese Leute also haben behauptet, Sie würden, nach Ihren Lippen zu schliessen, gewiss und bald verurteilt werden. Ich wiederhole, es ist ein lächerlicher Aberglaube und in den meisten Fällen durch die Tatsachen auch vollständig widerlegt, aber wenn man in jener Gesellschaft lebt, ist es schwer, sich solchen Meinungen zu entziehen. Denken Sie nur, wie stark dieser Aberglaube wirken kann. Sie haben doch einen dort angesprochen, nicht? Er konnte Ihnen aber kaum antworten. Es gibt natürlich viele Gründe, um dort verwirrt zu sein, aber einer davon war auch der Anblick Ihrer Lippen. Er hat später erzählt, er hätte auf Ihren Lippen auch das Zeichen seiner eigenen Verurteilung zu sehen geglaubt.“ „Meine Lippen?“ fragte K., zog einen Taschenspiegel hervor und sah sich an. „Ich kann an meinen Lippen nichts Besonderes erkennen. Und Sie?“ „Ich auch nicht“, sagte der Kaufmann, „ganz und gar nicht.“ „Wie abergläubisch diese Leute sind!“ rief K. aus. „Sagte ich es nicht?“ fragte der Kaufmann.[223]

Im *Gang* der *Gerichtskanzleien* ist es dann so – wie jetzt anzunehmen –, dass die anderen *Angeklagten* am selbstbewussten Auftreten von *Josef K.* ablesen, wozu kein *Aberglaube* nötig ist, dass er *gewiss und bald verurteilt werde*. Der von *Josef K.* angesprochene *Angeklagte* sieht in ihm gleichsam sein Spiegelbild und erschrickt über das darin abzulesende Schicksal, das auch sein eigenes Schicksal sein könnte, dermassen, dass er kaum ein Wort herausbringt und schliesslich gar, wie *Josef K.* ihn anfasst, zu *schreien* beginnt.[224] *Kaufmann Block* wagt es in seiner späteren Erklärung *Josef K.* gegenüber

---

[221] Vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 143ff.
[222] Ebda.
[223] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 149f.
[224] Vgl. oben, Zitat Z.52.

offen nicht auszusprechen, weist auf den *Aberglauben* der *Angeklagten* hin, wonach das Schicksal eines andern von dessen *Lippen*, im gegebenen Fall von den *Lippen Josef K.s*, abgelesen werden könne. Wie *Josef K.* nach Prüfung seiner *Lippen* feststellt, dass es sich bei dem von den anderen *Angeklagten* von seinen *Lippen* Abgelesenen tatsächlich um einen *Aberglauben* handeln muss, bestätigt *Kaufmann Block* erleichtert.

Josef K. kann sich – so die Annahme – nicht vorstellen, dass er aufgrund seines selbstbewussten oder auch lebendigen Auftretens Gefahr läuft, *gewiss und bald verurteilt zu werden.* Er will seinen *Prozess* ja gewinnen, mehr noch, er will das *korrupte Gericht* zerschlagen, ist nicht zuletzt zu diesem Zweck auch noch einmal zu diesem hingegangen.

XII. Die in den Gerichtskanzleien kaum atembare Luft: die darin lebenden Beamten

Nachdem *Josef K.* im *Gang* der ungewöhnlichen *Gerichtskanzleien* das eigenartige Gespräch mit dem einen *Angeklagten*[225] beendet hat, geht er weiter in die *Kanzleien* hinein.

> **(Z.54)**
>
> K. kümmerte sich nicht lange um ihn (den dazu geeilten Wächter; kw) und die Gesellschaft auf dem Gang, besonders da er etwa in der Hälfte des Ganges die Möglichkeit sah, rechts durch eine türlose Öffnung einzubiegen. Er verständigte sich mit dem Gerichtsdiener darüber, ob das der richtige Weg sei, der Gerichtsdiener nickte, und K. bog nun wirklich dort ein. Es war ihm lästig, dass er immer einen oder zwei Schritte vor dem Gerichtsdiener gehen musste, es konnte wenigstens an diesem Ort den Anschein haben, als ob er verhaftet vorgeführt werde. Er wartete also öfters auf den Gerichtsdiener, aber dieser blieb gleich wieder zurück. Schliesslich sagte K., um seinem Unbehagen ein Ende zu machen: „Nun habe ich gesehen, wie es hier aussieht, ich will jetzt weggehen." „Sie haben noch nicht alles gesehen", sagte der Gerichtsdiener vollständig unverfänglich. „Ich will nicht alles sehen", sagte K., der sich übrigens wirklich müde fühlte, „ich will gehen, wie kommt man zum Ausgang?" „Sie haben sich doch nicht schon verirrt?" fragte der Gerichtsdiener erstaunt, „Sie gehen hier bis zur Ecke und dann rechts den Gang hinunter geradeaus zur Tür." „Kommen Sie mit", sagte K., „zeigen Sie mir den Weg, ich werde ihn verfehlen, es sind hier so viele Wege." „Es ist der einzige Weg", sagte der Gerichtsdiener nun schon vorwurfsvoll, „ich kann nicht wieder mit Ihnen zurückgehen, ich muss doch meine Meldung vorbringen und ich habe schon viel Zeit durch Sie versäumt." „Kommen Sie mit!" wiederholte K. jetzt schärfer, als habe er endlich den Gerichtsdiener auf einer Unwahrheit ertappt. „Schreien Sie doch nicht so", flüsterte der Gerichtsdiener, „es sind ja hier überall Büros. Wenn Sie nicht allein zurückgehen wollen, so gehen Sie noch ein Stückchen mit mir oder warten Sie hier, bis ich meine Meldung erledigt habe, dann will ich ja gern mit Ihnen wieder zurückgehen." „Nein, nein", sagte K., „ich werde nicht warten, und Sie müssen jetzt mit mir gehen." K. hatte sich noch gar nicht im Raum umgesehen, in dem er sich befand, erst als jetzt eine der vielen Holztüren, die ringsherum standen, sich öffnete, blickte er hin. Ein Mädchen, das wohl durch K.s lautes Sprechen herbeigerufen war, trat ein und fragte: „Was wünscht der Herr?" Hinter ihr in der Ferne sah man im Halbdunkel noch einen Mann sich nähern. K. blickte den Gerichtsdiener an. Dieser hatte doch gesagt, dass sich niemand um K. kümmern werde, und nun kamen schon zwei, es brauchte nur wenig und die Beamtenschaft wurde auf ihn aufmerksam, würde eine Erklärung seiner Anwesenheit haben wollen. Die einzig verständliche und annehmbare war die, dass er Angeklagter war und das Datum des nächsten Verhörs er-

[225] Vgl. oben, Zitat Z.52.

> fahren wollte, gerade diese Erklärung aber wollte er nicht geben, besonders da sie auch nicht wahrheitsgemäss war, denn er war nur aus Neugierde gekommen oder, was als Erklärung noch unmöglicher war, aus dem Verlangen, festzustellen, dass das Innere dieses Gerichtswesens ebenso widerlich war wie sein Äusseres. Und es schien ja, dass er mit dieser Annahme recht hatte, er wollte nicht weiter eindringen, er war beengt genug von dem, was er bisher gesehen hatte, er war gerade jetzt nicht in der Verfassung, einem höheren Beamten gegenüberzutreten, wie er hinter jeder Tür auftauchen konnte, er wollte weggehen, und zwar mit dem Gerichtsdiener oder allein, wenn es sein musste.[226]

Der *Gerichtsdiener führt Josef K.* tatsächlich wie einen *Verhafteten vor* und ist auch nicht bereit, ihn wieder zum *Ausgang* zurückzubegleiten. Er hat *Josef K.* – so die Annahme – pflichtgemäss ausgetrickst, muss in Wirklichkeit auch gar keine *Meldung* machen. Kurz zuvor sagte er noch, dass er an diesem *Sonntag zu keiner Arbeit verpflichtet sei*[227]. Seine wesentliche für das *Gericht* zu erfüllende, dem ungewöhnlichen *Gericht dienende* Arbeit besteht darin – so ist anzunehmen –, *Angeklagte* in die *Gerichtskanzleien* zu führen und der *Beamtenschaft vorzuführen*.

Josef K. gerät in grösste Verlegenheit.

> **(Z.55)**
> Aber sein stummes Dastehen musste auffallend sein, und wirklich sahen ihn das Mädchen und der Gerichtsdiener derartig an, als ob in der nächsten Minute irgendeine grosse Verwandlung mit ihm geschehen müsse, die sie zu beobachten nicht versäumen wollten. Und in der Türöffnung stand der Mann, den K. früher in der Ferne bemerkt hatte, er hielt sich am Deckbalken der niedrigen Tür fest und schaukelte ein wenig auf den Fussspitzen, wie ein ungeduldiger Zuschauer.[228]

Die drei *Josef K. derartig Ansehenden* wollen – so die Annahme – mitbekommen, wie er sich in das *verwandelt*, was die anderen im *Gang wartenden Angeklagten* bereits vorstellen: *nicht mehr vollständig aufrecht dastehend*, *den Rücken geneigt, die Knie geknickt, wie Strassenbettler*[229]. *Josef K.* soll jetzt und vor den Augen der *untersten Beamtenschaft*[230] einknicken, seiner Lebensgeister sich entledigen. *Josef K.* jedoch tut den darauf Wartenden den Gefallen nicht, sondern hält sich einigermassen aufrecht.

Das *Mädchen* erkennt zuerst – so die Annahme –, dass es bei *Josef K.* zur erhofften *Verwandlung* nicht kommt. Die überaus düstere und stickige Atmosphäre der *Gerichtskanzleien* hat bei *Josef K.* zwar ein *Unwohlsein* verursacht, ihn aber nicht gleichzeitig, wie von den ihn gebannt *Ansehenden* erwartet und an diesem Punkt – so die Annahme – bei *Angeklagten* immer wieder geschehen, geknickt.

> **(Z.56)**
> Das Mädchen aber erkannte doch zuerst, dass das Benehmen K.s in einem leichten Unwohlsein seinen Grund hatte, sie brachte einen Sessel und fragte: „Wollen Sie sich nicht setzen?“ K. setzte sich sofort und stützte, um noch einen besseren Halt zu bekommen, die Ellbogen auf die Lehnen. „Sie haben ein wenig Schwindel, nicht?“ fragte sie ihn. Er hatte nun ihr Gesicht nahe vor sich, es hatte den strengen Ausdruck, wie in manche Frauen gerade in ihrer schönsten Jugend haben. „Machen Sie sich darüber

[226] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 59ff.
[227] Vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 55.
[228] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 61.
[229] Vgl. oben, Zitat Z.52.
[230] Zum Wortgebrauch vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 78.

> keine Gedanken“, sagte sie, „dass ist hier nichts Aussergewöhnliches, fast jeder bekommt einen solchen Anfall, wenn er zum erstenmal herkommt. Sie sind zum erstenmal hier? Nun ja, das ist also nichts Aussergewöhnliches. Die Sonne brennt hier auf das Dachgerüst, und das heisse Holz macht die Luft so dumpf und schwer. Der Ort ist deshalb für Büroräumlichkeiten nicht sehr geeignet, so grosse Vorteile er allerdings sonst bietet. Aber was die Luft betrifft, so ist sie an Tagen grossen Parteienverkehrs, und das ist fast jeder Tag, kaum mehr atembar. Wenn Sie dann noch bedenken, dass hier auch vielfach Wäsche zum Trocknen ausgehängt wird – man kann es den Mietern nicht gänzlich untersagen –, so werden Sie sich nicht mehr wundern, dass Ihnen ein wenig übel wurde. Aber man gewöhnt sich schliesslich an die Luft sehr gut. Wenn Sie zum zweiten- oder drittenmal herkommen, werden Sie das Drückende hier kaum mehr spüren. Fühlen Sie sich schon besser?“[231]

Die *Gerichtskanzleien* sind *Büroräumlichkeiten* nur angeähnelt und *für Büroräumlichkeiten* nicht nur *nicht sehr geeignet*, sondern – so die Annahme – überhaupt *nicht geeignet*. Wenn hier Bürotätigkeiten erledigt werden, dann nur solche, die dem Zweck dienen, die *Angeklagten erniedrigen* und brechen zu können. Darin besteht in Wirklichkeit – so die Annahme – auch der zentrale der vom *Mädchen* allgemein erwähnten *grossen Vorteile*, den *der Ort allerdings sonst bietet*. Freilich wird es so direkt von ihr nicht gesagt. Es sollen jedenfalls – so die Annahme – auch die *Angeklagten* an ein Leben in *kaum mehr atembarer Luft* angewöhnt, ihnen zugleich die Freude am Frischen und Lebendigen abgewöhnt werden. Tatsächlich wird – so die Annahme – die *kaum mehr atembare Luft* vom *Mädchen* und von den anderen *Beamten* der frischen Luft vorgezogen. *Man gewöhne sich schliesslich aber,* so das *Mädchen*, *an die Luft sehr gut*.

> **(Z.57)**
> K. antwortete nicht, es war ihm zu peinlich, durch diese plötzliche Schwäche den Leuten hier ausgeliefert zu sein, überdies war ihm, da er jetzt die Ursachen seiner Übelkeit erfahren hatte, nicht besser, sondern noch ein wenig schlechter. Das Mädchen merkte es gleich, nahm, um K. eine Erfrischung zu bereiten, eine Hakenstange, die an der Wand lehnte, und stiess damit eine kleine Luke auf, die gerade über K. angebracht war und ins Freie führte. Aber es fiel so viel Russ herein, dass das Mädchen die Luke gleich wieder zuziehen und mit ihrem Taschentuch die Hände K.s vom Russ reinigen musste, denn K. war zu müde, um das selbst zu besorgen. Er wäre gern hier ruhig sitzengeblieben, bis er sich zum Weggehen genügend gekräftigt hatte, das musste aber umso früher geschehen, je weniger man sich um ihn kümmern würde. Nun sagte aber überdies das Mädchen: „Hier können Sie nicht bleiben, hier stören wir den Verkehr –“ K. fragte mit den Blicken, welchen Verkehr er hier denn störe – „Ich werde Sie, wenn Sie wollen, ins Krankenzimmer führen. Helfen Sie mir, bitte“, sagte sie zu dem Mann in der Tür, der auch gleich näher kam. Aber K. wollte nicht ins Krankenzimmer, gerade das wollte er ja vermeiden, weiter geführt zu werden, je weiter er kam, desto ärger musste es werden. Ich kann schon gehen“, sagte er deshalb und stand, durch das bequeme Sitzen verwöhnt, zitternd auf. Dann aber konnte er sich nicht aufrecht halten. „Es geht doch nicht“, sagte er kopfschüttelnd und setzte sich seufzend wieder nieder. Er erinnerte sich an den Gerichtsdiener, der ihn trotz allem leicht herausführen könnte, aber der schien schon längst weg zu sein, K. sah zwischen dem Mädchen und dem Mann, die vor ihm standen, hindurch, konnte aber den Gerichtsdiener nicht finden.[232]

Der *Gerichtsdiener* hat in der Sicht der *Beamtenschaft* – so die Annahme – seine Pflicht erfüllt, wird nicht mehr benötigt und ist deshalb bereits verschwunden.

---

[231] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 61.
[232] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 61f.

Josef K. sieht – so die Annahme – völlig richtig, dass *sein* eigenes *Weggehen umso früher geschehen muss, je weniger man sich um ihn kümmern würde*. Je mehr das *Mädchen* sich um ihn *kümmert*, *je weiter er geführt wird, desto ärger muss es werden*. Im *Krankenzimmer* würden sie – so die weitergehende Annahme – genau nicht für frische *Luft* sorgen, sondern alles daran setzen, ihn an die *kaum mehr atembare Luft*, und das heisst eben ans nahezu Tote, erst recht zu gewöhnen.

Wie *Josef K.* sich wehrt, ins vorgebliche *Krankenzimmer* geführt zu werden, ist es der anwesende *Mann*, der zum Schluss kommt, dass es nicht mehr viel bringt, *Josef K.* weiter in den *Kanzleien* zu halten.

(Z.58)

„Ich glaube“, sagte der Mann, der übrigens elegant gekleidet war und besonders durch eine graue Weste auffiel, die in zwei langen, scharfgeschnittenen Spitzen endigte, „das Unwohlsein des Herrn geht auf die Atmosphäre hier zurück, es wird daher am besten und auch ihm am liebsten sein, wenn wir ihn nicht erst ins Krankenzimmer, sondern überhaupt aus den Kanzleien herausführen.“ „Das ist es“, rief K. und fuhr vor lauter Freude fast noch in die Rede des Mannes hinein, „mir wird gewiss sofort besser werden, ich bin auch gar nicht so schwach, nur ein wenig Unterstützung unter den Achseln brauche ich, ich werde Ihnen nicht viel Mühe machen, es ist ja auch kein langer Weg, führen Sie mich nur zur Tür, ich setze mich dann noch ein wenig auf die Stufen und werde gleich erholt sein, ich leide nämlich gar nicht unter solchen Anfällen, es kommt mir selbst überraschend. Ich bin doch auch Beamter und an Büroluft gewöhnt, aber hier scheint es doch zu arg. Sie sagen es selbst. Wollen Sie also die Freundlichkeit haben, mich ein wenig zu führen, ich habe nämlich Schwindel, und es wird mir schlecht, wenn ich allein aufstehe.“ Und er hob die Schultern, um es den beiden zu erleichtern, ihm unter die Arme zu greifen.[233]

Der *Mann* und das *Mädchen* gehen auf die Bitte von *Josef K.*, ihn sofort aus den *Gerichtskanzleien* herauszuführen, jedoch nicht ein, sondern – so die Annahme – spielen noch ein wenig mit ihm, *erniedrigen* ihn.

(Z.59)

Aber der Mann folgte der Aufforderung nicht, sondern hielt die Hände ruhig in den Hosentaschen und lachte laut. Das Mädchen lächelte auch, schlug aber dem Mann leicht mit den Fingerspitzen auf den Arm, als hätte er sich mit K. einen zu starken Scherz erlaubt. „Aber was denken Sie denn“, sagte der Mann noch immer lachend, „ich will ja den Herrn wirklich hinausführen.“[234]

Der *Mann* und das *Mädchen* wollen – so die Annahme – den *Angeklagten* eigentlich gar nicht hinausführen. Das *Mädchen* versucht, Zeit gegen *Josef K.* zu gewinnen, indem sie ihm die *Gerichtskanzleien* näher vorstellt und auf diese Weise sein Vertrauen zu gewinnen versucht.

(Z.60)

„Dann ist es gut“, sagte das Mädchen, indem sie ihren zierlichen Kopf für einen Augenblick neigte. „Messen Sie dem Lachen nicht zuviel Bedeutung zu“, sagte das Mädchen zu K., der, wieder traurig geworden, vor sich hinstarrte und keine Erklärung zu brauchen schien, „dieser Herr – ich darf Sie doch vorstellen?“ (der Herr gab mit einer Handbewegung die Erlaubnis) – „dieser Herr also ist der Auskunftgeber. Er gibt den wartenden Parteien alle Auskunft, die sie brauchen, und da unser Gerichtswesen in

[233] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 62f.
[234] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 63.

> der Bevölkerung nicht sehr bekannt ist, werden viele Auskünfte verlangt. Er weiss auf alle Fragen eine Antwort. Sie können ihn, wenn Sie einmal Lust dazu haben, daraufhin erproben. Das ist aber nicht sein einziger Vorzug, sein zweiter Vorzug ist die elegante Kleidung. Wir, das heisst die Beamtenschaft, meinten einmal, man müsse den Auskunftgeber, der immerfort, und zwar als erster, mit Parteien verhandelt, des würdigen ersten Eindrucks halber, auch elegant anziehen. Wir anderen sind, wie Sie gleich an mir sehen können, leider sehr schlecht und altmodisch angezogen; es hat auch nicht viel Sinn, für die Kleidung etwas zu verwenden, da wir fast unaufhörlich in den Kanzleien sind, wir schlafen ja auch hier. Aber, wie gesagt, für den Auskunftgeber hielten wir einmal schöne Kleidung für nötig. Da sie aber von unserer Verwaltung, die in dieser Hinsicht etwas sonderbar ist, nicht erhältlich war, machten wir eine Sammlung – auch Parteien steuerten bei – und wir kauften ihm dieses schöne Kleid und noch andere. Alles wäre jetzt vorbereitet, einen guten Eindruck zu machen, aber durch sein Lachen verdirbt er es wieder und erschreckt die Leute.[235]

Der *gute Eindruck*, den die *Beamtenschaft* mit der *schönen Kleidung* des *Auskunftgebers* vermittelt, ist – so die Annahme – Teil der armselig aufrecht erhaltenen Fassade eines *Gerichts*, das ein solches gar nicht ist. In diesem *Gericht* geht es nicht darum, Recht zu sprechen, und erst recht nicht darum, wie *Josef K.* es ursprünglich erwartet hatte, die *Unschuld* von *unschuldig Angeklagten* zu *verteidigen*[236]. Im Gegenteil – so die Annahme –, die *Angeklagten* sollen *erniedrigt,* psychisch gebrochen werden. Der *Auskunftgeber* begegnet den *Angeklagten* einzig deshalb in *schöner Kleidung* – so die Annahme –, um sie umso besser über die wirklichen Absichten des *Gerichts* täuschen zu können. Er gibt den *Angeklagten* bloss zum Schein hilfreiche *Auskunft*, versucht mit der *Auskunft* in Wirklichkeit aber, sie zu *erschrecken* und im Gleichen zu *erniedrigen*. Sein *Lachen* über *Josef K.*, dem er kurz zuvor noch versprach, *ihn überhaupt aus den Kanzleien herauszuführen*,[237] stellt ein solcher Versuch der *Erniedrigung* dar. Das *Mädchen* schwächt es zwar ab, gibt *Josef K.* dabei zugleich implizit zu verstehen, was Sache ist.

Tatsächlich *sind* die *Beamten fast unaufhörlich in den Kanzleien* und *schlafen ja auch hier*. Sie geben, mit Ausnahme des *Auskunftgebers*, nichts auf ihre *Kleidung*, fühlen sich trotzdem wohl, leben offenbar gerne auf den *Dachböden* mit den fast *dunklen Abteilungen* und der *kaum mehr atembaren Luft*[238]. Sie haben sich der nahezu toten Atmosphäre praktisch vollständig angeglichen.

Der *Auskunftgeber* und das *Mädchen* fahren – so die Annahme – mit der *Erniedrigung* des immer noch *dasitzenden Josef K.* fort.

> **(Z.61)**
>
> „So ist es“, sagt der Herr spöttisch, „aber ich verstehe nicht, Fräulein, warum Sie dem Herrn alle unsere Intimitäten erzählen oder besser, aufdrängen, denn er will sie ja gar nicht erfahren. Sehen Sie nur, wie er, offenbar mit seinen Angelegenheiten beschäftigt, dasitzt.“ K. hatte nicht einmal Lust, zu widersprechen, die Absicht des Mädchens mochte eine gute sein, sie war vielleicht darauf gerichtet, ihn zu zerstreuen oder ihm die Möglichkeit zu geben, sich zu sammeln, aber das Mittel war verfehlt. „Ich musste ihm Ihr Lachen erklären“, sagte das Mädchen. „Es war ja beleidigend.“ „Ich glaube, er würde noch ärgere Beleidigungen verzeihen, wenn ich ihn schliesslich hinausführe.“ K. sagte nichts, sah nicht einmal auf, er duldete es, dass die zwei über ihn wie über eine Sache verhandelten, es war ihm sogar am liebsten. Aber plötzlich fühlte er die

[235] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 63.
[236] Zum Wortgebrauch vgl. oben, Zitat Z.44.
[237] Vgl. oben, Zitat Z.59.
[238] Vgl. oben, Zitat Z.56.

> Hand des Auskunftgebers an einem Arm und die Hand des Mädchens am anderen. „Also auf, Sie schwacher Mann“, sagte der Auskunftgeber. „Ich danke Ihnen beiden vielmals“, sagte K., freudig überrascht, erhob sich langsam und führte selbst die fremden Hände an die Stellen, an denen er die Stütze am meisten brauchte. „Es sieht so aus“, sagte das Mädchen leise in K.s Ohr, während sie sich dem Gang näherten, „als ob mir besonders viel daran gelegen wäre, den Auskunftgeber in ein gutes Licht zu stellen, aber man mag es glauben, ich will doch die Wahrheit sagen. Er hat kein hartes Herz. Er ist nicht verpflichtet, kranke Parteien hinauszuführen, und tut es doch, wie Sie sehen. Vielleicht ist niemand von uns hartherzig, wir wollten vielleicht alle gern helfen, aber als Gerichtsbeamte bekommen wir leicht den Anschein, als ob wir hartherzig wären und niemandem helfen wollten. Ich leide geradezu darunter.“[239]

Heuchlerischer und durchtriebener – so die Annahme – geht es fast nicht. Das *Mädchen* und der *Auskunftgeber*, die *Josef K.* nahezu ohnmächtig werden lassen und über ihn *lachen*, spielen sich als die grossen *Helfer* mit *Herz* auf.

> **(Z.62)**
>
> „Wollen Sie sich nicht hier ein wenig setzen“, fragte der Auskunftgeber, sie waren schon im Gang und gerade vor dem Angeklagten, den K. früher angesprochen hatte. K. schämte sich fast vor ihm, früher war er so aufrecht vor ihm gestanden, jetzt mussten ihn zwei stützen, seinen Hut balancierte der Auskunftgeber auf den gespreizten Fingern, die Frisur war zerstört, die Haare hingen ihm in die schweissbedeckte Stirn. Aber der Angeklagte schien nichts davon zu bemerken, demütig stand er vor dem Auskunftgeber, der über ihn hinwegsah, und suchte nur seine Anwesenheit zu entschuldigen. „Ich weiss“, sagte er, „dass die Erledigung meiner Anträge heute noch nicht gegeben werden kann. Ich bin aber doch gekommen, ich dachte, ich könnte doch hier warten, es ist Sonntag, ich habe ja Zeit und hier störe ich nicht.“ „Sie müssen das nicht so sehr entschuldigen“, sagte der Auskunftgeber, „Ihre Sorgsamkeit ist ja ganz lobenswert, Sie nehmen hier zwar unnötigerweise den Platz weg, aber ich will Sie trotzdem, solange es mir nicht lästig wird, durchaus nicht hindern, den Gang Ihrer Angelegenheit genau zu verfolgen. Wenn man Leute gesehen hat, die Ihre Pflicht schändlich vernachlässigten, lernt man es, mit Leuten, wie Sie sind, Geduld zu haben. Setzen Sie sich.“ „Wie er mit den Parteien zu reden versteht“, flüsterte das Mädchen. K. nickte, fuhr aber gleich auf, als ihn der Auskunftgeber wieder fragte: „Wollen Sie sich nicht hier niedersetzen?“[240]

Der *Auskunftgeber* und das *Mädchen* wollen *Josef K.*, den sie jetzt auch den anderen *Angeklagten* als geschwächten Mann vorführen können, auf einer der *Bänke* platzieren, möchten ihn an das gewöhnen, was die anderen *Angeklagten* bereits tun, um sich im *Prozess* zu halten. Der *Auskunftgeber demütigt* nebenbei noch den zuvor von *Josef K.* angesprochenen *Angeklagten*. Man erwartet von *Josef K.* – so die Annahme –, dass auch er in Zukunft praktisch jeden Tag in den *Gerichtskanzleien* erscheinen, stundenlang auf dem *Gang* ergebnislos *warten* und sich von der *Beamtenschaft erniedrigen* lassen wird. *Josef K.* wehrt sich erfolgreich dagegen, obwohl er sich sehr schlecht fühlt.

> **(Z.63)**
>
> „Nein“, sagte K., „ich will mich nicht ausruhen.“ Er hatte das mit möglichster Bestimmtheit gesagt, in Wirklichkeit hätte es ihm sehr wohlgetan, sich niederzusetzen. Er war wie seekrank. Er glaubte auf einem Schiff zu sein, das sich in schwerem Seegang befand. Es war ihm, als stürze das Wasser gegen die Holzwände, als komme aus der Tiefe des Ganges ein Brausen her, wie von überschlagendem Wasser, als schaukle der Gang in der Quere und als würden die wartenden Parteien zu beiden Seiten gesenkt und gehoben. Desto unbegreiflicher war die Ruhe des Mädchens und des Man-

[239] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 63f.
[240] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 64f.

> nes, die ihn führten. Er war ihnen ausgeliefert, liessen sie ihn los, so musste er hinfallen wie ein Brett. Aus ihren kleinen Augen gingen scharfe Blicke hin und her, ihre gleichmässigen Schritte fühlte K., ohne sie mitzumachen, denn er wurde fast von Schritt zu Schritt getragen. Endlich merkte er, das sie zu ihm sprachen, aber er verstand sie nicht, er hörte nur den Lärm, der alles erfüllte und durch den hindurch ein unveränderlicher hoher Ton, wie von einer Sirene, zu klingen schien. „Lauter", flüsterte er mit gesenktem Kopf und schämte sich, denn er wusste, dass sie laut genug, wenn auch für ihn unverständlich, gesprochen hatten. Da kam endlich, als wäre die Wand vor ihm durchrissen, ein frischer Luftzug ihm entgegen, und er hörte neben sich sagen: „Zuerst will er weg, dann aber kann man ihm hundertmal sagen, das hier der Ausgang ist, und er rührt sich nicht." K. merkte, dass er vor der Ausgangstür stand, die das Mädchen geöffnet hatte. Ihm war, als wären alle seine Kräfte mit einemmal zurückgekehrt, um einen Vorgeschmack der Freiheit zu gewinnen, trat er gleich auf eine Treppenstufe und verabschiedete sich von dort aus von seinen Begleitern, die sich zu ihm hinabbeugten. „Vielen Dank", wiederholte er, drückte beiden wiederholt die Hände und liess erst ab, als er zu sehen glaubte, dass sie, an die Kanzleiluft gewöhnt, die verhältnismässig frische Luft, die von der Treppe kam, schlecht ertrugen. Sie konnten kaum antworten, und das Mädchen wäre vielleicht abgestürzt, wenn nicht K. äusserst schnell die Tür geschlossen hätte. K. stand dann noch einen Augenblick still, strich sich mit Hilfe eines Taschenspiegels das Haar zurecht, hob seinen Hut auf, der auf dem nächsten Treppenabsatz lag – der Auskunftgeber hatte ihn wohl hingeworfen – und lief dann die Treppe hinunter, so frisch und in so langen Sprüngen, dass er vor diesem Umschwung fast Angst bekam. Wollte etwa sein Körper revolutionieren und ihm einen neuen Prozess bereiten, da er den alten so mühelos ertrug? Er lehnte den Gedanken nicht ganz ab, bei nächster Gelegenheit zu einem Arzt zu gehen, jedenfalls aber wollte er – darin konnte er sich selbst beraten – alle künftigen Sonntagvormittage besser als diesen verwenden.[241]

Josef K. bemerkt gar nicht richtig – so die Annahme –, dass er seinen *Prozess* überhaupt nicht *so mühelos erträgt*, wie er denkt, sondern diesem jetzt gerade fast zum *Opfer* gefallen wäre. Er vermutet ein selbst verursachtes körperliches Problem. Dabei sind es genau diejenigen, denen er zum *Dank* fürs *Hinausführen wiederholt die Hände schüttelt*, die ihm – so die Annahme – den körperlichen Zusammenbruch absichtsvoll bereitet haben. Er hat diesem *Prozess* nichtsdestotrotz aber widerstanden.

Der *Auskunftgeber* und das *Mädchen*, die ja praktisch ihr ganzes Leben auf den *Dachböden* verbringen, ertragen ihrerseits nur schon die von der *Treppe* herkommende, *verhältnismässig frische Luft* nicht mehr, *stürzen* beinahe *ab*. Sie halten es nur in der *kaum atembaren Luft* der *Dachböden* noch aus.

XIII. Die Attacke gegen Josef K. in der Bank: Prügler und Wächter

Gemäss den die ungewöhnlichen *Prozesse* Führenden – so die Annahme – sollen die *Angeklagten* ihre *Schuld* von selber eingestehen und auch von selber zum ungewöhnlichen *Gericht* hinlaufen. *Josef K.* jedoch ist dazu nicht bereit, stellt am Ende der *ersten Untersuchung* klar, dass er den anwesenden *Lumpen alle Verhöre schenke*[242]. Er kümmert sich nicht mehr um das *Gericht*, will *alle künftigen Sonntagvormittage besser verwenden*[243] als den, an dem er nochmals zum ihm hingegangen war.

---

[241] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 65f.
[242] Vgl. oben, Zitat Z.45.
[243] Vgl. oben, Zitat Z.63.

Von *Josef K.s* Widerstand sind die *hohen Behörden*[244] des ungewöhnlichen *Gerichts* – so die Annahme – freilich bereits informiert. Die *Frau des Gerichtsdieners* sagte *im leeren Sitzungssaal* zu *Josef K*. denn auch, dass der *Untersuchungsrichter* am Sonntagabend nach der *ersten Untersuchung* noch viel *geschrieben habe* und *der Bericht, den er nach oben liefere, immerhin einigen Einfluss habe*.[245] Es ist demnach – so die Annahme – mit weiteren Attacken von Seiten des *Gerichts* gegen *Josef K.* zu rechnen.

> **(Z.64)**
> Als K. an einem der nächsten Abende den Korridor passierte, der sein Büro von der Haupttreppe trennte – er ging diesmal fast als der letzte nach Hause, nur in der Expedition arbeiteten noch zwei Diener im kleinen Lichtfeld einer Glühlampe –, hörte er hinter einer Tür, hinter der er immer nur eine Rumpelkammer vermutet hatte, ohne sie jemals selbst gesehen zu haben, Seufzer ausstossen. Er blieb erstaunt stehen und horchte noch einmal auf, um festzustellen, ob er sich nicht irrte – es wurde ein Weilchen still, dann waren es aber doch wieder Seufzer. – Zuerst wollte er einen der Diener holen, man konnte vielleicht einen Zeugen brauchen, dann aber fasste ihn eine derart unbezähmbare Neugierde, dass er die Tür förmlich aufriss. Es war, wie er richtig vermutet hatte, eine Rumpelkammer. Unbrauchbare, alte Drucksorten, umgeworfene leere irdene Tintenflaschen lagen hinter der Schwelle. In der Kammer selbst aber standen drei Männer, gebückt in dem niedrigen Raum. Eine auf einem Regal festgemachte Kerze gab ihnen Licht. „Was treibt ihr hier?“ fragte K., sich vor Aufregung überstürzend, aber nicht laut. Der eine Mann, der die anderen offenbar beherrschte und zuerst den Blick auf sich lenkte, stak in einer Art dunkler Lederkleidung, die den Hals bis tief zur Brust und die ganzen Arme nackt liess. Er antwortete nicht. Aber die zwei anderen riefen: „Herr! Wir sollen geprügelt werden, weil du dich beim Untersuchungsrichter über uns beklagt hast.“ Und nun erst erkannte K., dass es wirklich die Wächter Franz und Willem waren, und dass der dritte eine Rute in der Hand hielt, um sie zu prügeln. „Nun“, sagte K. und starrte sie an, „ich habe mich nicht beklagt, ich habe nur gesagt, wie es sich in meiner Wohnung zugetragen hat. Und einwandfrei habt ihr euch ja nicht benommen.“[246]

Josef K. soll dazu gebracht werden – so die Annahme –, für den während der *ersten Untersuchung* in seiner Rede gemachten Hinweis auf die beiden *bestechlichen Wächter schuldig* sich zu fühlen. Er sagte in seiner Rede wahrheitsgemäss: *Diese Wächter waren überdies demoralisiertes Gesindel, sie schwätzten mir die Ohren voll, sie wollten sich bestechen lassen, sie wollten mir unter Vorspiegelungen Wäsche und Kleider herauslocken, sie wollten Geld, um mir angeblich ein Frühstück zu bringen, nachdem sie mein eigenes Frühstück vor meinen Augen schamlos aufgegessen hatten.*[247]

Hier jetzt in der *Rumpelkammer* geben die *beiden Wächter* ihr Vergehen zwar zu, versuchen es aber mit dem Hinweis zu rechtfertigen, dass sie ihre *Familien* auch mit *angestrengtester Arbeit nicht ernähren könnten* und dass es zwar *verboten*, doch aber *Tradition* sei, dass die *Wächter* die *Wäsche und Kleider* der *Angeklagten* bekämen.[248] Sie würden zudem nur dann *bestraft*, so erklären sie weiter, wenn der *Angeklagte* den *Diebstahl öffentlich zur Sprache bringe*, wie *Josef K.* es zu ihrem Verderben getan ha-

[244] Zum Wortgebrauch vgl. oben, Zitat Z.3.
[245] Vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 65f.
[246] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 74.
[247] Vgl. oben, Zitat Z.41.
[248] Vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 74f.

be. Und ihr Verderben bestehe nicht nur in der sogleich durchgeführten *Prügelstrafe*, sondern auch der *Beendigung ihrer Laufbahn*.[249]

Josef K. erklärt, dass er nicht ihre *Bestrafung* verlangt habe, sondern es ihm ums *Prinzip* gegangen sei.[250] Er halte die beiden *nämlich gar nicht für schuldig*, *schuldig* sei *die Organisation*, *schuldig* seien *die hohen Beamten*.[251] Und wenn der *Prügler*, so sagt *Josef K.*, *unter seiner Rute einen hohen Richter hätte*, *würde* er ihn *wahrhaftig nicht hindern, loszuschlagen, im Gegenteil, er würde ihm noch Geld geben, damit* er *sich für die gute Sache kräftige*.[252] *Josef K.* zieht auch bereits *seine Brieftasche hervor*, um den *Prügler* mit Geld von seinem Vorhaben abzubringen. Der *Prügler* lässt sich aber nicht erweichen und wie der eine der *Wächter* namens *Franz Josef K.* um bevorzugte Hilfe anfleht, er sei älter als *Willem*, erhält eben dieser *Franz* vom *Prügler* sofort eine *Schlag* mit der *Rute*. Der Geschlagene stösst einen derart unheimlichen *Schrei* aus, dass sich vom Gang her zwei *Diener* der *Rumpelkammer* nähern. Sofort *wirft Josef K. die Türe von aussen zu* und lenkt die nach dem Lärm sich erkundigenden *Diener* ab.[253]

Wie von den *hohen Behörden* des ungewöhnlichen *Gerichts* kalkuliert – so die Annahme –, wird *Josef K.* durch den Vorfall tatsächlich von *Schuld*gefühlen heimgesucht, doch macht er sich zugleich auch klar, entgegen dem Kalkül der *hohen Behörden*, dass er in dieser Sache sein Bestes gegeben hat.

> **(Z.65)**
> Es quälte ihn, dass es ihm nicht gelungen war, das Prügeln zu verhindern, aber es war nicht seine Schuld, dass es nicht gelungen war, hätte Franz nicht geschrien – gewiss, es musste sehr weh getan haben, aber in einem entscheidenden Augenblick muss man sich beherrschen – hätte er nicht geschrien, so hätte K., wenigstens sehr wahrscheinlich, noch ein Mittel gefunden, den Prügler zu überreden. Wenn die ganze unterste Beamtenschaft Gesindel war, warum hätte gerade der Prügler, der das unmenschlichste Amt hatte, eine Ausnahme machen sollen, K. hatte auch gut beobachtet, wie ihm beim Anblick der Banknote die Augen geleuchtet hatten, er hatte mit dem Prügeln offenbar nur deshalb Ernst gemacht, um die Bestechungssumme noch ein wenig zu erhöhen. Und K. hätte nicht gespart, es lag ihm wirklich daran, die Wächter zu befreien; wenn er nun schon angefangen hatte, die Verderbnis dieses Gerichtswesens zu bekämpfen, so war es selbstverständlich, dass er auch von dieser Seite eingriff. Aber in dem Augenblick, wo Franz zu schreien angefangen hatte, war natürlich alles zu Ende. K. konnte nicht zulassen, dass die Diener und vielleicht noch alle möglichen Leute kämen und ihn in Unterhandlungen mit der Gesellschaft in der Rumpelkammer überraschten. Diese Aufopferung konnte wirklich niemand von K. verlangen.[254]

Es kommt im normalen Leben regelmässig vor – so die Annahme –, dass die *unterste Beamtenschaft*[255] für ein Vergehen bei ihrer Arbeit zur Rechenschaft gezogen wird, obwohl das Vergehen von den Vorgesetzten mehr oder weniger direkt eingefordert wird. Im gegebenen Fall hat *Josef K.* sich in seiner *Rede* während der *ersten Untersuchung* tatsächlich über die *Bestechlichkeit* der *Wächter* beschwert, dafür verantwortlich aber

[249] Vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 75.
[250] Vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 75.
[251] Vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 76.
[252] Vgl. ebda.
[253] Vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 77.
[254] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 77f.
[255] Zum Wortgebrauch vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 78.

hat er die dahinter stehende *grosse Organisation*, *eine Richterschaft hohen und höchsten Grades* gemacht.[256] Dementsprechend sieht er den Sinn der *Bestrafung der Wächter* auch nicht ein, will sie verhindern, was ihm zu seinem Bedauern nicht gelungen zu sein scheint.

> **(Z.66)**
> Auch noch am nächsten Tage kamen K. die Wächter nicht aus dem Sinn; er war bei der Arbeit zerstreut und musste, um sie zu bewältigen, noch ein wenig länger im Büro bleiben als am Tag vorher. Als er auf dem Nachhausewege wieder an der Rumpelkammer vorbeikam, öffnete er sie wie aus Gewohnheit. Vor dem, was er statt des erwarteten Dunkels erblickte, wusste er sich nicht zu fassen. Alles war unverändert, so wie er es am Abend vorher beim Öffnen der Tür gefunden hatte. Die Drucksorten und Tintenflaschen gleich hinter der Schwelle, der Prügler mit der Rute, die noch vollständig ausgezogenen Wächter, die Kerze auf dem Regal, und die Wächter begannen zu klagen und riefen: „Herr!“ Sofort warf K. die Tür zu und schlug mit den Fäusten gegen sie, als sei sie dann fester verschlossen. Fast weinend lief er zu den Dienern, die ruhig an den Kopiermaschinen arbeiteten und erstaunt in der Arbeit innehielten. „Räumt doch endlich die Rumpelkammer aus!“ rief er. „Wir versinken ja im Schmutz!“ Die Diener waren bereit, es am nächsten Tag zu tun, K. nickte, jetzt spät am Abend konnte er sie nicht mehr zu der Arbeit zwingen, wie er es eigentlich beabsichtigt hatte. Er setzte sich ein wenig, um die Diener ein Weilchen lang in der Nähe zu behalten, warf einige Kopien durcheinander, wodurch er den Anschein zu erwecken glaubte, dass er sie überprüfe, und ging dann, da er einsah, dass die Diener nicht wagen würden, gleichzeitig mit ihm wegzugehen, müde und gedankenlos nach Hause.[257]

Tatsächlich spielen – so die Annahme – *Prügler* und *Wächter Josef K.* die ganze *Strafaktion* lediglich vor. Am Vorabend, als *Josef K.* versuchte, die *Bestrafung* zu verhindern, *schlug* der *Prügler* den *Wächter Franz* nur einmal und in Wirklichkeit wenig schmerzhaft mit der *Rute*. Dieser *schrie* extra derart laut *auf*, um so das Herbeieilen der bereit stehenden *Diener* zu bewirken, auf dass *Josef K.*, danach umso mehr von Schuldgefühlen geplagt, die *Türe der Rumpelkammer zuwerfen musste*. Und auch an diesem zweiten Abend haben sich der *Prügler* und die beiden *Wächter* – so die Annahme – im Wissen darum bereitgestellt, dass *Josef K.* sicher noch einmal in die *Rumpelkammer* schauen wird.

Der *Prügler*, die beiden *Wächter* und sogar auch die *Diener* agieren – so die weitergehende Annahme – wie Schauspieler, doch, und darin besteht der entscheidende Unterschied, nicht wie Schauspieler auf einer Theaterbühne, sondern wie Schauspieler in der Wirklichkeit. Dabei haben sie, was Schauspieler dank der Bühne nicht zu tun brauchen, ihr Ich und die damit verbundene Realitätsprüfung vollständig abgestreift. Sie spielen, ohne überhaupt noch zu wissen, dass sie spielen. Dazu erhalten sie die passende Kleidung, die *Wächter* bei der *Verhaftung* den *Reiseanzug*[258], der *Auskunftgeber* beim *Verkehr mit den Parteien* die *schöne Kleidung*[259], der *Prügler* in der *Rumpelkammer* die *Lederkleidung*[260].

Josef K. kann sich die Möglichkeit – so die Annahme –, dass das alles extra gegen ihn inszeniert sein könnte, nicht vorstellen. Er fragt sich nicht, warum die *Wächter* ausge-

---

[256] Vgl. oben, Zitat Z.43.
[257] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 79.
[258] Vgl. oben, Zitat Z.1.
[259] Vgl. oben, Zitat Z.60.
[260] Vgl. oben, Zitat Z.64.

rechnet in seiner *Bank bestraft* werden sollen, und zwar genau in derjenigen *Rumpelkammer*, an der er beim Hinausgehen zwangsläufig vorbei kommt. Er rechnet naiv immer mit der Ehrlichkeit der anderen, und zwar noch mit der Ehrlichkeit jener, die ihm während der *Verhaftung* das Frühstück wegassen und ihm die Kleider stehlen wollten. Also muss er beim zweiten Öffnen der *Rumpelkammer* nahezu verzweifeln. *Er wirft die Tür zu und schlägt mit den Fäusten gegen sie, als sei sie dann fester verschlossen, läuft fast weinend zu den Dienern*.

XIV. Der vermittels Verwandtschaft auf Josef K. ausgeübte Druck: Der Onkel

Infolge der Inszenierung mit dem *Prügler* und den beiden *Wächtern* gerät *Josef K.* zwischenzeitlich zwar in Verzweiflung, doch vermag er sich – so die Annahme – wieder aufzufangen, ist nach wie vor nicht bereit, dem *Prozess* sich zu fügen. Er lebt und arbeitet wie gewöhnlich weiter.

Eines Nachmittags bekommt *Josef K.* in der *Bank* Besuch von seinem *auf dem Lande* lebenden *Onkel*, der *sein gewesener Vormund* ist.[261] Der *Onkel* hat davon erfahren, dass gegen seinen *Neffen* ein *Prozess* im Gange ist und will direkt von diesem Aufklärung darüber. Wie *Josef K.* seinen *Onkel* fragt, woher er vom *Prozess* gehört habe, *zieht der Onkel einen Brief aus der Brieftasche*, der seine *Tochter*, eine *achtzehnjährige Gymnasiastin*, kürzlich an ihn schrieb.[262]

(Z.67)

„Hier ist es. Sie schreibt: ‚Josef habe ich schon lange nicht gesehen, vorige Woche war ich einmal in der Bank, aber Josef war so beschäftigt, dass ich nicht vorgelassen wurde; ich habe fast eine Stunde gewartet, musste dann aber nach Hause, weil ich Klavierstunde hatte. Ich hätte gern mit ihm gesprochen, vielleicht wird sich nächstens eine Gelegenheit finden. Zu meinem Namenstag hat er mir eine grosse Schachtel Schokolade geschickt, es war sehr lieb und aufmerksam. Ich hatte vergessen, es Euch damals zu schreiben, erst jetzt, da Ihr mich fragt, erinnere ich mich daran. Schokolade, müsst Ihr wissen, verschwindet in der Pension sofort, kaum ist man zum Bewusstsein dessen gekommen, dass man mit Schokolade beschenkt worden ist, ist sie auch schon weg. Aber was Josef betrifft, wollte ich Euch noch etwas sagen. Wie erwähnt, wurde ich in der Bank nicht zu ihm vorgelassen, weil er gerade mit einem Herrn verhandelte. Nachdem ich eine Zeitlang ruhig gewartet hatte, fragte ich einen Diener, ob die Verhandlung noch lange dauern werde. Er sagte, dass dürfte wohl sein, denn es handle sich wahrscheinlich um den Prozess, der gegen den Herrn Prokuristen geführt werde. Ich fragte, was denn das für ein Prozess sei, ob er sich nicht irre, er aber sagte, er irre sich nicht, es sei ein Prozess, und zwar ein schwerer Prozess, mehr aber wisse er nicht. Er selbst möchte dem Prokuristen gerne helfen, denn dieser sei ein guter und gerechter Herr, aber er wisse nicht, wie er es anfangen sollte, und er möchte nur wünschen, dass sich einflussreiche Herren seiner annehmen würden. Dies werde auch sicher geschehen, und es werde schliesslich ein gutes Ende nehmen, vorläufig aber stehe es, wie er aus der Laune des Herrn Prokuristen entnehmen könne, gar nicht gut. Ich legte diesen Reden natürlich nicht viel Bedeutung bei, suchte auch den einfältigen Diener zu beruhigen, verbot ihm, anderen gegenüber davon zu sprechen, und halte das Ganze für ein Geschwätz. Trotzdem wäre es vielleicht gut, wenn Du, liebster Vater, bei Deinem nächsten Besuch der Sache nachgehen wolltest, es wird Dir leicht sein, Genaueres zu erfahren und, wenn es wirklich nötig sein sollte, durch Deine grossen, einflussreichen Bekanntschaften einzugreifen. Sollte es aber

[261] Vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 80ff.
[262] Vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 81.

> nicht nötig sein, was ja das wahrscheinlichste ist, so wird es wenigstens Deiner Tochter bald Gelegenheit geben, Dich zu umarmen, was sie freuen würde.‘ – Ein gutes Kind“, sagte der Onkel, als er die Vorlesung beendet hatte, und wischte einige Tränen aus den Augen fort.[263]

Der *Diener* hätte es von sich aus – so die Annahme – niemals gewagt, einer *wartenden Person*, und erst recht nicht der *achtzehnjährigen Cousine* von *Josef K.*, von den Geschäften des Vorgesetzten und einem diesen betreffenden *Prozess* zu berichten. Der *Diener* macht es einzig – so die Annahme –, weil er von den *hohen Behörden*, und zwar – so die weitergehende Annahme – durch den *Direktor-Stellvertreter* dementsprechend instruiert wurde. Man hat – so die Annahme – der *Dienerschaft* befohlen, bei Gelegenheit mögliche Bekannte oder *Verwandte* von *Josef K.* vom *Prozess* zu unterrichten und dabei dringlich zu machen, dass er Hilfe benötige oder eben, *dass sich einflussreiche Herren seiner annehmen*.

Infolge eines solchen Hinweises von einem *Diener* der *Bank* an die *Tochter des Onkels* von *Josef K.* kommt die Sache, wie von den *hohen Behörden* kalkuliert, ins Rollen.

> **(Z.68)**
>
> „Und was sagst Du jetzt?“ fragte der Onkel, der durch den Brief alle Eile und Aufregung vergessen hatte und ihn noch einmal zu lesen schien. „Ja, Onkel“, sagte K., „es ist wahr.“ „Wahr?“ rief der Onkel. „Was ist wahr? Wie kann es denn wahr sein? Was für ein Prozess? Doch nicht ein Strafprozess?“ „Ein Strafprozess“, antwortete K. „Und du sitzt ruhig hier und hast einen Strafprozess auf dem Halse?“ rief der Onkel, der immer lauter wurde. „Je ruhiger ich bin, desto besser ist es für den Ausgang“, sagte K. müde, „fürchte nichts.“ „Das kann mich nicht beruhigen!“ rief der Onkel, „Josef, lieber Josef, denke an dich, an deine Verwandten, an unsern guten Namen! Du warst bisher unsere Ehre, du darfst nicht unsere Schande werden. Deine Haltung“, er sah K. mit schief geneigtem Kopf an, „gefällt mir nicht, so verhält sich kein unschuldig Angeklagter, der noch bei Kräften ist. Sag mir nur schnell, worum es sich handelt, damit ich dir helfen kann.“[264]

Der *Onkel* spricht immer lauter, aber *Josef K.* möchte nicht, dass in der *Bank* von seinem *Prozess* gesprochen wird, da ja die *Diener* und überhaupt alle mithören können. Er möchte mit dem *Onkel* die *Bank* verlassen, um draussen ungestört mit ihm sprechen zu können. Er versucht, den *Onkel* fürs erste mit dem Hinweis darauf abzuwehren, dass *er sehr gut wisse, dass er der Familie Rechenschaft schulde*[265]. Dann lässt er seinen *Vertreter* ins *Büro* kommen, um diesem zu sagen, was während seiner *Abwesenheit* zu erledigen ist. Der weiter drängende *Onkel* steht immer dabei und schafft es nahezu schon mit seinem ständigen *Fragen* – so die Annahme –, *Josef K.* in den *Prozess* zu ziehen.[266]

> **(Z.69)**
>
> Es gab leider kein Mittel, den Onkel zu bewegen, in der Vorhalle, wo einige Beamte und Diener herumstanden und gerade auch der Direktor-Stellvertreter kreuzte, die Frage wegen des Prozesses zu unterlassen. „Also, Josef“, begann der Onkel, während er die Verbeugungen der Umstehenden durch leichtes Salutieren beantwortete, „jetzt sag mir offen, was es für ein Prozess ist.“ K. machte einige nichtssagende Be-

[263] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 81f.
[264] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 82.
[265] Vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 83.
[266] Vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 83.

> merkungen, lachte auch ein wenig, und erst auf der Treppe erklärte er dem Onkel, dass er vor den Leuten nicht habe offen reden wollen. „Richtig“, sagte der Onkel, „aber jetzt rede.“ Mit geneigtem Kopf, eine Zigarre in kurzen, eiligen Zügen rauchend, hörte er zu. „Vor allem, Onkel“, sagte K., „handelt es sich gar nicht um einen Prozess vor einem gewöhnlichen Gericht.“ „Das ist schlimm“, sagte der Onkel. „Wie?“ sagte K. und sah den Onkel an. „Dass das schlimm ist, meine ich“, wiederholte der Onkel. Sie standen auf der Freitreppe, die zur Strasse führte; da der Portier zu horchen schien, zog K. den Onkel hinunter; der lebhafte Strassenverkehr nahm sie auf. Der Onkel, der sich in K. eingehängt hatte, fragte nicht mehr so dringend nach dem Prozess, sie gingen sogar eine Zeitlang schweigend weiter. „Wie ist es aber geschehen?“ fragte endlich der Onkel, so plötzlich stehendbleibend, dass die hinter ihm gehenden Leute erschreckt auswichen. „Solche Dinge kommen doch nicht plötzlich, sie bereiten sich seit langem vor, es müssen Anzeichen dessen gewesen sein, warum hast Du mir nicht geschrieben? Du weisst, dass ich für dich alles tue, ich bin ja gewissermassen noch dein Vormund und war bis heute stolz darauf. Ich werde dir natürlich auch jetzt noch helfen, nur ist es jetzt, wenn der Prozess schon im Gange ist, sehr schwer. Am besten wäre es jedenfalls, wenn du dir jetzt einen kleinen Urlaub nimmst und zu uns aufs Land kommst. Du bist auch ein wenig abgemagert, jetzt merke ich es. Auf dem Land wirst du dich kräftigen, das wird gut sein, es stehen dir ja gewiss Anstrengungen bevor. Ausserdem aber wirst du dadurch gewissermassen dem Gericht entzogen sein. Hier haben sie alle möglichen Machtmittel, die sie notwendigerweise automatisch auch dir gegenüber anwenden; auf das Land müssten sie aber erst Organe delegieren oder nur brieflich, telegraphisch, telephonisch auf dich einzuwirken suchen. Das schwächt natürlich die Wirkung ab, befreit dich zwar nicht, aber lässt dich aufatmen.“ „Sie könnten mir ja verbieten, wegzufahren“, sagte K., den die Rede des Onkels ein wenig in ihren Gedankengang gezogen hatte. „Ich glaube nicht, dass sie das tun werden“, sagte der Onkel nachdenklich, „so gross ist der Verlust an Macht nicht, den sie durch Deine Abreise erleiden.“ „Ich dachte“, sagte K. und fasste den Onkel unterm Arm, um ihn am Stehenbleiben hindern zu können, „dass du dem Ganzen noch weniger Bedeutung beimessen würdest als ich, und jetzt nimmst du es selbst so schwer.“ „Josef“, rief der Onkel und wollte sich ihm entwinden, um stehenbleiben zu können, aber K. liess ihn nicht, „du bist verwandelt, du hattest doch immer ein so richtiges Auffassungsvermögen, und gerade jetzt verlässt es dich? Willst du den Prozess verlieren? Weisst du, was das bedeutet? Das bedeutet, dass du einfach gestrichen wirst. Und dass die ganze Verwandtschaft mitgerissen wird oder wenigstens bis auf den Boden gedemütigt wird. Josef, nimm dich doch zusammen. Deine Gleichgültigkeit bringt mich um den Verstand. Wenn man dich ansieht, möchte man fast dem Sprichwort glauben: ‚Einen solchen Prozess haben, heisst ihn schon verloren haben‘.“[267]

Es ist – so die Annahme – kein Zufall, dass *in der Vorhalle, wo einige Beamte und Diener herumstehen, gerade auch der Direktor-Stellvertreter kreuzt*. Der *Direktor-Stellvertreter* ist von dem – wie angenommen – von ihm selber hinterrücks eingefädelten *Besuch des Onkels* bei *Josef K.* natürlich sofort unterrichtet worden und kontrolliert jetzt – so die Annahme – im Vorbeigehen die Wirkung. Ganz ähnlich machte er es bei der ersten telefonischen *Vorladung* von *Josef K.s* ans *Gericht*.[268]

Kaum hat *Josef K.* seinem *Onkel* die Art seines *Prozesses* geschildert, weiss der *Onkel* auch sofort Bescheid, weiss, dass es *schlimm* um seinen *Neffen* steht. Gemäss dem *Onkel* hätte *Josef K.* an *Anzeichen* erkennen müssen, dass etwas gegen ihn in Vorbereitung ist, und ihm, seinem *Onkel*, *schreiben* müssen. Ein solches *Anzeichen* hätte beispielsweise – so die Annahme – die Rüge des *Bankdirektors* hinsichtlich der *Freundschaft* von *Josef K.* zu *Staatsanwalt Hasterer* sein können.[269] Gemäss dem *On-*

[267] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 83ff.
[268] Vgl. dazu oben, Abschnitt VII.
[269] Vgl. dazu oben, Zitat Z.20.

kel hätte *Josef K.* durch Beachtung der *Anzeichen* den *Prozess* schon vor Beginn abwenden können.

Es wäre zum *Prozess* tatsächlich eher nicht gekommen – so die Annahme –, wenn *Josef K.* den Familienzusammenhang besser gepflegt und beispielsweise dem *Onkel* häufiger *geschrieben* hätte. Ein enger Familienzusammenhang bedeutet freilich, und dessen ist – so die Annahme – *Josef K.* sich bewusst, dass man viel leichter in diesen oder jenen *Schuld*zusammenhang verstrickt wird, ohne ihn, wegen der notwendigen Rücksicht auf *Familie* und *Verwandtschaft* eben, offen prüfen und in Frage stellen zu können. So ist allein der Hinweis der *Cousine* im *Brief* an ihren *Vater*, wonach *Josef ihr zu ihrem Namenstag eine grosse Schachtel Schokolade geschickt habe*,[270] von der *Cousine*, wie von *Josef K.* für sich sofort vermerkt,[271] frei erfunden. *Josef K.* vermag seinem den *Brief vorlesenden Onkel* aber nichts davon zu sagen, findet die Erfindung im *Brief* selber sogar *sehr rührend*.[272] Der *Onkel* verdrückt ob des scheinbar so lieben *Briefs* seiner *Tochter* dann sogar *einige Tränen*.[273] Die *Cousine* lügt – so die Annahme –, um *Josef K.* auf diese Weise, wie sie es zu müssen glaubt, bei *Onkel* und *Tante* als guten Familienmenschen darzustellen und es dadurch wahrscheinlicher zu machen, dass der *Onkel* sich für *Josef K.* in dessen *Prozess* einsetzt.

Josef K. ist dieser Familienmensch aber eben gar nicht, sondern zieht ein sozial ungebundenes Leben vor.[274] Dank diesem sozial ungebundenen Leben wird – so die Annahme – sein Bemühen um *Unschuld*, seine unabhängige und dadurch genaue Prüfung der Sachen, die Aufrechterhaltung eines lebendigen Lebens erleichtert, ja gar erst möglich. Wegen dem aber auch wird ihm jetzt – so die Annahme – der *Prozess* gemacht, ein gezielt gegen seine soziale Ungebundenheit und damit *Unschuld* gerichteter *Prozess*.[275] *Josef K.* versucht, den *Prozess* so gut wie möglich zu *missachten*[276], worüber sein *Onkel* sich furchtbar aufregt.

Der *Onkel* selber verfügt über, wie dessen *Tochter* in ihrem *Brief* an ihn schreibt, *grosse, einflussreiche Bekanntschaften*.[277] Diese *Bekanntschaften* hat der *Onkel* mit Sicherheit – so die Annahme – sorgsamer als *Josef K.*, das heisst standesgemässer ausgewählt und pflegt sie auch standesgemässer. Er hat sich dabei – so die Annahme – sicher nie zu *unschuldig* verhalten, wenn ein solches überhaupt möglich ist, hat mögliche *Anzeichen* des Gegenteils immer sofort erkannt und im vorgeblich richtigen, weiter in *Schuld* sich verstrickenden Sinn reagiert.

Der *Onkel* stellt die Frage nach der möglichen *Schuld* oder *Unschuld* von *Josef K.* gar nie. Er weiss – so die Annahme – nur zu genau, was die meisten unbewusst wissen, nämlich, dass *Josef K.* ein *unschuldig Angeklagter*[278] ist, einer, der sich, gerade durch

---

[270] Vgl. oben, Zitat Z.67.
[271] Vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 82.
[272] Vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 82.
[273] Vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 82.
[274] Vgl. dazu oben, Abschnitt IV.
[275] Vgl. schon oben, Abschnitt I.
[276] Zum Wortgebrauch vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 108.
[277] Vgl. oben, Zitat Z.67.
[278] Vgl. oben, Zitat Z.68.

seine *Unschuld*, im *Urteil* der *hohen Behörden* unwiderruflich zum *Schuldigen* gemacht hat.

Wenn der *Onkel* seinen *Neffen* drängt, er möge in seinem *Prozess* aktiv werden und ihm vorhält, dass *kein unschuldig Angeklagter, der noch bei Kräften ist, sich so verhält* wie eben er, *Josef*,[279] dann macht er das – so die Annahme – nicht um seines *Neffen* willen. Er macht es einzig und allein um seines Rufs und des Rufs seiner Familie willen. Der *Onkel* erklärt, dass wenn *Josef K.* nicht aktiv werde, *dass die ganze Verwandtschaft mitgerissen oder wenigstens bis auf den Boden gedemütigt werde.* Der *Onkel* denkt gar nicht mehr – so die Annahme – an das Schicksal von *Josef K.*, das in den Augen des *Onkels* bereits besiegelt ist. Er denkt nur noch daran, wie *Josef K.* sich zu verhalten habe, damit nicht *die ganze Verwandtschaft mitgerissen werde*. *Die ganze Verwandtschaft wird* dann nämlich, so glaubt der *Onkel,* nicht *mitgerissen*, wenn es gelingt, *Josef K.* dazu zu bringen, dem *Prozess* sich zu fügen. Der *Onkel* versucht deshalb zu erfüllen – so die Annahme –, was die *hohen Behörden* und was der *in der Vorhalle kreuzende Direktor-Stellvertreter* von seinem Eingreifen sich erhoffen, nämlich, dass er gerade nicht zusammen mit seinem *Neffen* auf dessen wirklicher *Unschuld* insistiert, was ja auch eine Möglichkeit wäre, sondern dass er seinen *Neffen* in den *Prozess* und damit in die von den *hohen Behörden* vorgegebene Richtung zieht. Wenn dem *Onkel* dieses gelingt, so sein Kalkül, stehen er und mit ihm seine *Familie* und *Verwandtschaft* wieder sauber da. Und daran, dass *Josef K.* nachgibt, hatte der *Onkel* – so die Annahme – in der *Bank* schon gearbeitet, indem er extra laut vor allen *Leuten* nach dem *Prozess fragte*.

Es ist denn auch nicht – so die Annahme – *Josef K.*, der dem vom *Onkel* zitierten *Sprichwort*: *Einen solchen Prozess haben, heisst ihn schon verloren haben*, glauben möchte. *Josef K.* glaubt nach wie vor fest daran, den *Prozess* zu gewinnen. Es ist vielmehr der *Onkel* selbst, der dem *Sprichwort* glaubt und dementsprechend von *Josef K.* erwartet, freilich ohne es so zu sagen, den *Prozess verloren* zu geben.

Weil der *Onkel* – so die Annahme – weiss, welche Härte es bedeutet, sich dem *Prozess* zu fügen, schlägt er *Josef K.* vor, *jetzt einen kleinen Urlaub zu nehmen und zu ihnen aufs Land zu kommen*. Er möchte seinem *Neffen* vor dem eigentlichen *Prozess* eine Verschnaufpause verschaffen, ist sich aber bewusst, dass *Josef K.* so *nicht befreit*, sondern in jedem Fall *verhaftet* und *angeklagt* bleibt.

Josef K. reagiert auf die Vorschläge des *Onkels* halb zustimmend.

> **(Z.70)**
> „Lieber Onkel“, sagte K., „die Aufregung ist so unnütz, sie ist es auf deiner Seite und wäre es auch auf meiner. Mit Aufregung gewinnt man die Prozesse nicht, lass auch meine praktischen Erfahrungen ein wenig gelten, so wie ich deine, selbst wenn sie mich überraschen, immer und auch jetzt sehr achte. Da du sagst, dass auch die Familie durch den Prozess in Mitleidenschaft gezogen würde – was ich für meinen Teil durchaus nicht begreifen kann, das ist aber Nebensache –, so will ich dir gerne in allem folgen. Nur den Landaufenthalt halte ich selbst in deinem Sinne nicht für vorteil-

[279] Vgl. oben, Zitat Z.68.

haft, denn das würde Flucht und Schuldbewusstsein bedeuten. Überdies bin ich hier zwar mehr verfolgt, kann aber auch selbst die Sache mehr betreiben.“[280]

XV. In der Advokatur: Advokat Huld und der Kanzleidirektor

Während dem auf der Strasse mit *Josef K.* geführten *Gespräch winkt* der *Onkel* einem *Automobil*.

(Z.71)

Schon während seiner Rede hatte er, auf den Fussspitzen stehend, einem Automobil gewinkt und zog jetzt, während er gleichzeitig dem Wagenlenker eine Adresse zurief, K. hinter sich in den Wagen. „Wir fahren jetzt zum Advokaten Huld“, sagte er, „er war mein Schulkollege. Du kennst den Namen gewiss auch? Nicht? Das ist aber merkwürdig. Er hat doch als Verteidiger und Armenadvokat einen bedeutenden Ruf. Ich habe aber besonders zu ihm als Menschen grosses Vertrauen.“[281]

Advokat Huld dürfte – so die Annahme – in den *höheren Klassen*[282] tatsächlich bekannt sein, dort allerdings nur den Leuten, die von den ungewöhnlichen *Prozessen* wissen und demzufolge auch einzelne der darin mitwirkenden *Advokaten* kennen. Der *Onkel* – so die Annahme – weiss von den *Prozessen* und auch, dass sein ehemaliger *Schulkollegen Huld* in diesen mitwirkt. *Josef K.* ist demgegenüber ahnungslos, wusste bis vor wenigen Wochen nicht einmal, dass es solche *Prozesse,* wie er jetzt in einen sich gezogen sieht, gibt. Und dass es hierfür eines *Armenanwalts* bedarf, leuchtet ihm erst recht nicht ein. Zwar hatte er in den *Gerichtskanzleien* sehen können, was aus den anderen *Angeklagten* wurde. *Sie stehen niemals vollständig aufrecht, der Rücken war geneigt, die Knie geknickt, sie standen wie Strassenbettler.*[283] Doch vermag er es – so die Annahme – mit sich selber überhaupt nicht in Verbindung zu bringen.

Der *Onkel* hebt hervor, dass er *zu diesem Advokaten als Menschen grosses Vertrauen habe*. Das *Vertrauen* des *Onkels* zum *Advokaten* – so die Annahme – besteht im Glauben, dass es dank ihm gelingen werde, *Josef K.* in den *Prozess* zu ziehen, damit dem Wunsch der *hohen Behörden*[284] zu entsprechen und so den Ruf von *Familie* und *Verwandtschaft* wiederherzustellen.

Während der *Fahrt* zum *Advokaten* bittet der *Onkel* seinen *Neffen*, ihm *alles zu erzählen*, was im *Prozess bisher geschehen ist*.[285]

(Z.72)

K. begann sofort zu erzählen, ohne irgend etwas zu verschweigen, seine vollständige Offenheit war der einzige Protest, den er sich gegen des Onkels Ansicht, der Prozess sei eine grosse Schande, erlauben konnte.[286]

Der *Prozess* stellt nicht – so die Annahme – eine *Schande* für *Josef K.*, sondern eine *Schande* für die solche *Prozesse* ermöglichenden sozialen Verhältnisse dar. Doch der

[280] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 85.
[281] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 85f.
[282] Zum Wortgebrauch, vgl. oben, Zitat Z.52.
[283] Zum Wortgebrauch vgl. oben, Zitat Z.52.
[284] Zum Wortgebrauch vgl. oben, Zitat Z.3.
[285] Vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 86.
[286] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 86.

Onkel, selber Teil dieser Verhältnisse*,* sieht es nicht so. Wovon ihm sein *Neffe* auch immer berichtet, von der *Verhaftung*, von der *ersten Untersuchung*, von der *Vorführung* in den *Gerichtskanzleien*, reflexartig legt der *Onkel* dieses alles – so die Annahme – seinem *Neffen* selber zur Last. Der *Onkel* akzeptiert stillschweigend, wie die allermeisten Menschen es tun,[287] das innerhalb der sozialen Verhältnisse waltende geheime *Gesetz*, das ein solches freilich – so die Annahme – nicht ist.

> **(Z.73)**
>
> Während er erzählte, sah er aus dem Fenster und beobachtete, wie sie sich gerade jener Vorstadt näherten, in der die Gerichtskanzleien waren, er machte den Onkel darauf aufmerksam, der aber das Zusammentreffen nicht besonders auffallend fand. Der Wagen hielt vor einem dunklen Haus.[288]

Der *Onkel läutet* und *klopft um acht Uhr abends* an der Tür des *Hauses* des *Advokaten*, zu *einer*, wie er selber es sagt, *ungewöhnlichen Zeit für Parteienbesuche,* immer mit seinem *Neffen* im Schlepptau.[289] Es gelingt dem *Onkel* nur mit grösster Mühe, zum *Advokaten* vorzudringen, weil, wie sich zeigen wird, der *Advokat* noch gar nicht weiss, was der abendliche *Besuch* von ihm will.[290] *Leni*, die *Pflegerin* des *Advokaten*, will den *Onkel* nicht vorlassen.[291]

> **(Z.74)**
>
> „Komm, Josef“, sagte er dann zu K., der sich langsam an dem Mädchen vorbeischob. „Der Herr Advokat ist krank“, sagte das Mädchen, da der Onkel, ohne sich aufzuhalten, auf eine Tür zueilte. K. staunte das Mädchen noch an, während es sich schon umgedreht hatte, um die Wohnungstür wieder zu versperren, es hatte ein puppenförmiges gerundetes Gesicht, nicht nur die bleichen Wangen und das Kinn verliefen rund, auch die Schläfen und die Stirnränder. „Josef!“ rief der Onkel wieder, und das Mädchen fragte er: „Es ist das Herzleiden?“ „Ich glaube wohl“, sagte das Mädchen, es hatte Zeit gefunden, mit der Kerze voranzugehen und die Zimmertür zu öffnen. In einem Winkel des Zimmers, wohin das Kerzenlicht noch nicht drang, erhob sich im Bett ein Gesicht mit langem Bart. „Leni, wer kommt denn?“ fragte der Advokat, der, durch die Kerze geblendet, die Gäste nicht erkannte. „Albert, dein alter Freund ist es“, sagte der Onkel. „Ach, Albert“, sagte der Advokat und liess sich auf die Kissen zurückfallen, als bedürfe es diesem Besuch gegenüber keiner Verstellung. „Steht es wirklich so schlecht?“ fragte der Onkel und setzte sich auf den Bettrand. „Ich glaube es nicht. Es ist ein Anfall deines Herzleidens und wird vorübergehen wie die früheren.“ „Möglich“, sagte der Advokat leise, „es ist aber ärger, als es jemals gewesen ist. Ich atme schwer, schlafe gar nicht und verliere täglich an Kraft.“[292]

Zum grossen Ärger des *Onkels* versucht die *Pflegerin* weiterhin, den *Advokaten* vor dem *Besuch* abzuschirmen.[293]

> **(Z.75)**
>
> K. selbst sah allem ruhig zu, die Krankheit des Advokaten war ihm sogar nicht ganz unwillkommen, dem Eifer, den der Onkel für seine Sache entwickelt hatte, hatte er

---

[287] Vgl. schon oben, Abschnitt II.
[288] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 86.
[289] Vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 86.
[290] Vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 86.
[291] Vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 87.
[292] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 87.
[293] Vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 88.

> sich nicht entgegenstellen können, die Ablenkung, die dieser Eifer jetzt ohne sein Zutun erfuhr, nahm er gerne hin.[294]

Es dauert noch eine ganze Weile und weiterer Auseinandersetzungen mit der *Pflegerin*, bis der *Onkel* dem *Advokaten* erklären kann, dass sein *Besuch* weder ein *Krankenbesuch* darstellt noch ihn selber *betrifft*.[295]

> **(Z.76)**
>
> „Wen betrifft es denn?“ fragte der Advokat mit erlöschender Stimme und legte sich wieder zurück. „Meinen Neffen“, sagte der Onkel, „ich habe ihn auch mitgebracht.“ Und er stellte vor: „Prokurist Josef K.“ „Oh“, sagte der Kranke viel lebhafter und streckte K. die Hand entgegen, „verzeihen Sie, ich habe Sie gar nicht bemerkt. Geh, Leni“, sagte er dann zu der Pflegerin, die sich auch gar nicht mehr wehrte, und reichte ihr die Hand, als gelte es einen Abschied für lange Zeit. „Du bist also“, sagte er endlich zum Onkel, der, auch versöhnt, nähergetreten war, „nicht gekommen, mir einen Krankenbesuch zu machen, sondern du kommst in Geschäften.“ Es war, als hätte die Vorstellung eines Krankenbesuchs den Advokaten bisher gelähmt, so gekräftigt sah er jetzt aus, blieb ständig auf einem Ellbogen aufgestützt, was ziemlich anstrengend sein musste, und zog immer wieder an einem Bartstrahn in der Mitte seines Bartes. „Du siehst schon viel gesünder aus“, sagte der Onkel, „seit diese Hexe draussen ist.“ Er unterbrach sich, flüsterte: „Ich wette, dass sie horcht!“ und er sprang zur Tür. Aber hinter der Tür war niemand, der Onkel kam zurück, nicht enttäuscht, denn ihr Nichthorchen erschien ihm als die noch grössere Bosheit, wohl aber verbittert: „Du verkennst sie“, sagte der Advokat, ohne die Pflegerin weiter in Schutz zu nehmen; vielleicht wollte er damit ausdrücken, dass sie nicht schutzbedürftig sei. Aber in viel teilnehmenderem Tone fuhr er fort: „Was die Angelegenheit deines Herrn Neffen betrifft, so würde ich mich allerdings glücklich schätzen, wenn meine Kraft für diese äusserst schwierige Aufgabe ausreichen könnte; ich fürchte sehr, dass sie nicht ausreichen wird, jedenfalls will ich nichts unversucht lassen; wenn ich nicht ausreiche, könnte man ja noch jemanden anderen beiziehen. Um aufrichtig zu sein, interessiert mich die Sache zu sehr, als dass ich es über mich bringen könnte, auf jede Beteiligung zu verzichten. Hält es mein Herz nicht aus, so wird es doch wenigstens hier eine würdige Gelegenheit finden, gänzlich zu versagen.“ K. glaubte, kein Wort dieser ganzen Rede zu verstehen, er sah den Onkel an, um dort eine Erklärung zu finden, aber dieser sass, mit der Kerze in der Hand, auf dem Nachttischchen, von dem bereits eine Arzneimittelflasche auf den Teppich gerollt war, nickte zu allem, was der Advokat sagte, war mit allem einverstanden und sah hie und da auf K. mit der Aufforderung zu gleichem Einverständnis hin. Hatte vielleicht der Onkel schon früher dem Advokaten von dem Prozess erzählt? Aber das war unmöglich, alles, was vorhergegangen war, sprach dagegen. „Ich verstehe nicht –“, sagte er deshalb. „Ja, habe vielleicht ich Sie missverstanden?“ fragte der Advokat ebenso erstaunt und verlegen wie K. „Ich war vielleicht voreilig. Worüber wollten Sie denn mit mir sprechen? Ich dachte, es handle sich um Ihren Prozess?“ „Natürlich“, sagte der Onkel und fragte dann K.: „Was willst du denn?“ „Ja, woher wissen Sie denn etwas über mich und meinen Prozess?“ fragte K. „Ach so“, sagte der Advokat lächelnd, „ich bin doch Advokat, ich verkehre in Gerichtskreisen, man spricht über verschiedene Prozesse, und auffallendere, besonders wenn es den Neffen eines Freundes betrifft, behält man im Gedächtnis. Das ist doch nichts Merkwürdiges.“ „Was willst du denn?“ fragte der Onkel nochmals. „Du bist so unruhig.“ „Sie verkehren in diesen Gerichtskreisen?“ fragte K. „Ja“, sagte der Advokat. „Du fragst wie ein Kind“, sagte der Onkel. „Mit wem sollte ich denn verkehren, wenn nicht mit Leuten meines Faches?“ fügte der Advokat hinzu. Es klang so unwiderleglich, dass K. gar nicht antwortete. „Sie arbeiten doch bei dem Gericht im Justizpalast, und nicht bei

[294] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 88.
[295] Vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 88f.

> dem auf dem Dachboden“, hatte er sagen wollen, konnte sich aber nicht überwinden, es wirklich zu sagen.[296]

Josef K. hatte erwartet, von seinem *Onkel* zu einem *Advokaten* geführt zu werden, der am gewöhnlichen und nicht am ungewöhnlichen *Gericht arbeitet*. Jetzt kommt ihm der schwere Verdacht, dass *Advokat Huld bei dem Gericht auf dem Dachboden* und nicht bei dem gewöhnlichen *Gericht im Justizpalast* arbeitet. Doch stellen sein *Onkel* und der *Advokat* alles als derart selbstverständlich dar, dass *Josef K.* nicht weiter zu fragen wagt.

Advokat Huld gehört, wie sich zeigen wird, tatsächlich *zu dem Gericht auf dem Dachboden* und auch ihn zieht es, genauso wie die dort eingenistete *Beamtenschaft*, ins *Dunkle* und Tote. Auch der *Onkel* bemerkt bei seinem Eintritt ins *Zimmer* von *Huld*, dass *es auch so traurig hier sei, so dunkel*[297]*.* Der *Advokat* jedoch erwacht in dem Moment wie zu neuem Leben, wo er realisiert, dass er es mit dem *Angeklagten Josef K.* zu tun hat. Dessen *Namen* – so die Annahme – kennt er bereits und er weiss auch, dass es sich dabei um einen *auffallenderen Prozess* sowie um eine *äusserst schwierige Aufgabe* handelt. Die *Schwierigkeit* der Aufgabe besteht für ihn freilich nicht darin – so die Annahme –, die *Unschuld* von *Josef K.* zu *verteidigen*[298], woran der *Advokat* in keinem Moment denkt, sondern *Josef K.* in den *Prozess* hineinzuziehen. Dieses motiviert ihn und alleine aus diesem Grund – so die Annahme – *sieht* er sofort *viel gesünder aus*. Er kann sich auf Kosten eines *Angeklagten*, genau wie es die *Beamten* auf den *Dachböden* machen,[299] psychisch stabilisieren, wie schief diese Stabilisierung sich immer auch ausnimmt. *Es war, als hätte die Vorstellung eines Krankenbesuchs den Advokaten bisher gelähmt, so gekräftigt sah er jetzt aus, blieb ständig auf einem Ellbogen aufgestützt, was ziemlich anstrengend sein musste, und zog immer wieder an einem Bartstrahn in der Mitte seines Bartes.*

Kaum dass der *Advokat* vom Erscheinen des *Angeklagten Josef K.* erfahren hat, schickt er seine *Pflegerin Leni* aus dem *Zimmer*, *reicht ihr* dazu *die Hand, als gelte es einen Abschied für lange Zeit*. Der *Advokat* zeigt *Leni* mit dem *Händedruck* an – so die Annahme –, dass die Arbeit mit *Josef K.* jetzt beginnt. Also *wehrt Leni sich auch gar nicht mehr*, den *Advokaten* zu verlassen.

Der Verdacht von *Josef K.*, dass der *Advokat bei dem Gericht auf dem Dachboden* und *nicht im Justizpalast arbeitet*, erhält noch im *dunklen Zimmer* des *Advokaten* eine unerwartete Bestätigung. Der *Advokat* reagiert auf die Frage von *Josef K.*, ob er *in diesen Gerichtskreisen verkehre*, folgendermassen.

> **(Z.77)**
>
> „Sie müssen doch bedenken“, fuhr der Advokat fort, in einem Tone, als erkläre er etwas Selbstverständliches überflüssigerweise und nebenbei, „Sie müssen doch bedenken, dass ich aus einem solchen Verkehr auch grosse Vorteile für meine Klientel ziehe, und zwar in vielfacher Hinsicht, man darf nicht einmal immer davon reden. Natürlich bin ich jetzt infolge meiner Krankheit ein wenig behindert, aber ich bekomme

[296] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 89f.
[297] Vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 87.
[298] Zum Wortgebrauch vgl. oben, Zitat Z.44.
[299] Vgl. dazu oben, Abschnitt VIII.

> trotzdem Besuch von guten Freunden vom Gericht und erfahre doch einiges. Erfahre vielleicht mehr als manche, die in bester Gesundheit den ganzen Tag bei Gericht verbringen. So habe ich zum Beispiel gerade jetzt einen lieben Besuch.“ Und er zeigte in eine dunkle Zimmerecke. „Wo denn?“ fragte K. in der ersten Überraschung fast grob. Er sah unsicher herum; das Licht der kleinen Kerze drang bis zur gegenüberliegenden Wand bei weitem nicht. Und wirklich begann sich dort in der Ecke etwas zu rühren. Im Licht der Kerze, die der Onkel jetzt hochhielt, sah man dort, bei einem kleinen Tischchen, einen älteren Herrn sitzen. Er hatte wohl gar nicht geatmet, dass er so lange unbemerkt geblieben war. Jetzt stand er umständlich auf, offenbar unzufrieden damit, dass man auf ihn aufmerksam gemacht hatte. Es war, als wolle er mit den Händen, die er wie kurze Flügel bewegte, alle Vorstellungen und Begrüssungen abwehren, als wolle er auf keinen Fall die anderen durch seine Anwesenheit stören und als bitte er dringend wieder um die Versetzung ins Dunkel und um das Vergessen seiner Anwesenheit. Das konnte man ihm nun aber nicht mehr zugestehen. „Ihr habt uns nämlich überrascht“, sagte der Advokat zur Erklärung und winkte dabei dem Herrn aufmunternd zu, näherzukommen, was dieser langsam, zögernd herumblickend und doch mit einer gewissen Würde tat, „der Herr Kanzleidirektor – ach so, Verzeihung, ich habe nicht vorgestellt – hier mein Freund Albert K., hier sein Neffe, Prokurist Josef K., und hier der Herr Kanzleidirektor – der Herr Kanzleidirektor also war so freundlich, mich zu besuchen. Den Wert eines solchen Besuches kann eigentlich nur der Eingeweihte würdigen, welcher weiss, wie der Herr Kanzleidirektor mit Arbeit überhäuft ist. Nun, er kam aber trotzdem, wir unterhielten uns friedlich, soweit meine Schwäche es erlaubte, wir hatten zwar Leni nicht verboten, Besuche einzulassen, denn es waren keine zu erwarten, aber unsere Meinung war doch, dass wir allein bleiben sollten, dann aber kamen deine Fausthiebe, Albert, der Herr Kanzleidirektor rückte mit dem Sessel und Tisch in den Winkel, nun aber zeigt sich, dass wir möglicherweise, das heisst, wenn der Wunsch danach besteht, eine gemeinsame Angelegenheit zu besprechen haben und sehr gut wieder zusammenrücken können. – Herr Kanzleidirektor“, sagte er mit Kopfneigen und unterwürfigem Lächeln und zeigte auf einen Lehnstuhl in der Nähe des Bettes. „Ich kann leider nur noch ein paar Minuten bleiben“, sagte der Kanzleidirektor freundlich, setzte sich breit in den Lehnstuhl und sah auf die Uhr, „die Geschäfte rufen mich. Jedenfalls will ich nicht die Gelegenheit vorübergehen lassen, einen Freund meines Freundes kennenzulernen.“ Er neigte den Kopf leicht gegen den Onkel, der von der neuen Bekanntschaft sehr befriedigt schien, aber infolge seiner Natur Gefühle der Ergebenheit nicht ausdrücken konnte und die Worte des Kanzleidirektors mit verlegenem, aber lautem Lachen begleitete. Ein hässlicher Anblick! K. konnte ruhig alles beobachten, denn um ihn kümmerte sich niemand, der Kanzleidirektor nahm, wie es seine Gewohnheit schien, da er nun schon einmal hervorgezogen war, die Herrschaft über das Gespräch an sich, der Advokat, dessen erste Schwäche vielleicht nur dazu hatte dienen sollen, den neuen Besuch zu vertreiben, hörte aufmerksam, die Hand am Ohre zu, der Onkel als Kerzenträger – er balancierte die Kerze auf seinem Schenkel, der Advokat sah öfter besorgt hin – war bald frei von Verlegenheit und nur noch entzückt, sowohl von der Art der Rede des Kanzleidirektors als auch von den sanften, wellenförmigen Handbewegungen, mit denen er sie begleitete. K., der am Bettpfosten lehnte, wurde vom Kanzleidirektor vielleicht sogar mit Absicht vollständig vernachlässigt und diente den alten Herren nur als Zuhörer. Übrigens wusste er kaum, wovon die Rede war und dachte bald an die Pflegerin und an die schlechte Behandlung, die sie vom Onkel erfahren hatte, bald daran, ob er den Kanzleidirektor nicht schon einmal gesehen hatte, vielleicht sogar in der Versammlung bei seiner ersten Untersuchung. Wenn er sich auch vielleicht täuschte, so hätte sich doch der Kanzleidirektor den Versammlungsteilnehmern in der ersten Reihe, den alten Herren mit den schütteren Bärten, vorzüglich eingefügt.[300]

Der *Kanzleidirektor hat wohl*, wie es in den *Gerichtskanzleien* auf den *Dachböden* nahezu normal ist, wirklich *gar nicht geatmet, dass er so lange unbemerkt geblieben ist*. Er wehrt – so die Annahme – nur zum Schein zuerst ab, wie der *Advokat auf seine* Anwe-

[300] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 90ff.

senheit aufmerksam macht und ihn bittet, aus dem *dunklen Winkel* hervorzutreten. Der *Kanzleidirektor* nutzt die Gelegenheit gerne, gegenüber dem *Onkel*, den er sofort auf seiner Seite weiss, zu bekräftigen, dass *Josef K.* hier am richtigen Ort ist. Das *Gericht* werde den *Angeklagten Josef K.*, so zeigt es der *Kanzleidirektor* dem *Onkel mit den sanften, wellenförmigen Handbewegungen* an – so die Annahme –, scheinbar *sanft* niederdrücken, ganz so wie die *hohen Behörden*[301] es erwarten. Über die *Ansprache* des *Kanzleidirektors* freut sich der *Onkel* nicht nur, sondern ist vielmehr *nur noch entzückt davon*.

Josef K. dagegen ist sich fast sicher, dass der im *Zimmer* plötzlich sichtbar gewordene *Kanzleidirektor* schon bei der *ersten Untersuchung* anwesend war, er sogar *in der ersten Reihe*, nämlich der *linken*, bestimmenden *Saalhälfte*, *gestanden hatte.*[302] Damit aber würde der *Kanzleidirektor* unmittelbar zu derjenigen *korrupten Bande* gehören, als die er die *Versammelten* damals identifizierte.[303] *Josef K.* wird *vom Kanzleidirektor* – so die Annahme – nicht *nur vielleicht sogar*, sondern sicherlich *mit Absicht vollständig vernachlässigt* und hat *den alten Herren* mit Vorsatz *nur als Zuhörer* zu dienen. Er wird sofort in diejenige Rolle gedrängt, die das ungewöhnliche *Gericht* von den *Angeklagten* erwartet, in die Rolle des stillen, geständigen Sünders.

> **(Z.78)**
> Da liess ein Lärm aus dem Vorzimmer, wie von zerbrechendem Porzellan, alle aufhorchen. „Ich will nachsehen, was geschehen ist“, sagte K. und ging langsam hinaus, als gebe er den anderen noch Gelegenheit, ihn zurückzuhalten. Kaum war er ins Vorzimmer getreten und wollte sich im Dunkel zurechtfinden, als sich auf die Hand, mit der er die Tür noch festhielt, eine kleine Hand legte, viel kleiner als K.s Hand, und die Tür leise schloss. Es war die Pflegerin, die hier gewartet hatte. „Es ist nichts geschehen“, flüsterte sie, „ich habe nur einen Teller gegen die Mauer geworfen, um Sie herauszuholen.“ In seiner Befangenheit sagte K.: „Ich habe auch an Sie gedacht.“ „Desto besser“, sagte die Pflegerin, „kommen Sie.“[304]

Dass die *Pflegerin Josef K.* hinauslocken wird, ist – so die Annahme – zwischen dem *Advokaten* und ihr zum Vornherein abgesprochen. Der *Advokat* hatte ihr zum Zeichen extra lange *die Hand gereicht, als gelte es einen Abschied für lange Zeit*[305]. Das *Gericht* und auch der *Advokat* sind sich – so die weitergehende Annahme – im Klaren darüber, dass bei *Josef K.* besondere Massnahmen zum Einsatz kommen müssen, um seinen Widerstand zu brechen. Hier genau kommt die *Pflegerin Leni* ins Spiel. Sie soll *Josef K.* auf ihre Weise dazu verleiten, dem *Prozess* sich zu fügen.

Josef K. bleibt in der Folge bei der *Pflegerin Leni*, kehrt nicht mehr ins *Zimmer* des *Advokaten* zurück.[306] Das bedeutet, dass der *Onkel* die restliche Zeit alleine mit dem *Advokaten* und dem *Kanzleidirektor* verbringen muss. Wie der *Onkel Stunden* später seinen *Neffen* wieder zu Gesicht bekommt, ist er entsprechend erzürnt über ihn.

---

[301] Zum Wortgebrauch vgl. oben, Zitat Z.3.
[302] Vgl. oben, Abschnitt IX.
[303] Vgl. oben, Zitat Z.44.
[304] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 92.
[305] Vgl. oben, Zitat Z.76.
[306] Vgl. nachstehend, Abschnitt XVI.

(Z.79)

Als er (Josef K.; kw) aus dem Haustor trat, fiel ein leichter Regen, er wollte in die Mitte der Strasse gehen, um vielleicht Leni noch beim Fenster erblicken zu können, da stürzte aus einem Automobil, das vor dem Hause wartete und das K. in seiner Zerstreutheit gar nicht bemerkt hatte, der Onkel, fasste ihn bei den Armen und stiess ihn gegen das Haustor, als wolle er ihn dort festnageln. „Junge“, rief er, „wie konntest du nur das tun! Du hast deiner Sache, die auf gutem Wege war, schrecklich geschadet. Verkriechst dich mit dem kleinen, schmutzigen Ding, das überdies offensichtlich die Geliebte des Advokaten ist, und bleibst stundenlang weg. Suchst nicht einmal einen Vorwand, verheimlichst nichts, nein, bist ganz offen, läufst zu ihr und bleibst bei ihr. Und unterdessen sitzen wir beisammen, der Onkel, der sich für dich abmüht, der Advokat, der für dich gewonnen werden soll, der Kanzleidirektor vor allem, dieser grosse Herr, der deine Sache in ihrem jetzigen Stadium geradezu beherrscht. Wir wollen beraten, wie dir zu helfen wäre, ich muss den Advokaten vorsichtig behandeln, dieser wieder den Kanzleidirektor, und du hättest doch allen Grund, mich wenigstens zu unterstützen. Statt dessen bleibst du fort. Schliesslich lässt es sich nicht verheimlichen, nun, es sind höfliche, gewandte Männer, sie sprechen nicht davon, sie schonen mich, schliesslich können aber auch sie sich nicht mehr überwinden, und da sie von der Sache nicht reden können, verstummen sie. Wir sind minutenlang schweigend dagesessen und haben gehorcht, ob du nicht doch endlich kämest. Alles vergebens. Endlich steht der Kanzleidirektor, der viel länger geblieben ist, als er ursprünglich wollte, auf, verabschiedet sich, bedauert mich sichtlich, ohne mir helfen zu können, wartet in unbegreiflicher Liebenswürdigkeit noch eine Zeitlang in der Tür, dann geht er. Ich war natürlich glücklich, dass er weg war, mir war schon die Luft zum Atmen ausgegangen. Auf den kranken Advokaten hat alles noch stärker eingewirkt, er konnte, der gute Mann, gar nicht sprechen, als ich mich von ihm verabschiedete. Du hast wahrscheinlich zu seinem vollständigen Zusammenbrechen beigetragen und beschleunigst so den Tod eines Mannes, auf den du angewiesen bist. Und mich, deinen Onkel, lässt du hier im Regen – fühle nur, ich bin ganz durchnässt – stundenlang warten und mich in Sorgen abquälen.“[307]

Der *Advokat* und der *Kanzleidirektor* tun – so die Annahme – dem *Onkel* gegenüber nur so, als seien sie über das vom *Advokaten* vermittels *Leni* ja selber eingefädelten Wegbleiben des *Angeklagten* ausser sich. In der Perspektive des *Gerichts* hat es in der Tat ja etwas Unerhörtes, wenn ein *Angeklagter* auf diese Weise von einem wichtigen Vertreter des *Gerichts* und dem *Advokaten* einfach wegläuft. Also müssen die beiden dem *Onkel* nicht einmal gross etwas vorspielen. Freilich spielen sie dem *Onkel* – so die Annahme – noch so gerne etwas vor*,* im Wissen darum, dass dieser danach umso mehr Druck auf seinen *Neffen* ausüben wird, sich dem *Prozess* zu fügen*.* Im Gleichen können sie den *Onkel* in ihre Atmosphäre hineinziehen, sodass *ihm schon die Luft zum Atmen ausgegangen ist.* Und zu guter Letzt wird er draussen durch den Regen auch noch wie ein Pudel begossen.

[307] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 96f.

XVI. Die Aufforderung zum Geständnis: Pflegerin Leni

Nachdem *Leni einen Teller gegen die Mauer geworfen* und *Josef K.* so aus dem *Zimmer* mit dem *Advokaten*, dem *Kanzleidirektoren* und dem *Onkel* gelockt hat[308], führt sie ihn weiter.

(Z.80)

Nach ein paar Schritten kamen sie zu einer Tür aus mattem Glas, welche die Pflegerin vor K. öffnete. „Treten Sie doch ein“, sagte sie. Es war jedenfalls das Arbeitszimmer des Advokaten; soweit man im Mondlicht sehen konnte, das jetzt nur einen kleinen, viereckigen Teil des Fussbodens an jedem der drei grossen Fenster erhellte, war es mit schweren, alten Möbelstücken ausgestattet. „Hierher“, sagte die Pflegerin und zeigte auf eine dunkle Truhe mit holzgeschnitzter Lehne. Noch als er sich gesetzt hatte, sah sich K. im Zimmer um, es war ein hohes, grosses Zimmer, die Kundschaft des Armenadvokaten musste sich hier verloren vorkommen. K. glaubte, die kleinen Schritte zu sehen, mit denen die Besucher zu dem gewaltigen Schreibtisch vorrückten. Dann aber vergass er dies und hatte nur noch Augen für die Pflegerin, die ganz nahe neben ihm sass und ihn fast an die Seitenlehne drückte. „Ich dachte“, sagte sie, „Sie würden von selbst zu mir herauskommen, ohne dass ich Sie erst rufen müsste. Es war doch merkwürdig. Zuerst sahen Sie mich gleich beim Eintritt ununterbrochen an und dann liessen Sie mich warten. Nennen Sie mich übrigens Leni“, fügte sie noch rasch und unvermittelt zu, als solle kein Augenblick dieser Aussprache versäumt werden. „Gern“, sagte K., „Was aber die Merkwürdigkeit betrifft, Leni, so ist sie leicht zu erklären. Erstens musste ich doch das Geschwätz der alten Herren anhören und konnte nicht grundlos weglaufen, zweitens aber bin ich nicht frech, sondern eher schüchtern, und auch Sie, Leni, sahen wahrhaftig nicht so aus, als ob Sie in einem Sprung zu gewinnen wären.“ „Das ist es nicht“, sagte Leni, legte den Arm über die Lehne und sah K. an, „aber ich gefiel Ihnen nicht und gefalle Ihnen auch wahrscheinlich jetzt nicht.“ „Gefallen wäre ja nicht viel“, sagte K. ausweichend. „Oh!“ sagte sie lächelnd und gewann durch K.s Bemerkung und diesen kleinen Ausruf eine gewisse Überlegenheit.[309]

Josef K. fragt *Leni* nach *einem grossen, rechts von der Tür hängenden Bild*, das offenbar einen *Richter* darstellt.[310] *Leni* gibt Erklärungen zum *Bild*[311], möchte *Josef K.* vor allem aber auf sich lenken.

(Z.81)

„Aber müssen Sie denn immerfort an ihren Prozess denken?“ fügte sie langsam hinzu. „Nein, durchaus nicht“, sagte K., „ich denke wahrscheinlich sogar zu wenig an ihn.“ „Das ist nicht der Fehler, den Sie machen“, sagte Leni, „Sie sind zu unnachgiebig, so habe ich gehört.“ „Wer hat das gesagt?“ fragte K., erfühlte ihren Körper an seiner Brust und sah auf ihr reiches, dunkles, fest gedrehtes Haar hinab. „Ich würde zuviel verraten, wenn ich das sagte“, antwortete Leni. „Fragen Sie, bitte, nicht nach Namen, stellen Sie aber Ihren Fehler ab, seien Sie nicht mehr so unnachgiebig, gegen dieses Gericht kann man sich ja nicht wehren, man muss das Geständnis machen. Machen Sie doch bei nächster Gelegenheit das Geständnis. Erst dann ist die Möglichkeit zu entschlüpfen gegeben, erst dann. Jedoch selbst das ist ohne fremde Hilfe nicht möglich, wegen dieser Hilfe aber müssen Sie sich nicht ängstigen, die will ich Ihnen selbst leisten.“ „Sie verstehen viel von diesem Gericht und von den Betrügereien, die hier nötig sind“, sagte K. und hob sie, da sie sich allzu stark auf ihn drängte, auf seinen Schoss. „So ist es gut“, sagte sie und richtete sich auf seinem Schoss ein, indem sie

[308] Vgl. oben, Zitat Z.78.
[309] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 92f.
[310] Vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 93f.
[311] Vgl. dazu unten, Zitat Z. 113.

> den Rock glättete und die Bluse zurechtzog. Dann hing sie sich mit beiden Händen an seinen Hals, lehnte sich zurück und sah ihn lange an. „Und wenn ich das Geständnis nicht mache, dann können Sie mir nicht helfen?“ fragte K. versuchsweise. Ich werbe Helferinnen, dachte er fast verwundert, zuerst Fräulein Bürstner, dann die Frau des Gerichtsdieners und endlich diese kleine Pflegerin, die ein unbegreifliches Bedürfnis nach ihm zu haben scheint. Wie sie auf meinem Schoss sitzt, als sei es ihr einzig richtiger Platz! „Nein“, antwortete Leni und schüttelte langsam den Kopf, „dann kann ich Ihnen nicht helfen. Aber Sie wollen ja meine Hilfe gar nicht, es liegt Ihnen nichts daran, Sie sind eigensinnig und lassen sich nicht überzeugen.“[312]

Advokat Huld stellt den *Angeklagten* – so die Annahme – mittels *Leni* Liebesdienste zur Verfügung. Die *Angeklagten* sollen so dem *Gericht* gefügig gemacht werden, auf diese Weise in mehrfacher Hinsicht ihre *Unschuld* verlieren respektive es so auslegen, dass eben diese *Unschuld* eine grosse *Schuld* dargestellt habe. *Leni* sucht *Josef K.* auch sofort in diesem Sinn zu beeinflussen, indem sie ihn ermahnt, *seinen Fehler abzustellen, nicht mehr so unnachgiebig zu sein*, und ihn auffordert, *das Geständnis zu machen*. *Gegen dieses Gericht könne man sich ja nicht wehren.*

Der *Advokat* und *Leni* wussten über *Josef K.* – so die Annahme – bereits vor dessen Eintreffen Bescheid. *Advokat Huld verkehrt* selber ja, wie er freimütig zugibt, *in den Kreisen des Gerichts*[313], hat entsprechend vom Fall *Josef K.s* schon gehört. Der *Kanzleidirektor*, der bei der *ersten Untersuchung* gegen *Josef K.* zugegen war, hat dem *Advokaten* – so die Annahme – von *Josef K.* und seinem Verhalten auch unmittelbar berichtet.

Wie Prostituierte mit ihren Klienten verkehren, ist allerdings immer auch deren eigene Sache. Dieses gilt auch für *Leni*, welche, wie der *Advokat* es gegenüber dem *Onkel* andeutete, *nicht schutzbedürftig ist*[314]. Sie behandelt *Josef K.* in der ihr richtig erscheinenden Weise und hat ihn so auch bereits – so die Annahme – aus dem *Zimmer* des *Advokaten* gelockt. Auch wenn sie *nicht Namen* nennen darf, ist sie so ehrlich wie möglich zu *Josef K.* Sie macht es nicht zur Bedingung, dass *Josef K.* das von ihr eingeforderte *Geständnis* vor *Gericht* tatsächlich auch *macht*.

Wenn *Leni Josef K.* auffordert, *das Geständnis zu machen*, dann meint sie mit dem *Geständnis* – so die weitergehende Annahme – nicht ein echtes, sondern ein vorgeschobenes *Geständnis*. Als Grund gibt sie an, dass *erst dann die Möglichkeit zu entschlüpfen gegeben sei*. Der grundehrliche *Josef K.* erkennt sofort, was *Leni* verlangt, weshalb er antwortet, dass sie *viel von diesem Gericht und von den Betrügereien, die hier nötig sind, wisse*. *Josef K.* freilich will – so die Annahme – überhaupt kein *Geständnis* und also auch kein vorgeschobenes machen. *Leni sieht ihn lange an* und stellt sodann – so die Annahme – richtigerweise fest: *Sie sind eigensinnig und lassen sich nicht überzeugen*.

Josef K. seinerseits stellt *fast verwundert* fest, dass *er Helferinnen werbe, zuerst Fräulein Bürstner, dann die Frau des Gerichtsdieners und endlich diese kleine Pflegerin*. Der Unterschied zwischen den drei *Frauen* besteht – so die Annahme – darin, dass *Fräulein Bürstner* wie ausserhalb des *Gerichts*, die *Frau des Gerichtsdieners* ganz in den Fän-

[312] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 94f.
[313] Vgl. oben, Zitat Z.76.
[314] Vgl. oben, Zitat Z.76.

gen des *Gerichts*, die *Pflegerin Leni* geradezu zwischen *Gericht* und *Angeklagten* steht. *Leni* steht zwischen *Gericht* und *Angeklagtem* wie Prostituierte zwischen Zuhälter und Freier.

Josef K. seinerseits gibt *Leni* zu verstehen, dass seine *Freundin Elsa*, *selbst wenn sie etwas von seinem Prozess wüsste*, *daran nicht denken*, *sie ihn nicht zur Nachgiebigkeit zu überreden suchen würde*.[315] Darin bestehe der *Vorteil* von *Elsa* gegenüber ihr, *Leni*, was gegen einen *Tausch* spreche. *Leni* bestreitet, dass *Josefs Freundin* dadurch im *Vorteil* sei und weist auf den ihren eigenen *Vorteil* hin.

> **(Z.82)**
>
> „Das ist kein Vorteil“, sagte Leni. „Wenn sie keine sonstigen Vorteile hat, verliere ich nicht den Mut. Hat sie irgendeinen körperlichen Fehler?“ „Einen körperlichen Fehler?“ fragte K. „Ja“, sagte Leni, „ich habe nämlich einen solchen kleinen Fehler, sehen Sie.“ Sie spannte den Mittel- und Ringfinger ihrer rechten Hand auseinander, zwischen denen das Verbindungshäutchen fast bis zum obersten Gelenk der kurzen Finger reichte. K. merkte im Dunkel nicht gleich, was sie ihm zeigen wollte, sie führte deshalb seine Hand hin, damit er es abtaste. „Was für ein Naturspiel“, sagte K. und fügte, als er die ganze Hand überblickt hatte, hinzu: „Was für eine hübsche Kralle!“ Mit einer Art Stolz sah Leni zu, wie K. staunend immer wieder ihre zwei Finger auseinanderzog und zusammenlegte, bis er sie schliesslich flüchtig küsste und losliess. „Oh!“ rief sie aber sofort, „Sie haben mich geküsst!“ Eilig, mit offenem Mund erkletterte sie mit den Knien seinen Schoss. K. sah fast bestürzt zu ihr auf, jetzt, da sie ihm so nahe war, ging ein bitterer, aufreizender Geruch wie von Pfeffer von ihr aus, sie nahm seinen Kopf an sich, beugte sich über ihn hinweg und biss und küsste seinen Hals, biss selbst in seine Haare. „Sie haben mich eingetauscht!“ rief sie von Zeit zu Zeit, „sehen Sie, nun haben Sie mich eingetauscht!“ Da glitt ihr Knie aus, mit einem kleinen Schrei fiel sie fast auf den Teppich, K. umfasste sie, um sie noch zu halten, und wurde zu ihr hinabgezogen. „Jetzt gehörst du mir“, sagte sie.
>
> „Hier hast du den Hausschlüssel, komm, wann du willst“, waren ihre letzten Worte, und ein zielloser Kuss traf ihn noch im Weggehen auf den Rücken.[316]

Leni tut – so die Annahme – nur so, als habe sie *Josef K.* zum *Tausch* seiner *Freundin* mit ihr gebracht, als werde er von jetzt an, was dem Ziel des ungewöhnlichen *Gerichts* entspricht, nur noch sie und damit indirekt auch den *Advokaten* besuchen kommen und nicht mehr zu *Elsa* fahren. *Leni* hat erkannt, dass *Josef K.* sich dem *Gericht* nicht fügen wird. Mit dem Hinweis auf ihren *körperlichen Fehler* weist sie *Josef K.* darauf hin – so die Annahme –, flexibel in beide Richtungen zu sein, in Richtung *Gericht* und in Richtung *Angeklagten*. *Josef K.* ist es durchaus recht so. Er nimmt die Liebesdienste von *Leni* unter seinen gleich gebliebenen Bedingungen gerne sozusagen mit. Er wird weiterhin *Elsa* zur *Freundin* haben und zu ihr hinfahren.[317]

---

[315] Vgl. oben, Zitat Z.17.
[316] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 96.
[317] Vgl. dazu unten, Zitat Z.138.

XVII. Advokat Hulds Erläuterungen zum Prozess und zum Gericht

Josef K. erhofft sich vom *Advokaten* nichtsdestotrotz Hilfe in seinem *Prozess*.

> **(Z.83)**
> K. wusste ja gar nicht, was der Advokat unternahm; viel war es jedenfalls nicht, schon einen Monat lang hatte er ihn nicht mehr zu sich berufen, und auch bei keiner der früheren Besprechungen hatte K. den Eindruck gehabt, dass dieser Mann viel für ihn erreichen könne. Vor allem hatte er ihn fast gar nicht ausgefragt. Und hier war doch so viel zu fragen. Fragen war die Hauptsache. K. hatte das Gefühl, als ob er selbst hier alle nötigen Fragen stellen könnte. Der Advokat dagegen, statt zu fragen, erzählte selbst oder sass stumm gegenüber, beugte sich, wahrscheinlich wegen seines schwachen Gehörs, ein wenig über den Schreibtisch vor, zog an einem Bartstrahn innerhalb seines Bartes und blickte auf den Teppich nieder, vielleicht gerade auf die Stelle, wo K. mit Leni gelegen war. Hier und da gab er K. einige leere Ermahnungen, wie man sie Kindern gibt. Ebenso nutzlose wie langweilige Reden, die K. in der Schlussabrechnung mit keinem Heller zu bezahlen gedachte.[318]

Für den *Advokaten* – so die Annahme – gilt *Josef K.*, genauso wie alle anderen wie *Josef K. Angeklagten*, fraglos als *schuldig*, weshalb *er ihn fast gar nicht ausfragt*. Wenn *er an einem Bartstrahn innerhalb seines Bartes zieht und auf den Teppich niederblickt, vielleicht gerade auf die Stelle, wo K. mit Leni gelegen war*, dann beargwöhnt er damit – so die weitergehende Annahme – *Josef K.s* trotz alledem aufrecht erhaltene *Unschuld*, will ihm dafür ein schlechtes Gewissen machen, ihn *erniedrigen*.

Advokat Huld zog schon damals sofort *immer wieder an einem Bartstrahn in der Mitte seines Bartes*, als er in *Josef K.* bei dessen erstem Besuch mit dem *Onkel* den *Angeklagten* erkannt hatte.[319] Einer der *Zuschauer* der *Verhaftung* von *Josef K.*[320] und auch der die Unterhaltung von *Josef K.* mit der *Frau des Gerichtsdieners* beobachtende *Student*[321] *drückten und drehten* in gleicher Weise *mit den Fingern in ihren Bärten*[322]. Sie bringen so – so die Annahme – ihren Argwohn gegen das Bemühen um *Unschuld* zum Ausdruck.

Advokat Huld erinnert *Josef K.* auch sofort an das Zusammentreffen mit dem *Kanzleidirektor*, von dem *Josef K.* zu *Leni* weggelaufen war. *Gesagt werden müsse es doch*, so der *Advokat*, *wieviel K. seiner Sache durch das Verhalten gegenüber dem Kanzleidirektor geschadet habe. Dieser einflussreiche Mann sei aus der Liste jener, bei denen man für K. etwas unternehmen könne, schon fast zu streichen.*[323] Dem *Advokaten* geht es freilich – so die Annahme – nicht um *Josef K.s Sache* und die *Verteidigung* seiner *Unschuld*[324], sondern umgekehrt darum, ihn für seine *Unschuld beschuldigen* zu können. *Josef K.* soll dafür, dass er das Treffen mit dem *Kanzleidirektoren* verliess, sich *schuldig* fühlen.

---

[318] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 98f.
[319] Vgl. oben, Zitat Z.76.
[320] Vgl. oben Zitat Z.7.
[321] Vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 51.
[322] Vgl. oben Zitat Z.7.
[323] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 105 (auch unten, Zitat Z.87).
[324] Zum Wortgebrauch vgl. oben, Zitat Z.44.

Der *Advokat muntert Josef K.*, damit dieser infolge der *Demütigungen* nicht auch von ihm wegläuft, immer *wieder ein wenig auf*, versucht zugleich – so die Annahme – dessen Vertrauen zu gewinnen.

> **(Z.84)**
>
> Nachdem der Advokat ihn genügend gedemütigt zu haben glaubte, fing er gewöhnlich an, ihn wieder ein wenig aufzumuntern. Er habe schon, erzählte er dann, viele ähnliche Prozesse ganz oder teilweise gewonnen. Prozesse, die, wenn auch in Wirklichkeit vielleicht nicht so schwierig wie dieser, äusserlich noch hoffnungsloser waren. Ein Verzeichnis dieser Prozesse habe er hier in der Schublade – hierbei klopfte er an irgendeine Lade des Tisches –, die Schriften könne er leider nicht zeigen, da es sich um Amtsgeheimnisse handle. Trotzdem komme jetzt natürlich die grosse Erfahrung, die er durch alle diese Prozesse erworben habe, K. zugute.[325]

Zum Zwecke der *Aufmunterung* arbeitet *Huld* immer auch – so die Annahme – mit dreisten Lügen wie derjenigen, dass er *viele ähnliche Prozesse ganz oder teilweise gewonnen habe*. Zu einem späteren Zeitpunkt wird *Josef K.* vom *Gerichtsmaler* bestätigt bekommen, dass das *Gericht*, *wenn es einmal anklagt, fest von der Schuld des Angeklagten überzeugt ist* und nicht nur *schwer*, sondern *niemals davon abzubringen ist*.[326] Dannzumal wird man beim ungewöhnlichen *Gericht* – so die weitergehende Annahme – eingesehen haben, dass *Josef K.* mit Vorspiegelungen nicht beizukommen ist, man ihm nur noch mit der ganzen *prozessualen* Wahrheit aufwarten respektive drohen kann.

Hier noch geht *Advokat Huld* – so die Annahme – davon aus, *Josef K.* durch die Vorspiegelung der Möglichkeit, dass der *Prozess* sich *ganz oder teilweise gewinnen* lasse, ans *Gericht* zurücklocken zu können. Je mehr ein widerspenstiger *Angeklagter* daran glaubt, seinen *Prozess* doch noch irgendwie *gewinnen* zu können, desto eher wird er sich, so das Kalkül des *Advokaten*, auf den *Prozess* auch einlassen.

> **(Z.85)**
>
> Er (der Advokat; kw) habe natürlich sofort zu arbeiten begonnen, und die erste Eingabe sei schon fast fertiggestellt. Sie sei sehr wichtig, weil der erste Eindruck, den die Verteidigung mache, oft die ganze Richtung des Verfahrens bestimme. Leider, darauf müsse er K. allerdings aufmerksam machen, geschehe es manchmal, dass die ersten Eingaben bei Gericht nicht gelesen würden. Man lege sie einfach zu den Akten und weise darauf hin, dass vorläufig die Einvernahme und Beobachtung des Angeklagten wichtiger sei als alles Geschriebene. Man fügt, wenn der Petent dringlich wird, hinzu, dass man vor der Entscheidung, sobald alles Material gesammelt ist, im Zusammenhang natürlich, alle Akten, also auch diese erste Eingabe, überprüfen wird. Leider sei aber auch dies meistens nicht richtig, die erste Eingabe werde gewöhnlich verlegt oder gehe gänzlich verloren, und selbst wenn sie bis zum Ende erhalten bleibt, werde sie, wie der Advokat allerdings nur gerüchtweise erfahren hat, kaum gelesen. Das alles sei bedauerlich, aber nicht ganz ohne Berechtigung. K. möge doch nicht ausser acht lassen, dass das Verfahren nicht öffentlich sei, es kann, wenn das Gericht es für nötig hält, öffentlich werden, das Gesetz aber schreibt Öffentlichkeit nicht vor. Infolgedessen sind auch die Schriften des Gerichts, vor allem die Anklageschrift, dem Angeklagten und seiner Verteidigung unzugänglich, man weiss daher im allgemeinen nicht oder nicht genau, wogegen sich die erste Eingabe zu richten hat, sie kann daher eigentlich nur zufälligerweise etwas enthalten, was für die Sache von Bedeutung ist. Wirklich zutreffende und beweisführende Eingaben kann man erst später ausarbeiten,

[325] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 99.
[326] Vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 128f.

> wenn im Laufe der Einvernahmen des Angeklagten die einzelnen Anklagepunkte und ihre Begründung deutlicher hervortreten oder erraten werden können.[327]

Wenn der *Advokat* erklärt, dass die *Anklageschrift* für den *Angeklagten* und seine *Verteidigung unzugänglich sei*, dann ist damit in Wirklichkeit gemeint – so die Annahme –, dass es eine *Anklageschrift* nicht gibt. Die *Anklage* beruht – so die bereits formulierte Annahme – auf der irrationalen Setzung durch das ungewöhnliche *Gericht*, wonach die *Schuld* des *Angeklagten* in seinem Bemühen um *Unschuld* bestehe.[328] Eine solche *Anklage* freilich ist nicht haltbar, könnte sofort, wäre sie niedergeschrieben und auf irgendeinem Weg veröffentlicht, widerlegt werden. Um eine Widerlegung zu vermeiden, verzichtet das *Gericht* – so die Annahme – nicht nur auf eine *Anklageschrift*, sondern sorgt zudem dafür, dass die *Angeklagten* über die ihnen vorgeworfene *Schuld* allgemein im Ungewissen gelassen werden. Sie sollen nicht in Erfahrung bringen können, was ihnen vorgeworfen wird.

Das *Verfahren werde*, so die Erläuterungen von *Huld*, *nicht öffentlich*, *könne, wenn das Gericht es für nötig halte, öffentlich werden, das Gesetz aber schreibe Öffentlichkeit nicht vor*. Natürlich wären – so die Annahme –, was der *Advokat* so nicht sagt, sowohl die *hohen Behörden*[329] als auch die *unterste Beamtenschaft*[330] durchaus interessiert daran, die *Prozesse öffentlich* durchzuführen. Sie könnten so die das *Geständnis machenden Angeklagten öffentlich* vorführen. Dieses ist freilich nur unter der Bedingung möglich, dass ein dementsprechend *öffentlich* durchgeführter Prozess in der Öffentlichkeit keinen Anstoss erregt. Damit aber können die *verleumderischen*[331] Kreise *im Rechtsstaat*, *in dem Josef K. lebt*[332], nicht rechnen. Würden die auf den *Dachböden* durchgeführten *Verfahren öffentlich*, würde sich – so die Annahme – öffentlicher Protest dagegen erheben. Und weil dem so wäre, haben – so die Annahme – die selber inkognito, mithin *nicht-öffentlich* agierenden *hohen Behörden* sich darauf verlegt, die *Verfahren* an nicht einsehbaren Orten, nämlich eben auf den *Dachböden* von *Miethäusern* der *Vorstädte*[333] durchführen zu lassen.

Mit den *hohen Behörden* sind es – so die Annahme – dieselben, die einerseits *verleumden* und auf diese Weise die *Verhaftungen* bewirken, andererseits den Schuldspruch über die *Verleumdeten* zum Vornherein schon gefällt haben und mit Hilfe der auf den *Dachböden* hausenden *niedrigen Beamtenschaft* durchsetzen. *Es gibt darin*, wie es einer der *Wächter* formulierte,[334] *keinen Irrtum*, kann es gar nie geben, da die *Schuld* zum Vornherein feststeht und es diesbezüglich, sowohl in der Perspektive des ungewöhnlichen *Gerichts* als auch in derjenigen der *Advokaten*, nichts zu prüfen gibt. Der vom ungewöhnlichen *Gericht* veranstaltete *Prozess* zielt – so also die Annahme – einzig und allein noch darauf ab, dass auch die *Angeklagten* selber ihre *Schuld* einzusehen beginnen und schliesslich sich selber *verurteilen*.

---

[327] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 99.
[328] Vgl. schon oben, Abschnitt I.
[329] Zum Wortgebrauch vgl. oben, Zitat Z.3.
[330] Zum Wortgebrauch vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 78.
[331] Zum Wortgebrauch, vgl. oben, Zitat Z.1.
[332] Vgl. oben, Zitat Z.2.
[333] Vgl. dazu oben, Zitate Z.28 und Z.29.
[334] Vgl. oben, Zitat Z.3.

Die von *Advokat Huld* hervorgehobenen *Einvernahmen und Beobachtungen der Angeklagten* durch das *Gericht* stellen den Kern der ungewöhnlichen *Verfahren* dar. Darin geht es – so die Annahme – um die Abklärung der Frage, ob und inwiefern der *Angeklagte* dazu bereit ist, für sein Bemühen um *Unschuld* sich *schuldig* zu erklären, mithin das *Geständnis zu machen*. Für diese Abklärung *ist die Einvernahme und Beobachtung des Angeklagten wichtiger als alles Geschriebene*. *Advokat Huld* kann im Fall von *Josef K.* seine *Eingaben* deshalb *erst später als wirklich zutreffende und beweisführende Eingaben ausarbeiten,* weil – so die Annahme – diese *Eingaben* ihrerseits die Funktion haben, den *Angeklagten* als jemanden zu präsentieren, der, was mit den *Einvernahmen und Beobachtungen des Angeklagten* belegt werden soll, sein Bemühen um *Unschuld* als *Schuld einzugestehen* bereit ist. Da *Josef K.* keine Anstalten dazu macht, sich in Richtung *Gericht* oder gar *Geständnis* zu bewegen, kann *Huld* die vom *Gericht* erwartete *Eingabe* auch nicht machen.

Advokat Huld gibt *Josef K.* indirekt klar zu verstehen, was es bedeuten würde, wenn er, *Josef K.*, sich auch ihm verweigern würde. Zwar könne es vorkommen, so sagt *Huld*, dass *einem Advokaten ein Prozess plötzlich aus der Hand genommen werde*.[335]

> **(Z.86)**
> Das ist wohl das Ärgste, das einem Advokaten geschehen kann. Nicht etwa durch den Angeklagten wird ihnen der Prozess entzogen, das geschieht wohl niemals, ein Angeklagter, der einmal einen bestimmten Advokaten genommen hat, muss bei ihm bleiben. Wie könnte er sich überhaupt, wenn er einmal Hilfe in Anspruch genommen hat, allein noch erhalten?[336]

Es ist für sich merkwürdig, dass dem *Advokaten* von Seiten des *Gerichts der Prozess entzogen werden kann*, da ein *Advokat* üblicherweise ja vom *Angeklagten* engagiert ist, dementsprechend auch nur von diesem entlassen werden kann. Der *Advokat* stellt aber klar, dass letzteres im *Prozess* gegen *Josef K.* nicht der Fall ist. *Der Angeklagte müsse bei dem einmal bestimmten Advokaten bleiben*, weil *er sich allein, wenn er einmal Hilfe angenommen habe*, *überhaupt* gar nicht *erhalten könne*. Würde ein *Angeklagter* seinem *Advokaten kündigen*, würde er dem *Gericht* damit nämlich, und darauf – so die Annahme – spielt *Huld* an, offen anzeigen, den *Prozess* und damit das *Geständnis* verweigern zu wollen, was aber *rasch und gewiss* das *Urteil* zur Folge hätte[337]. Dieses dann aber meint auch genau, dass der *Angeklagte sich* nicht mehr *erhalten* kann. Mit seiner Erklärung – so also die Annahme – betont *Huld* gegenüber *Josef K.* die existenzielle Abhängigkeit des *Angeklagten* vom *Advokaten*, damit umgekehrt die Macht des *Advokaten* über den *Angeklagten*, seine Macht über *Josef K.*

In der Sicht des ungewöhnlichen *Gerichts* kann es aber auch sein – so die weitergehende Annahme –, dass ein *Advokat* seine Arbeit zu wenig gut macht, das heisst zu wenig gut dazu schaut, dass der *Angeklagte* in Richtung *Geständnis* sich bewegt. Dann *entzieht* das *Gericht* dem *Advokaten* den betreffenden Fall, was – wie *Huld* es sagt – *wohl das Ärgste sei, das einem Advokaten geschehen könne*. *Huld* selber freilich arbeitet – so die nachstehend noch weiter erläuterte Annahme – derart im Sinne des unge-

---

[335] Vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 105.
[336] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 105f.
[337] Zum Wortgebrauch vgl. oben, Zitat Z.53.

wöhnlichen *Gerichts* und mit diesem zusammen, dass ihm so etwas nicht passieren kann.

Wenn der *Angeklagte* das *Geständnis*, wie vom ungewöhnlichen *Gericht* angestrebt, ganz von sich aus macht, dann bedeutet das nichts weniger – so die Annahme –, als dass er sein bisheriges Bemühen um *Unschuld*, dem er seine menschliche Würde verdankt, als *Schuld* auslegt. Mit einem solchen *Geständnis* dann stellt der *Angeklagte* sich selbst und seine Würde umfassend in Frage, nimmt sich in gewisser Weise selber das Leben. Er mag physisch noch weiterleben, ist aber bereits praktisch tot noch im Leben. Er kann nicht mehr arbeiten, nicht mehr lebendige Beziehungen pflegen, nicht mehr lebendig leben. Dass er rasch dann auch physisch sterben wird, durch Erschöpfung, durch Krankheit, durch eigene Hand, ist wahrscheinlich. In all diesen Fällen, die – so die Annahme – den in den *Prozessen* üblichen Verläufen entsprechen, bedarf das ungewöhnliche *Gericht* einer expliziten *Verurteilung*[338] gar nicht, da die *Angeklagten* mit ihrem aus innerer Überzeugung *gemachten Geständnis*, und zwar infolge des vom *Gericht*, den *Advokaten,* den anderen Menschen ausgeübten sozialen Drucks, das *Urteil* über sich selber sprechen.

Der *Gefängniskaplan* wird *Josef K.* später erklären, dass *das Urteil nicht mit einemmal*, sondern *das Verfahren allmählich ins Urteil übergehe*[339]. Ein *gemachtes Geständnis* hat am ungewöhnlichen *Gericht* – so die Annahme – nicht, wie in einem gewöhnlichen Gerichtsverfahren, das *Urteil* zur Folge, sondern wird umso mehr zu ihm, je mehr die *Angeklagten* von sich aus an es glauben.

Advokat Huld erläutert *Josef K.* die angeblich unfassbare Grösse des *Gerichts* und wie chancenlos es sei, sich dagegen aufzulehnen.

> **(Z.87)**
>
> Denn den Advokaten – und selbst der Kleinste kann doch die Verhältnisse wenigstens zum Teil übersehen – liegt es vollständig ferne, bei Gericht irgendwelche Verbesserungen einführen und durchsetzen zu wollen, während – und dies ist sehr bezeichnend – fast jeder Angeklagte, selbst ganz einfältige Leute, gleich beim allerersten Eintritt in den Prozess an Verbesserungsvorschläge zu denken anfangen und damit oft Zeit und Kraft verschwenden, die anders viel besser verwendet werden könnten. Das einzig Richtige sei es, sich mit den vorhandenen Verhältnissen abzufinden. Selbst wenn es möglich wäre, Einzelheiten zu verbessern – es ist aber ein unsinniger Aberglaube –, hätte man bestenfalls für künftige Fälle etwas erreicht, sich selbst aber unermesslich damit geschadet, dass man die besondere Aufmerksamkeit der immer rachsüchtigen Beamtenschaft erregt hat. Nur keine Aufmerksamkeit erregen! Sich ruhig verhalten, selbst wenn es einem noch so gegen den Sinn geht! Einzusehen versuchen, dass dieser grosse Gerichtsorganismus gewissermassen ewig in der Schwebe bleibt und dass man zwar, wenn man auf seinem Platz selbständig etwas ändert, den Boden unter den Füssen sich wegnimmt und selbst abstürzen kann, während der grosse Organismus sich selbst für die kleine Störung leicht an einer anderen Stelle – alles ist doch in Verbindung – Ersatz schafft und unverändert bleibt, wenn er nicht etwa, was sogar wahrscheinlich ist, noch geschlossener, noch aufmerksamer, noch strenger, noch böser wird. Man überlasse doch die Arbeit dem Advokaten, statt sie zu stören. Vorwürfe nützen ja nicht viel, besonders wenn man ihre Ursachen in ihrer ganzen Bedeutung nicht begreiflich machen kann, aber gesagt müsse es doch werden, wieviel K. seiner Sache durch das Verhalten gegenüber dem Kanzleidirektor gescha-

[338] Zum Wortgebrauch vgl. oben, Zitat Z.53.
[339] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 180.

> det habe. Dieser einflussreiche Mann sei aus der Liste jener, bei denen man für K. etwas unternehmen könne, schon fast zu streichen. Selbst flüchtige Erwähnungen des Prozesses überhöre er mit deutlicher Absicht. In manchem seien ja die Beamten wie Kinder. Oft können sie durch Harmlosigkeiten, unter die allerdings K.s Verhalten leider nicht gehöre, derartig verletzt werden, dass sie selbst mit guten Freunden zu reden aufhören, sich von ihnen abwenden, wenn sie ihnen begegnen, und ihnen in allem möglichen entgegenarbeiten. Dann aber einmal, überraschenderweise ohne besonderen Grund, lassen sie sich durch einen kleinen Scherz, den man nur deshalb wagt, weil alles aussichtslos scheint, zum Lachen bringen und sind versöhnt. Es sei eben gleichzeitig schwer und leicht, sich mit ihnen zu verhalten, Grundsätze dafür gibt es kaum. Manchmal sei es zum Verwundern, dass ein einziges Durchschnittsleben dafür hinreiche, um so viel zu erfassen, dass man hier mit einigem Erfolg arbeiten könne. Es kommen allerdings trübe Stunden, wie sie ja jeder hat, wo man glaubt, nicht das geringste erzielt zu haben, wo es einem scheint, als hätten nur die von Anfang an für einen guten Ausgang bestimmten Prozesse ein gutes Ende genommen, wie es auch ohne Mithilfe geschehen wäre, während alle anderen verlorengegangen sind, trotz allem nebenherlaufen, aller Mühe, allen kleinen, scheinbaren Erfolgen, über die man solche Freude hatte. Dann scheint einem allerdings nichts mehr sicher, und man würde auf bestimmte Fragen hin nicht einmal zu leugnen wagen, dass man ihrem Wesen nach gut verlaufende Prozesse gerade durch die Mithilfe auf Abwege gebracht hat. Auch das ist ja eine Art Selbstvertrauen, aber es ist das einzige, das dann übrigbleibt.[340]

Advokat Huld weist darauf hin, dass *die Angeklagten gleich beim allerersten Eintritt in den Prozess an Verbesserungsvorschläge zu denken anfangen und damit oft Zeit und Kraft verschwenden, die anders viel besser verwendet werden könnten*. Mit dieser Feststellung zielt *Huld* unmittelbar auf *Josef K.*, der in seiner *Rede* vor dem *Gericht* ja auch sofort an *Verbesserungsvorschläge* gedacht, mehr noch, die *Verteidigung der Unschuld*[341] überhaupt gefordert hatte.[342] Auch die *Frau des Gerichtsdieners* fragte *Josef K.* auf dessen *Rede* hin*, ob er hier wohl einiges verbessern wolle*[343]*. Huld* will *Josef K.* davon überzeugen – so die Annahme –, dass das *Gericht* eine Macht darstelle, die von niemandem und erst recht von den *Angeklagten* nicht beeinflusst werden könne. *Josef K.* solle seinen Widerstand, so *Hulds* implizite Aufforderung, aufgeben.

Das *Gericht* bilde, so *Huld*, einen *grossen Organismus*, der *gewissermassen ewig in der Schwebe bleibe* und überhaupt nicht verändert werden könne. *Wenn man auf seinem Platz selbständig etwas ändere*, *nehme man sich den Boden unter den Füssen weg und könne selbst abstürzen*. *Huld* suggeriert, dass es gar keinen anderen *Boden* als den des *Gerichts* gebe, und also sei dieser *Boden* zu akzeptieren und sei er auch von *Josef K.* zu akzeptieren. Mehr noch sei es sogar so, dass *der grosse Organismus sich selbst für die kleine Störung leicht an einer anderen Stelle – alles ist doch in Verbindung – Ersatz schaffe und unverändert bleibe, wenn er nicht etwa, was sogar wahrscheinlich ist, noch geschlossener, noch aufmerksamer, noch strenger, noch böser werde*. Damit wirft der *Advokat Josef K.* indirekt sogar vor, den vorgeblich *grossen Organismus* durch seinen Widerstand, durch seine Bekämpfung des *Bösen*, *noch böser* zu machen. Hierbei gibt *Huld* unter der Hand selber zu, dass es sich bei dem von ihm so bezeichneten *grossen Organismus* um etwas *Böses* handelt, will damit primär aber – so die Annahme

---

[340] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 104f.
[341] Zum Wortgebrauch vgl. oben, Zitat Z.44.
[342] Vgl. oben, Abschnitt IX.
[343] Vgl. oben, Zitat Z.46.

– *Josef K.* drohen. Selber ist er mit diesem *Bösen* längst schon – so die Annahme – identifiziert, richtiggehend verschmolzen. Zwar gibt er immerhin zu, *dass man mit Verbesserungsvorschlägen bestenfalls für künftige Fälle etwas erreicht hätte.* Man *schade* so *sich selbst* damit *aber unermesslich*. Deshalb rät *Advokat Huld Josef K.*, *nur keine Aufmerksamkeit zu erregen, sich ruhig verhalten, selbst wenn es einem noch so gegen den Sinn gehe*. *Das einzig Richtige sei* so *Huld*, *sich mit den vorhandenen Verhältnissen abzufinden*.

Mit seiner Rede vom *Gericht* als einem *grossen Organismus*, der *gewissermassen ewig in der Schwebe bleibe* und gegen das man nichts könne, reproduziert *Huld* – so die Annahme – die von den *verleumderischen*[344] Kreisen der *höheren Klassen*[345] vertretene Ideologie, wonach die vom ungewöhnlichen *Gericht* betriebene Verfolgung der *Unschuld* ein gewissermassen über den Menschen Stehendes oder eben *Schwebendes* darstelle, zu dem noch sie selber, die *Eingeweihten*, die in Wirklichkeit das *Gericht* ja genau leiten und also möglich machen, nichts könnten. Das *Gericht* besitze eine *unendliche Steigerung, die selbst für den Eingeweihten* – mithin sogar für die *hohen Behörden*[346] – *nicht absehbar sei*.[347] Die Verantwortung für das *Gericht* will – so die Annahme – in höhere, für Menschen unerreichbare Sphären transponiert sein, um darüber die es in Wirklichkeit Ermöglichenden, zu denen auch *Huld* selber zählt, von jeder Verantwortung freizusprechen. Die vom *Gericht* betriebene skrupellose Durchsetzung der handfesten Partikularinteressen der *verleumderischen* Kreise der *höheren Klassen* soll – so die Annahme – wie ein von Menschen nicht zu erreichendes Eigengesetzliches, Übersinnliches erscheinen.

Advokat Huld erkennt, dass er dadurch, dass er die Willkür des *Gerichts* und der *Beamten* ganz und gar mitträgt, selber keine Sicherheit mehr besitzt, *einem*, wie er sich ausdrückt, *allerdings nichts mehr sicher scheint*. *Grundsätze dafür, wie er sich mit den Beamten zu verhalten habe, gäbe es kaum.* Doch dieses Wissen darum, so redet *Huld* sich ein, auf nichts vertrauen zu können, *sei ja auch eine Art Selbstvertrauen, aber es sei das einzige, das dann übrigbleibe. Huld* hat sich – so die Annahme – ganz und gar zum Instrument des ungewöhnlichen *Gerichts* machen lassen, musste dafür jeglicher Vernunft und allem human Vertrauenden abschwören.

XVIII. „Es soll alles auf den Angeklagten selbst gestellt sein“

Die *Prozesse* am ungewöhnlichen *Gericht* zielen darauf ab – so die bereits erörterte Annahme –, die *Angeklagten* dazu zu bringen, das *Geständnis* von sich aus und aus innerer Überzeugung zu machen. Dabei besteht in der Sicht des ungewöhnlichen *Gerichts* die Gefahr, dass die *Angeklagten* das *Geständnis* zwar machen, dabei aber die innere Überzeugung nur vortäuschen. Hier dann wäre die angestrebte *Selbstverurteilung* des *Angeklagten* behindert und der betreffende *Angeklagte* könnte sich so länger im *Prozess* halten. Mit Blick auf diesen Ausweg sagt *Leni* beim ersten Treffen auch so-

[344] Zum Wortgebrauch, vgl. oben, Zitat Z.1.
[345] Zum Wortgebrauch, vgl. oben, Zitat Z.52.
[346] Zum Wortgebrauch vgl. oben, Zitat Z.3.
[347] Vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 103 (auch unten, Zitat Z.93).

fort zu *Josef K.*, dass er *bei nächster Gelegenheit das Geständnis machen solle*[348]. Sie hat dabei – so die Annahme – ein nur äusserlich gemachtes, nicht ein auch innerlich vollzogenes *Geständnis* im Sinn.

Am ungewöhnlichen *Gericht* weiss man – so die Annahme – um die Möglichkeit des bloss äusserlich gemachten *Geständnisses* und versucht es mit allen Mitteln zu verhindern. Die am *Gericht* auftretenden *Angeklagten* sollen nicht nur von sich aus zu ihm hinlaufen, sondern daselbst, wie *Huld* gleich erläutern wird,[349] auch ganz allein und also ganz auf sich selbst gestellt auftreten. Es darf sie niemand begleiten und auch *Advokaten* dürfen nicht dabei sein.

Advokat Huld erklärte *Josef K.*, dass *die Anklageschrift dem Angeklagten und seiner Verteidigung unzugänglich sei*.[350] Er fährt fort.

> **(Z.88)**
> Unter diesen Verhältnissen ist natürlich die Verteidigung in einer sehr ungünstigen und schwierigen Lage. Aber auch das ist beabsichtigt. Die Verteidigung ist nämlich durch das Gesetz nicht eigentlich gestattet, sondern nur geduldet, und selbst darüber, ob aus der betreffenden Gesetzesstelle wenigstens Duldung herausgelesen werden soll, besteht Streit. Es gibt daher strenggenommen gar keine vom Gericht anerkannten Advokaten, alle, die vor diesem Gericht als Advokaten auftreten, sind im Grunde Winkeladvokaten. Das wirkt natürlich auf den ganzen Stand sehr entwürdigend ein, und wenn K. nächstens einmal in die Gerichtskanzleien gehen werde, könne er sich ja, um auch das einmal gesehen zu haben, das Advokatenzimmer ansehen. Er werde vor der Gesellschaft, die dort beisammen sei, vermutlich erschrecken. Schon die ihnen zugewiesene enge, niedrige Kammer zeige die Verachtung, die das Gericht für diese Leute hat. Licht bekommt die Kammer nur durch eine kleine Luke, die so hochgelegen ist, dass man, wenn man hinausschauen will, wo einem übrigens der Rauch eines knapp davor gelegenen Kamins in die Nase fährt und das Gesicht schwärzt, erst einen Kollegen suchen muss, der einen auf den Rücken nimmt. Im Fussboden dieser Kammer – um nur noch ein Beispiel für diese Zustände anzuführen – ist nun schon seit mehr als einem Jahr ein Loch, nicht so gross, dass ein Mensch durchfallen könnte, aber gross genug, dass man mit einem Bein ganz einsinkt. Das Advokatenzimmer liegt auf dem zweiten Dachboden; sinkt also einer ein, so hängt das Bein in den ersten Dachboden hinunter, und zwar gerade in den Gang, wo die Parteien warten. Es ist nicht zuviel gesagt, wenn man in Advokatenkreisen solche Verhältnisse schändlich nennt. Beschwerden an die Verwaltung haben nicht den geringsten Erfolg, wohl aber ist es den Advokaten auf das strengste verboten, irgend etwas in dem Zimmer auf eigene Kosten ändern zu lassen. Aber auch diese Behandlung der Advokaten hat ihre Begründung. Man will die Verteidigung möglichst ausschalten, alles soll auf den Angeklagten selbst gestellt sein. Kein schlechter Standpunkt im Grunde, nichts wäre aber verfehlter, als daraus zu folgern, dass bei diesem Gericht die Advokaten für den Angeklagten unnötig sind. Im Gegenteil, bei keinem anderen Gericht sind sie so notwendig wie bei diesem. Das Verfahren ist nämlich im allgemeinen nicht nur vor der Öffentlichkeit geheim, sondern auch vor dem Angeklagten. Natürlich nur soweit dies möglich ist, es ist aber in sehr weitem Ausmass möglich. Auch der Angeklagte hat nämlich keinen Einblick in die Gerichtsschriften, und aus den Verhören auf die ihnen zugrunde liegenden Schriften zu schliessen, ist sehr schwierig, insbesondere aber für den Angeklagten, der doch befangen ist und alle möglichen Sorgen hat, die ihn zerstreuen. Hier greift nun die Verteidigung ein. Bei den Verhören dürfen im allgemeinen Verteidiger nicht anwesend sein, sie müssen daher nach den Verhören, und zwar möglichst noch an der Tür des Untersuchungszimmers, den Angeklagten über das Verhör ausforschen und diesen oft schon sehr verwischten Berichten das für die Ver-

[348] Vgl. oben, Zitat Z.81.
[349] Vgl. unten, Zitat Z.88.
[350] Vgl. oben, Zitat Z.85.

> teidigung Taugliche entnehmen. Aber das Wichtigste ist dies nicht, denn viel kann man auf diese Weise nicht erfahren, wenn natürlich auch hier wie überall ein tüchtiger Mann mehr erfährt als andere. Das Wichtigste bleiben trotzdem die persönlichen Beziehungen des Advokaten, in ihnen liegt der Hauptwert der Verteidigung.[351]

Unter *Verteidigung* versteht *Huld* – wie bereits angenommen – nicht die *Verteidigung der Unschuld*[352] des *Angeklagten*, sondern dessen Präsentation als *geständig*. Indem die *Advokaten* – so die Annahme – noch dabei die *Angeklagten* dazu verleiten könnten, ein nur äusserliches *Geständnis* zu machen, *ist die Verteidigung nämlich durch das Gesetz nicht eigentlich gestattet, sondern nur geduldet*.

Im unmittelbaren Verfahren vor *Gericht* selber dann, das heisst in den *Verhören*, *darf die Verteidigung im Allgemeinen nicht anwesend sein*. Mit *Verteidigung* ist dabei wohlverstanden – so die Annahme – sowieso immer, von *Huld* so aber nie gesagt, eine die *Angeklagten* zum *Geständnis* führende gemeint, nicht eine wirklich *verteidigende*. *Die Verteidiger dürfen* deshalb *bei den Verhören nicht anwesend sein*, weil sie die *Angeklagten* dabei – so die Annahme – zu einem bloss äusserlichen *Geständnis* verleiten könnten. Wenn *Advokat Huld* dazu setzt, dass dieses *im Grunde kein schlechter Standpunkt* sei, dann bekundet er damit – so die weitergehende Annahme – seine Übereinstimmung mit dem ideologischen Motiv der *hohen Behörden*[353], wonach das *Geständnis* der *Angeklagten* aus innerer Überzeugung zu kommen habe, dieses von selber zum *Urteil* führe.

Weil die *Angeklagten* vor dem ungewöhnlichen *Gericht* auf niemand anderen sich verlassen können sollen, und eben nicht mal auf ihre *Advokaten*, wird den letzteren – so die Annahme –, insofern sie am *Gericht* aktiv werden wollen, keine sichere Basis zugestanden. Es herrschen *im Advokatenzimmer*, wie *Huld* sich ausdrückt*, Verhältnisse, die man in Advokatenkreisen schändlich nennt*. Die dort sich aufhaltenden *Advokaten sinken mit einem Bein in einem Loch im Fussboden* immer wieder *ganz ein*. Die unter der *Kammer* im *Gang der Gerichtskanzleien* wartenden *Angeklagten* sollen – so die hier angenommene Intention des *Gerichts* – an den über ihren Köpfen hilflos aus der Decke baumelnden *Beinen* der *Advokaten* ablesen können, dass sie von ihren *Advokaten* nicht einmal hinsichtlich des zu *machenden Geständnisses* Hilfe erwarten dürfen, sondern *alles auf sie selbst gestellt* ist.

Bei einem *Winkeladvokaten* handelt es sich um einen *Advokaten*, der unbefugt, das heisst *im Winkel* oder eben auch *im dunklen Winkel* arbeitet. Tatsächlich aber – so die weiterführende Annahme – halten sich am ungewöhnlichen *Gericht* nicht nur die *Winkeladvokaten*, sondern genauso die auf den *Dachböden* hausende *unterste Beamtenschaft*[354] *im dunklen Winkel* auf. Auch der den *Advokaten* besuchende *Kanzleidirektor* hielt sich *in einer dunklen Zimmerecke*[355] auf, dieses in einem Raum, in welchem bis zum Eintreffen des *Onkels* und *Josef K.s* sowieso fast vollständige *Dunkelheit* herrschte.[356] Bezogen auf ihr verdecktes Agieren und also im übertragenen Sinn lässt sich der

---

[351] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 99ff.
[352] Zum Wortgebrauch vgl. oben, Zitat Z.44.
[353] Zum Wortgebrauch vgl. oben, Zitat Z.3.
[354] Zum Wortgebrauch vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 78.
[355] Zum Wortgebrauch vgl. oben, Zitat Z.77.
[356] Vgl. oben, Abschnitt XV.

dunkle Winkel auch für die *hohen Behörden* behaupten. Das ganze ungewöhnliche *Gericht* setzt sich – so die Annahme – aus *im dunklen Winkel* Operierenden und also Unbefugten zusammen. Es versucht mit der besonderen Bezeichnung der *Advokaten* als *Winkeladvokaten* lediglich zu suggerieren – so die Annahme –, dass es selber, das in Wahrheit ja ohne *Anklage* und ohne *Öffentlichkeit* und ohne *Verteidigung* der *Unschuld*[357] verfährt, im Gegensatz zu jenen befugt sei. Die Bezeichnung ist – so die Annahme – nichts als nur Verschleierungstaktik. Bereits die Verwendung von Begriffen wie *Gericht* oder *Advokat* oder *Prozess* durch das ungewöhnliche *Gericht* ist – so die allgemeine Annahme – irreführend, weil eben bereits der Täuschung dienend.

Einzelne *Advokaten*, die von *Huld* als *Winkeladvokaten* oder im Folgenden auch als *kleine Advokaten* bezeichnet werden, versuchen – so die Annahme – tatsächlich, die *Angeklagten* mit dem Mittel des äusserlichen *Geständnisses* im *Prozess* zu halten. Dieses dann ist – so die Annahme – die einzige *Verteidigung*, auf die die *Angeklagten* überhaupt hoffen dürfen und auf die der ebenfalls *angeklagte Kaufmann Block* – wie noch zu zeigen sein wird – voll setzt[358]. Gemäss *Huld* versuchen die betreffenden *Advokaten* dann auch, bestehende *Lücken* im ungewöhnlichen *Gericht* auszunützen.

> **(Z.89)**
>
> Nun habe ja wohl K. schon seinen eigenen Erlebnissen entnommen, dass die allerunterste Organisation des Gerichtes nicht ganz vollkommen ist, pflichtvergessene und bestechliche Angestellte aufweist, wodurch gewissermassen die strenge Abschliessung des Gerichtes Lücken bekommt. Hier nun drängt sich die Mehrzahl der Advokaten ein, hier wird bestochen und ausgehorcht, ja es kamen, wenigstens in früherer Zeit, sogar Fälle von Aktendiebstählen vor. Es ist nicht zu leugnen, dass auf diese Weise für den Augenblick einige sogar überraschend günstige Resultate für den Angeklagten sich erzielen lassen, damit stolzieren auch diese kleinen Advokaten herum und locken neue Kundschaft an, aber für den weiteren Fortgang des Prozesses bedeutet es entweder nichts oder nichts Gutes.[359]

Die *strenge Abschliessung des Gerichts* von den *Advokaten* dient dem Zweck, *alles auf die Angeklagten selbst zu stellen*,[360] auf dass diese aus innerer Überzeugung das *Geständnis* machen. Gelingt es den *kleinen Advokaten* dementgegen – so die Annahme –, mittels *Bestechung* oder *Aushorchung* von *Beamten* oder gar mittels *Aktendiebstählen* doch Einfluss auf das unmittelbare *Verfahren* zu nehmen und es gegenüber dem *Gericht* so erscheinen zu lassen, als hätten die *Angeklagten* ein überzeugtes *Geständnis* gemacht, *erzielen sie auf diese Weise für den Augenblick einige sogar überraschend günstige Resultate für den Angeklagten*. Das *Verfahren* kann so gleichsam künstlich verlängert werden, doch auch, wenn das *Gericht* – so die weiterführende Annahme – dahinter kommt, umso schneller in einem, dann von aussen gesprochenen *Urteil* resultieren. Letzteres meint *Huld*, wenn er feststellt, dass ein dementsprechendes Vorgehen der *kleinen Advokaten für den weiteren Fortgang des Prozesses entweder nichts oder nichts Gutes bedeutet*. Unter einem guten *Fortgang des Prozesses* nämlich – so die Annahme – versteht *Huld* ganz im Sinne des *Gerichts* nichts weniger als den ungestör-

---

[357] Zum Wortgebrauch vgl. oben, Zitat Z.44.
[358] Vgl. zu Block unten, Abschnitte XXVII und XXVIII.
[359] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 101.
[360] Vgl. oben, Zitat Z.88.

ten *Fortgang* hin zur Selbstverurteilung des betreffenden *Angeklagten*. Diesem nun aber stehen die *kleinen Advokaten* im Weg.

Einzelne besonders *fleissige Beamte* am *Gericht*, so *Huld*, bemühen sich durchaus um die *strenge Abschliessung des Gerichtes* und gehen gegen die *kleinen Advokaten* manchmal sogar handgreiflich vor. *Huld* erzählt ein Beispiel.

> **(Z.90)**
> Man erzählt zum Beispiel folgende Geschichte, die sehr den Anschein der Wahrheit hat. Ein alter Beamter, ein guter, stiller Herr, hatte eine schwierige Gerichtssache, welche besonders durch die Eingaben der Advokaten verwickelt worden war, einen Tag und eine Nacht ununterbrochen studiert – diese Beamten sind tatsächlich fleissig, wie niemand sonst. – Gegen Morgen nun, nach vierundzwanzigstündiger, wahrscheinlich nicht sehr ergiebiger Arbeit, ging er zur Eingangstür, stellte sich dort in Hinterhalt und warf jeden Advokaten, der eintreten wollte, die Treppe hinunter. Die Advokaten sammelten sich unten auf dem Treppenabsatz und berieten, was sie tun sollten; einerseits haben sie keinen eigentlichen Anspruch darauf, eingelassen zu werden, können daher rechtlich gegen den Beamten kaum etwas unternehmen und müssen sich, wie schon erwähnt, auch hüten, die Beamtenschaft gegen sich aufzubringen. Andererseits aber ist jeder nicht bei Gericht verbrachte Tag für sie verloren, und es lag ihnen also viel daran einzudringen. Schliesslich einigten sie sich darauf, dass sie den alten Herrn ermüden wollen. Immer wieder wurde ein Advokat ausgeschickt, der die Treppe hinauflief und sich dann unter möglichstem, allerdings passivem Widerstand hinunterwerfen liess, wo er dann von den Kollegen aufgefangen wurde. Das dauerte etwa eine Stunde, dann wurde der alte Herr, er war ja auch von der Nachtarbeit schon erschöpft, wirklich müde und ging in seine Kanzlei zurück. Die unten wollten es erst gar nicht glauben und schickten zuerst einen aus, der hinter der Tür nachsehen sollte, ob dort wirklich leer war. Dann erst zogen sie ein und wagten wahrscheinlich nicht einmal zu murren.[361]

Advokat Huld selber setzt sich – so die Annahme – von den Methoden der *kleinen Advokaten* ganz ab, erklärt, worauf es seines Erachtens in den *Verfahren* für den guten *Advokaten* wirklich ankommt.

> **(Z.91)**
> Wirklichen Wert aber haben nur ehrliche persönliche Beziehungen, und zwar mit höheren Beamten, womit natürlich nur höhere Beamten der unteren Grade gemeint sind. Nur dadurch kann der Fortgang des Prozesses, wenn auch zunächst nur unmerklich, später aber immer deutlicher beeinflusst werden. Das können natürlich nur wenige Advokaten, und hier sei die Wahl K.s sehr günstig gewesen. Nur noch vielleicht ein oder zwei Advokaten könnten sich mit ähnlichen Beziehungen ausweisen wie Dr. Huld. Diese kümmern sich allerdings um die Gesellschaft im Advokatenzimmer nicht und haben auch nichts mit ihr zu tun. Umso enger sei aber die Verbindung mit den Gerichtsbeamten. Es sei nicht einmal immer nötig, dass Dr. Huld zu Gericht gehe, in den Vorzimmern der Untersuchungsrichter auf ihr zufälliges Erscheinen warte und je nach ihrer Laune einen meist nur scheinbaren Erfolg erziele oder auch nicht einmal diesen. Nein, K. habe ja selbst gesehen, die Beamten, und darunter recht hohe, kommen selbst, geben bereitwillig Auskunft, offene oder wenigstens leicht deutbare, besprechen den nächsten Fortgang der Prozesse, ja sie lassen sich sogar in einzelnen Fällen überzeugen und nehmen die fremde Ansicht gern an. Allerdings dürfe man ihnen gerade in dieser letzten Hinsicht nicht allzu sehr vertrauen, so bestimmt sie ihre neue, für die Verteidigung günstige Absicht auch aussprechen, gehen sie doch vielleicht geradewegs in ihre Kanzlei und geben für den nächsten Tag einen Gerichtsbeschluss, der gerade das Entgegengesetzte enthält und vielleicht für den Angeklagten noch viel strenger ist als ihre erste Absicht, von der sie gänzlich abgekommen zu sein

[361] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 103f.

> behaupteten. Dagegen könne man sich natürlich nicht wehren, denn das, was sie zwischen vier Augen gesagt haben, ist eben auch nur zwischen vier Augen gesagt und lasse keine öffentliche Folgerung zu, selbst wenn die Verteidigung nicht auch sonst bestrebt sein müsste, sich die Gunst der Herren zu erhalten.[362]

Wenn dasjenige, was die *Beamten Advokat Huld unter vier Augen sagen*, im nächsten Moment schon wieder nicht mehr gilt, ist dieses – so die Annahme – für *Huld* nicht nur kein Problem, sondern wird von ihm so erwartet. *Huld* stimmt mit der von den *Beamten* angewendeten Taktik, die *Angeklagten* permanent zu verunsichern, ganz und gar überein. Deshalb bildet – so die Annahme – seine Beteuerung, dass *wirklichen Wert die ehrlichen persönlichen Beziehungen mit höheren Beamten – womit natürlich nur höhere Beamten der unteren Grade gemeint sind – haben*, keinen Widerspruch zu seiner anderen Feststellung, dass *man den Beamten nicht allzu sehr vertrauen darf*. Zweiteres gehört – so die Annahme – zur Essenz der *Verfahren* am ungewöhnlichen *Gericht*, und wenn man diese Essenz, so wie *Huld* es macht, ganz und gar akzeptiert, werden die *Beziehungen mit höheren Beamten* erst auch, wofür *Huld* sich rühmt, zu *ehrlichen persönlichen Beziehungen*. *Advokat Huld* ist – so die Annahme – in den Schuldzusammenhang des ungewöhnlichen *Gerichts* ganz und gar verstrickt, und zwar radikaler noch als die *kleinen Advokaten*, die es freilich auch sind.

Advokat Huld unternimmt in Zusammenarbeit mit dem *Gericht* – so die Annahme – alles, um *im Fortgang des Prozesses günstige Resultate* zu erzielen, das heisst wirklich dafür zu sorgen, dass die *Angeklagten* ganz von sich aus und aus innerer Überzeugung das *Geständnis* machen. Voraussetzung dafür ist, dass diese gar niemandem mehr vertrauen können, auch ihren eigenen *Advokaten* nicht. Dass auch *Josef K.* nicht mal auf den eigenen *Advokaten* sich verlassen können soll, ist – so die Annahme – die heimliche Lehre der vom *Advokaten* vor *Josef K.* gehaltenen *Reden*. Der *Advokat* stellt *Josef K.* Momente des *Verfahrens* zuerst immer als sicher oder als zumindest fast sicher dar, um diese Darstellung sogleich mit dem Hinweis zu konterkarieren, dass man darauf nicht zu sehr oder auch gar nicht vertrauen dürfe. Der *Advokat* weist *Josef K.* auf vermeintliche Haltepunkte hin, um ihm diese sogleich wegreissen und ihn so verunsichern zu können. Auf diese Weise will er – so die Annahme – *Josef K.* dazu bringen, sich und seinem prüfenden *Verstand*[363] nicht mehr zu trauen, immer mehr sich zurückzunehmen, selber sich zu bezichtigen, schliesslich sein Leben als eine einzige grosse *Schuld einzugestehen*.

[362] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 101f.
[363] Zum Wortgebrauch vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 118.

XIX. Ganz einfache und besonders schwierige Fälle: die Nöte der Beamten

Advokat Hulds ehrliche persönliche Beziehungen mit höheren Beamten[364] zeigen sich nicht nur daran, dass er die ganze Willkür der *Prozesse* gutheisst, sondern auch daran, dass die *Beamten* in bestimmten *Fällen* zu ihm kommen.

> **(Z.92)**
>
> Andererseits sei es allerdings auch richtig, dass die Herren nicht etwa nur aus Menschenliebe oder aus freundschaftlichen Gefühlen sich mit der Verteidigung, natürlich nur mit einer sachverständigen Verteidigung, in Verbindung setzen, sie sind vielmehr in gewisser Hinsicht auch auf sie angewiesen. Hier mache sich eben der Nachteil einer Gerichtsorganisation geltend, die selbst in ihren Anfängen das geheime Gericht festsetzt. Den Beamten fehlt der Zusammenhang mit der Bevölkerung, für die gewöhnlichen, mittleren Prozesse sind sie gut ausgerüstet, ein solcher Prozess rollt fast von selbst auf seiner Bahn ab und braucht nur hier und da einen Anstoss, gegenüber den ganz einfachen Fällen aber, wie auch gegenüber den besonders schwierigen sind sie oft ratlos, sie haben, weil sie fortwährend, Tag und Nacht, in ihr Gesetz eingezwängt sind, nicht den richtigen Sinn für menschliche Beziehungen, und das entbehren sie in solchen Fällen schwer. Dann kommen sie zum Advokaten um Rat, und hinter ihnen trägt ein Diener die Akten, die sonst so geheim sind. An diesem Fenster hätte man manche Herren, von denen man es am wenigsten erwarten würde, antreffen können, wie sie geradezu trostlos auf die Gasse hinaussahen, während der Advokat an seinem Tisch die Akten studierte, um ihnen einen guten Rat geben zu können. Übrigens könne man gerade bei solchen Gelegenheiten sehen, wie ungemein ernst die Herren ihren Beruf nehmen und wie sie über Hindernisse, die sie ihrer Natur nach nicht bewältigen können, in grosse Verzweiflung geraten.[365]

Der *Advokat* erklärt, dass die *Beamten gegenüber den ganz einfachen Fällen, wie auch gegenüber den besonders schwierigen oft ratlos sind.*

Zu den *ganz einfachen Fällen* gehört der *Fall* des ebenfalls *angeklagten Kaufmann Block*[366]. Damit sind diejenigen *Fälle* gemeint – so die Annahme –, wo die *Angeklagten* dem ungewöhnlichen *Gericht* sich sofort ergeben, alle *Verhöre* widerstandslos über sich ergehen lassen und immer so sich verhalten, wie das *Gericht* es erwartet. Die betreffenden *Angeklagten* vollziehen dieses alles jedoch lediglich äusserlich, ohne sich selber innerlich davon berühren zu lassen, ohne sich mit ihrer Unterwerfung und ihrem *Geständnis*[367] zu identifizieren. Sie erhoffen sich auf diese Weise einerseits das Risiko, *gewiss und bald verurteilt zu werden*[368], zu minimieren, andererseits die Gefahr abzuwenden, infolge Identifizierung mit der eingestandenen *Schuld* selber sich zu verurteilen. Das ungewöhnliche *Gericht* seinerseits erkennt – so die Annahme –, dass diese *ganz einfachen Fälle* dem *prozessualen* Ziel nicht näher kommen, weshalb die *Beamten* auch ihnen *gegenüber oft ratlos sind* und der Hilfe von Leuten wie *Advokat Huld* bedürfen.

Zu den *besonders schwierigen Fällen* gehört der *Fall* von *Josef K.* Damit sind diejenigen Fälle gemeint – so die Annahme –, wo die *Angeklagten* auf ihrer *Unschuld* insistieren,

---

[364] Vgl. oben, Zitat Z.91.
[365] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 102f.
[366] Vgl. zu Block unten, Abschnitte XXVII und XXVIII.
[367] Zum Wortgebrauch vgl. Zitat Z.81.
[368] Vgl. oben, Zitat Z.53.

dem ungewöhnlichen *Gericht* opponieren, sich ihm verweigern. Die betreffenden *Angeklagten* sind nicht dazu zu bringen, das *Geständnis zu machen*[369]. Es kommt für sie nicht in Frage, das *Urteil* so, wie das *Gericht* es von ihnen erwartet, über sich selbst zu sprechen. Das einzige Druckmittel, das das *Gericht* in den *besonders schwierigen Fällen* besitzt, besteht – so die Annahme – in der Drohung, den betreffenden *Angeklagten gewiss und bald zu verurteilen.* Das *Gericht* möchte ein solches *Urteil* aber möglichst vermeiden, weshalb es alle möglichen Tricks gegen diese *Angeklagten* zur Anwendung bringt sowie, wie zugleich bei den *ganz einfachen Fällen*, Hilfe bei Leuten wie *Advokat Huld* sucht.

Im Gegensatz zu *den ganz einfachen Fällen* und *den besonders schwierigen Fällen* sind die *Beamten* am ungewöhnlichen *Gericht* – so die Annahme – für *die gewöhnlichen,* das heisst am häufigsten vorkommenden *mittleren Prozesse gut ausgerüstet*. Hier gelingt es den *Beamten*, die *Angeklagten* hinsichtlich der Frage ihrer *Unschuld* grundlegend zu verunsichern, sie in wirkliche Gewissensnot zu bringen, bis zum Punkt schliesslich, wo sie ihr Bemühen um *Unschuld* selber als *Schuld* auslegen und in der Folge sich selbst den *Prozess* machen. *Die Prozesse rollen* in diesen *Fällen fast von selbst auf ihrer Bahn ab und brauchen nur hier und da einen Anstoss*.

Bei den *ganz einfachen* und den *besonders schwierigen Fällen* dagegen bedarf es – so die Annahme – besonderer Strategien gegen die *Angeklagten*, das heisst, wie *Huld* euphemistisch es ausdrückt, *der richtige Sinn für menschliche Beziehungen*. Diesen *Sinn* – so die weitergehende Annahme – *entbehren die Beamten* in den diesbezüglichen *Prozessen sehr*. Sie *sind fortwährend, Tag und Nacht, in ihr Gesetz eingezwängt*, was – so die Annahme – zum einen meint, dass sie sich in die *Angeklagten* überhaupt nicht einfühlen können, zum anderen darauf anspielt, dass sie nur auf den *Dachböden* überhaupt noch lebensfähig sind,[370] sie die *Dachböden* – so die Annahme – nur mit grösster Mühe, das heisst in der Masse oder im Dunkeln noch verlassen können. In den *ganz einfachen* und den *besonders schwierigen Fällen* müssten sie auch ausserhalb des *Gerichts* Einfluss und erst noch psychologisch abwägenden Einfluss auf die *Angeklagten* ausüben können, wozu sie, so ist *Huld* zu interpretieren, nicht in der Lage sind. Dazu *fehlt den Beamten der Zusammenhang mit der Bevölkerung*.

Deshalb setzen sich die *Beamten* in den *ganz einfachen* und den *besonders schwierigen Fällen mit der Verteidigung, natürlich nur mit einer sachverständigen Verteidigung*, womit *Huld* vor allem sich selber meint, *in Verbindung*. Der *Advokat* hebt hervor, dass *sich noch vielleicht ein oder zwei Advokaten mit ähnlichen Beziehungen* zu den *Beamten ausweisen könnten wie er selber*.[371] *Huld* scheint tatsächlich – so die Annahme – nur noch auf *die ganz einfachen Fälle* wie den von *Kaufmann Block* und die *besonders schwierigen* Fälle wie den von *Josef K.* sich spezialisiert zu haben, die *Fälle* dann also, bei denen die *Beamten* aktiv ihn zu Rate ziehen. Das hat für den *Advokaten* den Vorteil, dass er zum *Gericht* kaum noch hingehen und auch mit der *Gesellschaft* im dortigen *Advokatenzimmer* nicht mehr viel zu tun haben muss[372]. Die *Beamten* kommen in seine

[369] Zum Wortgebrauch vgl. oben, Zitat Z.81.
[370] Vgl. dazu auch oben, Abschnitte VIII und XII.
[371] Vgl. oben, Zitat Z.91.
[372] Vgl. oben Zitat Z.91.

Advokatur, wie beispielsweise an jenem Abend der *Kanzleidirektor*[373], um sich mit ihm in seinem *dunklen Zimmer* zu besprechen. Dabei werden dann eben – so die Annahme – die *ganz einfachen* und die *besonders schwierigen Fälle* sowie die zu ergreifenden Strategien besprochen.

Dass die *Beamten* nicht mit allen *Angeklagten* gleich leicht fertig werden, erklärt *Advokat Huld* mit der angeblich *nicht leichten Stellung der Beamten*.

> **(Z.93)**
> Ihre Stellung sei auch sonst nicht leicht, man dürfe ihnen nicht Unrecht tun und ihre Stellung nicht für leicht ansehen. Die Rangordnung und Steigerung des Gerichtes sei unendlich und selbst für den Eingeweihten nicht absehbar. Das Verfahren vor den Gerichtshöfen sei aber im allgemeinen auch für die unteren Beamten geheim, sie können daher die Angelegenheiten, die sie bearbeiten, in ihrem ferneren Weitergang kaum jemals vollständig verfolgen, die Gerichtssache erscheint also in ihrem Gesichtskreis, ohne dass sie oft wissen, woher sie kommt, und sie geht weiter, ohne dass sie erfahren, wohin. Die Belehrung also, die man aus dem Studium der einzelnen Prozessstadien, der schliesslichen Entscheidung und ihrer Gründe schöpfen kann, entgeht diesen Beamten. Sie dürfen sich nur mit jenem Teil des Prozesses befassen, der vom Gesetz für sie abgegrenzt ist, und wissen von dem Weiteren, also von den Ergebnissen ihrer eigenen Arbeit, meist weniger als die Verteidigung, die doch in der Regel fast bis zum Schluss des Prozesses mit dem Angeklagten in Verbindung bleibt. Auch in dieser Richtung also können sie von der Verteidigung manches Wertvolle erfahren. Wundere sich K. noch, wenn er alles dieses im Auge behalte, über die Gereiztheit der Beamten, die sich manchmal den Parteien gegenüber in – jeder mache diese Erfahrung – beleidigender Weise äussert. Alle Beamten seien gereizt, selbst wenn sie ruhig scheinen.[374]

Die Erschwernis, die den *Beamten* in den besagten *Fällen* entgegensteht, ist allerdings – so die Annahme – nicht auf die angeblich *unendliche Rangordnung und Steigerung des Gerichts* zurückzuführen, sondern auf das von den *Beamten* durchgeführte unbefugte *Verfahren*, das gegen alles Lebendige, Aufrechte, Unschuldige sich richtet. Die *Beamten* halten – so die Annahme – Lebendiges, Aufrechtes, Unschuldiges dort, wo es sich noch zeigt, psychisch nicht aus, ‚müssen' darauf gereizt reagieren.[375] Eine solche Erklärung jedoch ist – so die Annahme – dem Denkhorizont des *Advokaten* völlig fremd.

Für den einzelnen *Beamten* gibt es in den geführten *Prozessen* – so die weitergehende Annahme und entgegen den Ausführungen von *Huld* – auch gar nicht viel zu überblicken, da die *Schuld* der *Angeklagten* und das Ziel des *Verfahrens* zum Vornherein feststeht. Es geht in den *Verfahren* immer nur – so die Annahme – um *Erniedrigung*, Verunsicherung, Provozieren von Schuldgefühlen usw., dazwischen ab und zu um *Aufmunterung*, damit die *Angeklagten* nicht weglaufen vom *Gericht*. Verfahrensschritte sind – so die Annahme – überhaupt nicht vorgesehen, werden nur, wie der *Advokat gegenüber Josef K.* es macht, ab und zu vorgetäuscht. Es *soll* ja eben *alles auf den Angeklagten gestellt sein*,[376] der zum *Urteil* von selber finden soll. Ob er dazu findet oder eben nicht findet, ist – so die Annahme – das Einzige, was die *Beamten* interessiert.

---

[373] Vgl. oben, Abschnitt XV.
[374] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 103f.
[375] Vgl. dazu oben, Abschnitt VIII.
[376] Vgl. dazu oben, Abschnitt XVIII, insbesondere Zitat Z.88.

Wenn das *Gericht* in den *ganz einfachen* und den *besonders schwierigen Fällen Hulds* Hilfe in Anspruch nimmt, setzt dieses voraus – so die Annahme –, dass die jeweiligen *Angeklagten* zu *Huld* auch gelangen. Im *Fall* von *Josef K.* hatten die *hohen Behörden*[377] von der alten Freundschaft vom *Onkel* von *Josef K.* mit *Advokat Huld* Bescheid gewusst, informierten den *Onkel* indirekt vom *Prozess* gegen seinen *Neffen*, worauf der *Onkel* diesen zu *Huld* führte[378]. Im *Fall* von *Kaufmann Block* war es so, dass dieser von *Advokat Huld* schon vor dem *Prozess* in *geschäftlichen Rechtsangelegenheiten* und also *gewöhnlichen Rechtssachen* vertreten wurde,[379] sodass es nahe lag, dass *Block* sich auch im ungewöhnlichen *Prozess* von *Huld* vertreten liess. Die Aufgabe von *Advokat Huld* besteht – so die Annahme – dann also darin, dem *Gericht* behilflich zu sein, auf der einen Seite *Josef K.* überhaupt erst in den *Prozess*, auf der anderen Seite *Kaufmann Block* ans Ende seines *Prozesses* zu bringen.

XX. Der verzweifelte Widerstand von Josef K.

Josef K. lässt sich – so die Annahme – von *Hulds* Reden nicht beirren, prüft die Sachen weiterhin genau und prüft auch die *Reden* von *Huld* von der Sache her, unabhängig von den offenbar gegen ihn sprechenden Machtverhältnissen. So wenig er von *Huld* sich überzeugen lässt, so wenig kann er nachvollziehen, worum es *Huld* eigentlich geht und warum dieser seine *Verteidigung* nicht energisch vorantreibt, sondern immer nur zuwartet.

> **(Z.94)**
> War es Trost oder Verzweiflung, was der Advokat erreichen wollte? K. wusste es nicht, wohl aber hielt er es für feststehend, dass seine Verteidigung nicht in guten Händen war. Es mochte ja alles richtig sein, was der Advokat erzählte, wenn es auch durchsichtig war, dass er sich möglichst in den Vordergrund stellen wollte und wahrscheinlich noch niemals einen so grossen Prozess geführt hatte, wie es K.s Prozess seiner Meinung nach war. Verdächtig aber blieben die unaufhörlich hervorgehobenen persönlichen Beziehungen zu den Beamten. Mussten sie denn ausschliesslich zu K.s Nutzen ausgebeutet werden? Der Advokat vergass nie zu bemerken, dass es sich nur um niedrige Beamte handelte, also um Beamte in sehr abhängiger Stellung, für deren Fortkommen gewisse Wendungen der Prozesse wahrscheinlich von Bedeutung sein konnten. Benützten sie vielleicht den Advokaten, um solche für den Angeklagten natürlich immer ungünstige Wendungen zu erzielen? Vielleicht taten sie das nicht in jedem Prozess, gewiss, das war nicht wahrscheinlich, es gab dann wohl wieder Prozesse, in deren Verlauf sie dem Advokaten für seine Dienste Vorteile einräumten, denn es musste ihnen ja auch daran gelegen sein, seinen Ruf ungeschädigt zu erhalten. Verhielt es sich aber wirklich so, in welcher Weise würden sie bei K.s Prozess eingreifen, der, wie der Advokat erklärte, ein sehr schwieriger, also wichtiger Prozess war und gleich anfangs bei Gericht grosse Aufmerksamkeit erregt hatte? Es konnte nicht sehr zweifelhaft sein, was sie tun würden. Anzeichen dessen konnte man ja schon darin sehen, dass die erste Eingabe noch immer nicht überreicht war, obwohl der Prozess schon Monate dauerte und dass sich alles, den Angaben des Advokaten nach, in den Anfängen befand, was natürlich sehr geeignet war, den Angeklagten einzuschläfern und hilflos zu erhalten, um ihn dann plötzlich mit der Entscheidung zu überfallen

[377] Zum Wortgebrauch vgl. oben, Zitat Z.3.
[378] Vgl. dazu oben, Abschnitt XIV.
[379] Vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 147f.

> oder wenigstens mit der Bekanntmachung, dass die zu seinen Ungunsten abgeschlossene Untersuchung an die höheren Behörden weitergegeben werde.[380]

Josef K. spürt zwar, dass *Advokat Huld* in seinem *Fall* nicht für ihn, sondern für das *Gericht* und also gegen ihn arbeitet. Doch er kann sich nicht vorstellen, dass *Huld* – wie hier angenommen – nicht nur in seinem, sondern in allen von ihm vor dem ungewöhnlichen *Gericht* vertretenen *Fällen* so agiert.

Josef K. spürt auch, wie er es später formulieren wird, dass *ihm jetzt der Prozess, förmlich im geheimen, immer näher an den Leib rückt*.[381] Er schwankt hin und her in der Frage, was er unternehmen kann.

> **(Z.95)**
>
> An einem Wintervormittag – draussen fiel Schnee im trüben Licht – sass K., trotz der frühen Stunde schon äusserst müde, in seinem Büro. Um sich wenigstens vor den unteren Beamten zu schützen, hatte er dem Diener den Auftrag gegeben, niemanden von ihnen einzulassen, da er mit einer grösseren Arbeit beschäftigt sei. Aber statt zu arbeiten, drehte er sich in seinem Sessel, verschob langsam einige Gegenstände auf dem Tisch, liess dann aber, ohne es zu wissen, den ganzen Arm ausgestreckt auf der Tischplatte liegen und blieb mit gesenktem Kopf unbeweglich sitzen.
>
> Der Gedanke an den Prozess verliess ihn nicht mehr. Öfters schon hatte er überlegt, ob es nicht gut wäre, eine Verteidigungsschrift auszuarbeiten und bei Gericht einzureichen. Er wollte darin eine kurze Lebensbeschreibung vorlegen und bei jedem irgendwie wichtigeren Ereignis erklären, aus welchen Gründen er so gehandelt hatte, ob diese Handlungsweise nach seinem gegenwärtigen Urteil zu verwerfen oder zu billigen war und welche Gründe er für dieses oder jenes anführen konnte.[382]

Die von *Josef K.* in Erwägung gezogene *Verteidigungsschrift* birgt die Gefahr – so die Annahme –, dass er bei ihrer Abfassung zu suchen begänne, ob in seinem Bemühen um *Unschuld* nicht doch irgendwie *Schuld* zu finden sei. Damit würde er sich in die Richtung bewegen, in die das *Gericht* ihn bewegen will, nämlich, das eigene Bemühen um *Unschuld* als *Schuld* auszulegen, selber sich zu bezichtigen und zu entwürdigen, schliesslich sogar, selber das *Urteil* über sich zu fällen. Aber welche Alternativen hat er? Er kann doch nicht untätig bleiben.

> **(Z.96)**
>
> Es war unbedingt nötig, dass K. selbst eingriff. Gerade in Zuständen grosser Müdigkeit, wie an diesem Wintervormittag, wo ihm alles willenlos durch den Kopf zog, war diese Überzeugung unabweisbar. Die Verachtung, die er früher für den Prozess gehabt hatte, galt nicht mehr.[383]

Im Zustand grösster *Willenlosigkeit* läuft man Gefahr – so die Annahme –, in einen blinden Aktionismus zu verfallen, dadurch die Sache, soweit man sie überhaupt übersehen kann, erst recht aus den Augen zu verlieren. *Josef K.* erliegt dieser Gefahr dann aber – so die Annahme – doch nicht. Sein beharrliches Insistieren darauf, dass *es keine Schuld gibt*, behält die Oberhand.

> **(Z.97)**

---

[380] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 107f.
[381] Vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 160.
[382] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 98.
[383] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 108.

> Vor allem war es, wenn etwas erreicht werden sollte, notwendig, jeden Gedanken an eine mögliche Schuld von vornherein abzulehnen. Es gab keine Schuld. Der Prozess war nichts anderes als ein grosses Geschäft, wie er es schon oft mit Vorteil für die Bank abgeschlossen hatte, ein Geschäft, innerhalb dessen, wie das die Regel war, verschiedene Gefahren lauerten, die eben abgewehrt werden mussten. Zu diesem Zwecke durfte man allerdings nicht mit dem Gedanken an irgendeine Schuld spielen, sondern den Gedanken an den eigenen Vorteil möglichst festhalten. Von diesem Gesichtspunkt aus war es auch unvermeidlich, dem Advokaten die Vertretung sehr bald, am besten noch an diesem Abend, zu entziehen. Es war zwar nach seinen Erzählungen etwas Unerhörtes und wahrscheinlich sehr Beleidigendes, aber K. konnte nicht dulden, dass seinen Anstrengungen in dem Prozess Hindernisse begegneten, die vielleicht von seinem eigenen Advokaten veranlasst waren. War aber einmal der Advokat abgeschüttelt, dann musste die Eingabe sofort überreicht werden und womöglich jeden Tag darauf gedrängt werden, dass man sie berücksichtige. Zu diesem Zweck würde es natürlich nicht genügen, dass K. wie die anderen im Gang sass und den Hut unter die Bank stellte. Er selbst oder die Frauen oder andere Boten mussten Tag für Tag die Beamten überlaufen und sie zwingen, statt durch das Gitter auf den Gang zu schauen, sich zu ihrem Tisch zu setzen und K.s Eingabe zu studieren. Von diesen Anstrengungen dürfte man nicht ablassen, alles müsste organisiert und überwacht werden, das Gericht sollte einmal auf einen Angeklagten stossen, der sein Recht zu wahren verstand.[384]

Statt selber sich zur Prüfung seiner selbst zu zwingen, wie es von Seiten des ungewöhnlichen *Gerichts* von ihm erwartet wird, will *Josef K.* – so die Annahme – das *Gericht* zur Prüfung seines *Falls* zwingen, ganz ähnlich, wie er in der *Bank* den Fokus auf das jeweilige Geschäft konzentriert und dafür die ablenkenden, das *Geschäft* allenfalls gar korrumpierenden Momente wegdrängt. *Josef K.* will in Umsetzung seines verzweifelten Unterfangens zuerst dem *Advokaten kündigen*, anschliessend mit Unterstützung der *Frauen* eine Art Gegenoffensive gegen das ungewöhnliche *Gericht* starten.

Zu einem späteren Zeitpunkt wird der *Gefängniskaplan*[385] *Josef K.* dafür rügen, dass *er zu viel fremde Hilfe suche, und besonders bei Frauen*[386]. *Josef K.* antwortet folgendermassen.

> **(Z.98)**
>
> „Die Frauen haben eine grosse Macht. Wenn ich einige Frauen, die ich kenne, dazu bewegen könnte, gemeinschaftlich für mich zu arbeiten, müsste ich durchdringen. Besonders bei diesem Gericht, das fast nur aus Frauenjägern besteht. Zeig dem Untersuchungsrichter eine Frau aus der Ferne, und er überrennt, um nur rechtzeitig hinzukommen, den Gerichtstisch und den Angeklagten.“[387]

Josef K. befindet sich – so die Annahme – gegenüber dem ungewöhnlichen *Gericht*, das sich nur aus männlichen *Untersuchungsrichtern* zusammensetzt, in derselben nicht in *Schuld* verstrickten Lage wie neben den anderen *Angeklagten* am ehesten noch die *Frauen*. Die *Untersuchungsrichter* haben es vor allem auf die Lebendigkeit ausstrahlenden *Frauen* abgesehen, nicht – so die Annahme – weil sie sie lieben oder sie besonders anziehend fänden, sondern weil sie ihre beschädigte Psyche nur aufrecht erhalten können, indem sie Lebendiges in ihr Totes ziehen, es sich gleichmachen können.[388]

---

[384] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 109.
[385] Zum Wortgebrauch vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 179.
[386] Vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 180 (zitiert auch unten, Zitat Z.150).
[387] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 180.
[388] Vgl. dazu oben, Abschnitt VIII.

Doch setzt dieses voraus, dass die betreffenden *Frauen*, analog zu den *Angeklagten*, sich fügen, in den Tod sich ziehen lassen.

Josef K. hatte rasch bemerkt, dass eine vielleicht erfolgsversprechende Strategie gegen das *Gericht* darin besteht, ihm die *Frauen* abspenstig zu machen. Das *Gericht* gerät nicht nur in Schwierigkeiten, wenn *Angeklagte*, so wie er selber es macht, das *Gericht missachten*[389] und ihm opponieren, sondern auch, wenn die *Frauen* solches tun. Allerdings will es *Josef K.* nicht recht gelingen, die *Frauen* davon zu überzeugen, *gemeinschaftlich für ihn* gegen das *Gericht zu arbeiten*.

Wie soll *Josef K.* seine *Eingabe* verfassen?

> **(Z.99)**
>
> Wenn sich aber auch K. dies alles durchzuführen getraute, die Schwierigkeit der Abfassung der Eingabe war überwältigend. Früher, etwa noch vor einer Woche, hatte er nur mit einem Gefühl der Scham daran denken können, dass er einmal genötigt sein könnte, eine solche Eingabe selbst zu machen; dass dies auch schwierig sein konnte, daran hatte er gar nicht gedacht. Er erinnerte sich, wie er einmal an einem Vormittag, als er gerade mit Arbeit überhäuft war, plötzlich alles zur Seite geschoben und den Schreibblock vorgenommen hatte, um versuchsweise den Gedankengang einer derartigen Eingabe zu entwerfen und ihn vielleicht dem schwerfälligen Advokaten zur Verfügung zu stellen, und wie gerade in diesem Augenblick die Tür des Direktionszimmers sich öffnete und der Direktor-Stellvertreter mit grossem Gelächter eintrat. Es war für K. damals sehr peinlich gewesen, obwohl der Direktor-Stellvertreter natürlich nicht über die Eingabe gelacht hatte, von der er nichts wusste, sondern über einen Börsenwitz, den er eben gehört hatte, einen Witz, der zum Verständnis eine Zeichnung erforderte, die nun der Direktor-Stellvertreter, über K.s Tisch gebeugt, mit K.s Bleistift, den er ihm aus der Hand nahm, auf dem Schreibblock ausführte, der für die Eingabe bestimmt gewesen war.
>
> Heute wusste K. nichts mehr von Scham, die Eingabe musste gemacht werden. Wenn er im Büro keine Zeit für sie fand, was sehr wahrscheinlich war, dann musste er sie zu Hause in den Nächten machen. Würden auch die Nächte nicht genügen, dann musste er einen Urlaub nehmen. Nur nicht auf halbem Wege stehenbleiben, das war nicht nur in Geschäften, sondern immer und überall das Unsinnigste. Die Eingabe bedeutete freilich eine fast endlose Arbeit. Man musste keinen sehr ängstlichen Charakter haben und konnte doch leicht zu dem Glauben kommen, dass es unmöglich war, die Eingabe jemals fertigzustellen. Nicht aus Faulheit oder Hinterlist, die den Advokaten allein an der Fertigstellung hindern konnten, sondern weil in Unkenntnis der vorhandenen Anklage und gar ihrer möglichen Erweiterungen das ganze Leben in den kleinsten Handlungen und Ereignissen in die Erinnerung zurückgebracht, dargestellt und von allen Seiten überprüft werden musste. Und wie traurig war eine solche Arbeit überdies. Sie war vielleicht geeignet, einmal nach der Pensionierung den kindisch gewordenen Geist zu beschäftigen und ihm zu helfen, die langen Tage hinzubringen. Aber jetzt, wo K. alle Gedanken zu seiner Arbeit brauchte, wo jede Stunde, da er noch im Aufstieg war und schon für den Direktor-Stellvertreter eine Drohung bedeutete, mit grösster Schnelligkeit verging und wo er die kurzen Abende und Nächste als junger Mensch geniessen wollte, jetzt sollte er mit der Verfassung dieser Eingabe beginnen. Wieder ging sein Denken in Klagen aus.[390]

Josef K. wäre – so die Annahme – zu einer *Eingabe* in der Lage, die das *Gericht* wirklich in Schwierigkeiten brächte, ganz ähnlich, wie er es mit seiner *Rede* erreichte[391]. Es würde sich um eine *Eingabe* handeln, die sich nicht um ihn selber, sondern um den

---

[389] Zum Wortgebrauch vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 108.
[390] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 109ff.
[391] Vgl. oben, Abschnitt IX.

Prozess und die ihn führende *korrupte Bande*[392] dreht. Und eine solche *Eingabe* müsste er *in den Nächten* abfassen, weil er unter Tags ständig überwacht und gerade in seinen besten Momenten gezielt gestört wird. Der *Direktor-Stellvertreter* tritt nicht zufällig genau in dem Moment ins *Büro von Josef K.* ein, um mit dessen *Bleistift* und *Schreibblock* einen *Börsenwitz auszuführen,* wie er, *Josef K.*, im Begriff ist, *versuchsweise den Gedankengang einer derartigen Eingabe zu entwerfen*. *Josef K.* wird von Seiten der den *Prozess* Führenden – so die Annahme – als grosse Gefahr wahrgenommen. Er müsste, was er dann aber nicht macht, wirklich *in den Nächten* schreiben.[393]

XXI. Die vom Direktor-Stellvertreter gegen Josef K. geführten Attacken[394]

Bei der *Verhaftung* von *Josef K.* sagte der *Aufseher* zu ihm, dass er durch die *Verhaftung nicht daran gehindert sei*, *seinen Beruf zu erfüllen*, und er allgemein an *seiner gewöhnlichen Lebensweise* festhalten könne.[395] Daraus hatte *Josef K.* geschlossen, dass sich durch die *Verhaftung* an seinem Leben im Grunde nichts geändert habe und *dass dann*, so antwortete er auch dem *Aufseher*, *nicht einmal die Mitteilung der Verhaftung sehr nötig gewesen sei*.[396] So glaubt er denn auch oder redet es sich zumindest ein, dass er seine Stellung als *erster Prokurist*[397] der *Bank* nach wie vor innehabe, geht weiterhin täglich wie normal in sein *Büro*.

In der *Bank* tun alle Angestellten, die *Direktoren* und auch die Kunden gegenüber *Josef K.* so, als wüssten sie nichts von seinem *Prozess*, als gäbe es den *Prozess* gar nicht. In Wirklichkeit – so die Annahme – wissen alle davon und leiten aus ihrem Wissen auch ab, dass *Josef K.* bestenfalls noch pro forma, nicht realiter mehr die Funktion des *Prokuristen* bekleidet. Die von ihm betreuten *Geschäfte* sind ihm – so die weitergehende Annahme – hinterrücks bereits entzogen, nur er allein glaubt noch, sie zu verantworten.

Im Fall des ebenfalls *verhafteten Kaufmann Block füllten früher die Geschäftsräume fast ein Stockwerk, heute genügt eine kleine Kammer im Hinterhaus, wo er mit einem Lehrjungen arbeitet*.[398] Einen analogen Rückzug, und zwar einen von selber vollzogenen Rückzug aus dem *Geschäft*, erwartet man auch von *Josef K.* Diesen Gefallen macht *Josef K.* den gegen ihn *Prozessierenden* gerade nicht. Zugleich kann man *Josef K.* auch nicht einfach aus der *Bank* entlassen, weil die *hohen Behörden*[399] wesentlich darauf aus sind – so die Annahme –, dass er von selber seine vorgebliche *Schuld* einsieht, von selber aus der *Bank* sich zurückzieht, von selber zum ungewöhnlichen *Gericht* hinläuft.

Josef K. verteidigt seinen Platz in der *Bank* umso beharrlicher, je mehr man ihm, dem *ersten Prokuristen der Bank*, den Boden unter den Füssen wegzuziehen versucht. So

---

[392] Zum Wortgebrauch vgl. oben, Zitat Z.44.
[393] Vgl. dazu schon oben, Einleitendes Exposé, Schluss des 6. Abschnitts.
[394] Beim hier behandelten Kapitel *Kampf mit dem Direktor-Stellvertreter* (vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 211ff.) handelt es sich um ein von Kafka unvollendetes, nicht in den Roman eingefügtes Kapitel.
[395] Vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 18.
[396] Vgl. ebda.
[397] Vgl. oben, Zitat Z.37.
[398] Vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 149.
[399] Zum Wortgebrauch vgl. oben, Zitat Z.3.

erscheint es ihm notwendig, den *Direktor-Stellvertreter* noch häufiger als vor dem *Prozess in sein Büro* zu *Besprechungen geschäftlicher Angelegenheiten einzuladen*.

(Z.100)

Eines Morgens fühlte sich K. viel frischer und widerstandsfähiger als sonst. An das Gericht dachte er kaum; wenn es ihm aber einfiel, schien es ihm, als könne diese ganz unübersichtliche grosse Organisation an irgendeiner, allerdings verborgenen, im Dunkel erst zu ertastenden Handhabe leicht gefasst, ausgerissen und zerschlagen werden. Sein aussergewöhnlicher Zustand verlockte K. sogar, den Direktor-Stellvertreter einzuladen, in sein Büro zu kommen und eine geschäftliche Angelegenheit, die schon seit einiger Zeit drängte, gemeinsam zu besprechen. Immer bei solchem Anlass tat der Direktor-Stellvertreter so, als hätte sich sein Verhältnis zu K. in den letzten Monaten nicht im geringsten geändert. Ruhig kam er, wie in den früheren Zeiten des ständigen Wettbewerbs mit K., ruhig hörte er K.s Ausführungen an, zeigte durch kleine vertrauliche, ja kameradschaftliche Bemerkungen seine Teilnahme und verwirrte K. nur dadurch, worin man keine Absicht sehen musste, dass er sich durch nichts von der geschäftlichen Hauptsache ablenken liess, förmlich bis in den Grund seines Wesens aufnahmebereit für diese Sache war, während K.s Gedanken vor diesem Muster an Pflichterfüllung sofort nach allen Seiten zu schwärmen anfingen und ihn zwangen, die Sache selbst fast ohne Widerstand dem Direktor-Stellvertreter zu überlassen. Einmal war es so schlimm, dass K. schliesslich nur bemerkte, wie der Direktor-Stellvertreter plötzlich aufstand und stumm in sein Büro zurückkehrte. K. wusste nicht, was geschehen war, es war möglich, dass die Besprechung regelrecht abgeschlossen war, ebenso möglich aber war es, dass der Direktor-Stellvertreter sie abgebrochen hatte, weil ihn K. unwissentlich gekränkt oder weil er Unsinn gesprochen hatte oder weil es dem Direktor-Stellvertreter unzweifelhaft geworden war, dass K. nicht zuhörte und mit anderen Dingen beschäftigt war. Es war aber sogar möglich, dass K. eine lächerliche Entscheidung getroffen oder dass er sich jetzt beeilte, sie zum Schaden K.s zu verwirklichen. Man kam übrigens auf diese Angelegenheit nicht mehr zurück. K. wollte nicht an sie erinnern und der Direktor-Stellvertreter blieb verschlossen; es ergaben sich allerdings vorläufig auch weiterhin keine sichtbaren Folgen. Jedenfalls war aber K. durch den Vorfall nicht abgeschreckt worden; wenn sich nur eine passende Gelegenheit ergab und er nur ein wenig bei Kräften war, stand er schon bei der Tür des Direktor-Stellvertreters, um zu ihm zu gehen oder ihn zu sich einzuladen. Es war keine Zeit mehr, sich vor ihm zu verstecken, wie er es früher getan hatte. Er hoffte nicht mehr auf einen baldigen entscheidenden Erfolg, der ihn mit einemmal von allen Sorgen befreien und von selbst das alte Verhältnis zum Direktor-Stellvertreter herstellen würde. K. sah ein, dass er nicht ablassen dürfe; wich er zurück, so wie es vielleicht die Tatsachen erforderten, dann bestand die Gefahr, dass er möglicherweise niemals mehr vorwärtskam. Der Direktor-Stellvertreter durfte nicht im Glauben gelassen werden, dass K. abgetan sei, er durfte mit diesem Glauben nicht ruhig in seinem Büro sitzen, er musste beunruhigt werden. Er musste so oft als möglich erfahren, dass K. lebte und dass er, wie alles, was lebte, eines Tages mit neuen Fähigkeiten überraschen konnte, so ungefährlich er auch heute schien. Manchmal sagte sich zwar K., dass er mit dieser Methode um nichts anderes als um seine Ehre kämpfe, denn Nutzen konnte es ihm eigentlich nicht bringen, wenn er sich in seiner Schwäche immer wieder dem Direktor-Stellvertreter entgegenstellte, sein Machtgefühl stärkte und ihm die Möglichkeit gab, Beobachtungen zu machen und seine Massnahmen genau nach den augenblicklichen Verhältnissen zu treffen. Aber K. hätte sein Verhalten gar nicht ändern können, er unterlag Selbsttäuschungen, er glaubte manchmal mit Bestimmtheit, er dürfe sich gerade jetzt unbesorgt mit dem Direktor-Stellvertreter messen; die unglücklichsten Erfahrungen belehrten ihn nicht; was ihm bei zehn Versuchen nicht gelungen war, glaubte er mit dem elften durchsetzen zu können, obwohl alles immer ganz einförmig zu seinen Ungunsten abgelaufen war. Wenn er nach einer solchen Zusammenkunft erschöpft, in Schweiss, mit leerem Kopf zurückblieb, wusste er nicht, ob es Hoffnung oder Verzweiflung gewesen war, die ihn an den Direktor-Stellvertreter

> gedrängt hatte, ein nächstes Mal war es wieder vollständig eindeutig nur Hoffnung, mit der er zu der Tür des Direktor-Stellvertreters eilte.[400]

Durch den *Prozess hat sich in den letzten Monaten im Verhältnis des Direktor-Stellvertreters zu Josef K.* tatsächlich – so die Annahme – praktisch alles *geändert*, wie sehr der *Direktor-Stellvertreter* gegenüber *Josef K.* so *tut, als habe sich nicht im Geringsten* etwas *geändert*. Der *Direktor-Stellvertreter* weiss nicht nur um den *Prozess* gegen *Josef K.*, sondern gehört zu denjenigen – so die Annahme –, die *Josef K. verleumdet* und so den *Prozess* ins Rollen gebracht haben. Der *Direktor-Stellvertreter* sah – so die Annahme – durch die Art und Weise, wie *Josef K.* an die einzelnen *Geschäfte* herangeht, von diesem in seiner *Stellung* sich bedroht, jetzt führt er den *Prozess* gegen *Josef K.* innerhalb der *Bank*, dieses wie immer unter dem Deckmantel grösster Freundlichkeit.

Es ist *Josef K.* nicht möglich – so die Annahme –, dieses alles zu durchschauen. Auch hinsichtlich seines Vorhabens, *das Gericht an irgendeiner, allerdings verborgenen, im Dunkel erst zu ertastenden Handhabe leicht fassen, ausreissen und zerschlagen zu können,* steht ihm nicht primär die *Bank* und nicht primär der *Direktor-Stellvertreter* vor Augen. Und gleichwohl *fasst* er – so die Annahme – an der ganz richtigen Stelle, wenn er gegenüber dem *Bankdirektor-Stellvertreter* in die Offensive geht.

In den *Besprechungen* mit *Josef K.* bleibt der *Direktor-Stellvertreter* bei nichts anderem als *der geschäftlichen Hauptsache,* allerdings ohne zu irgendeinem Resultat kommen zu wollen oder kommen zu müssen. Das Resultat des *Geschäfts* – so die Annahme – steht für ihn ja ganz losgelöst davon, wie *Josef K.* es beurteilt, bereits schon fest. Er kann unter den neuen Bedingungen des *Prozesses* gegen *Josef K.* zu einem blossen Schauspieler in der Realität mutieren, was er zu guten Stücken freilich, wie alle in Schuldzusammenhänge Verstrickten, denen es um die Sache gar nicht geht, immer schon gewesen sein dürfte. Er spielt *Josef K.* ein *Muster an Pflichterfüllung* vor, mithin dasjenige, was gerade ihn, *Josef K.*, auszeichnet, dabei aber eben nicht um der Sache willen, sondern – so die Annahme – einzig und allein vom Ziel geleitet, *Josef K.* zu verunsichern. Er insistiert nach Belieben auf der Bedeutung und Wichtigkeit einzelner Punkte des *Geschäfts*, um je nach dem sofort wieder andere, vorgeblich noch bedeutsamere Punkte hervorzuheben. *Josef K.* bleibt dadurch ohne jede Chance, mit dem *Bankdirektor-Stellvertreter* eine mögliche Übereinkunft über das *Geschäft* zu finden.

Da der *Direktor-Stellvertreter* aber immer derart beim *Geschäft* zu bleiben scheint, dadurch erst recht immer die Führung des Gesprächs in Händen halten kann, beginnt *Josef K.* den Fehler dafür, dass es nicht zu einer Übereinkunft kommen kann, wozu es der *Bankdirektor-Stellvertreter* gezielt aber eben nie kommen lässt, bei sich zu suchen. *Josef K.* glaubt jeweils immer mehr daran – so die Annahme –, nicht mehr richtig zuhören zu können, vom *Prozess* doch eingeholt worden, zu seiner Arbeit nicht mehr fähig zu sein. *Josef K. bleibt nach jeder solchen Zusammenkunft erschöpft, in Schweiss, mit leerem Kopf zurück*.

---

[400] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 211f.

Nach jeder derart niederschmetternden *Besprechung* gelingt es *Josef K.* allerdings auch immer wieder, auf seine nach wie vor bestehenden Fähigkeiten sich zu besinnen, neuen Schwung zu holen und den *Direktor-Stellvertreter* ein weiteres Mal zur *gemeinsamen Besprechung* einer *geschäftlichen Angelegenheit einzuladen*. Er spürt, dass diese *Besprechungen* mit dem *Prozess* unmittelbar zu tun haben, er durch sie dem *Direktor-Stellvertreter* allerdings auch *die Möglichkeit gibt, Beobachtungen zu machen und seine Massnahmen genau nach den augenblicklichen Verhältnissen zu treffen*. Nichtsdestotrotz steckt *Josef K.* nicht zurück, probiert es jedes Mal wieder voll *Hoffnung*, um jedes Mal wieder in völliger *Verzweiflung zurückzubleiben*.

Allerdings gestaltet sich *Josef K.s Kampf mit dem Direktor-Stellvertreter*[401] – so die Annahme – nicht so einseitig, wie es von aussen und wie es auch in *Josef K.s* Perspektive erscheint. Dem *Direktor-Stellvertreter* gelingt es genau nicht, *Josef K.* dermassen aus dem Gleichgewicht zu bringen, dass dieser von selber aus seiner Arbeit und aus der *Bank* sich zurückziehen würde. *Josef K.* lässt sich vom *Bankdirektor-Stellvertreter*, bei aller zwischenzeitlichen Verzweiflung, nicht irre machen, bewahrt seinen Verstand.

In der Folge sieht der *Direktor-Stellvertreter* sich dazu gezwungen – so die Annahme –, die Strategie, die heimliche *Prozess*strategie geradezu, zu wechseln. Anstatt scheinbar pflichtbewusst immer nur das zu *besprechende Geschäft* zu fokussieren, geht er zum Versuch über, mit Hilfe von irgendwelchen wilden Manövern *Josef K.* bei dessen Ausführungen durcheinanderzubringen.

> **(Z.101)**
> Der Direktor-Stellvertreter trat gleich ein, blieb dann nahe bei der Tür stehen, putzte, einer neu angenommenen Gewohnheit gemäss, seinen Zwicker und sah zuerst K. und dann, um sich nicht allzu auffallend mit K. zu beschäftigen, auch das ganze Zimmer genauer an. Es war, als benütze er die Gelegenheit, um die Sehkraft seiner Augen zu prüfen. K. widerstand den Blicken, lächelte sogar ein wenig und lud den Direktor-Stellvertreter ein, sich zu setzen. Er selbst warf sich in seinen Lehnstuhl, rückte ihn möglichst nahe zum Direktor-Stellvertreter, nahm gleich die nötigen Papiere vom Tisch und begann seinen Bericht. Der Direktor-Stellvertreter schien zunächst kaum zuzuhören. Die Platte von K.s Schreibtisch war von einer niedrigen geschnitzten Balustrade umgeben. Der ganze Schreibtisch war vorzügliche Arbeit und auch die Balustrade sass fest im Holz. Aber der Direktor-Stellvertreter tat, als habe er gerade jetzt dort eine Lockerung bemerkt und versuchte, den Fehler dadurch zu beseitigen, dass er mit dem Zeigefinger auf die Balustrade loshieb. K. wollte daraufhin seinen Bericht unterbrechen, was aber der Direktor-Stellvertreter nicht duldete, da er, wie er erklärte, alles genau höre und auffasse. Während ihm aber K. vorläufig keine sachliche Bemerkung abnötigen konnte, schien die Balustrade besondere Massregeln zu verlangen, denn der Direktor-Stellvertreter zog jetzt sein Taschenmesser hervor, nahm als Gegenhebel K.s Lineal und versuchte, die Balustrade hochzuheben, wahrscheinlich um sie dann leichter desto tiefer einstossen zu können. K. hatte in seinen Bericht einen ganz neuartigen Vorschlag aufgenommen, von dem er sich eine besondere Wirkung auf den Direktor-Stellvertreter versprach, und als er jetzt zu diesem Vorschlag gelangte, konnte er gar nicht innehalten, so sehr nahm ihn die eigene Arbeit gefangen oder vielmehr, so sehr freute er sich an dem immer seltener werdenden Bewusstsein, dass er hier in der Bank noch etwas zu bedeuten habe und dass seine Gedanken die Kraft hatten, ihn zu rechtfertigen. Vielleicht war sogar diese Art, sich zu verteidigen, nicht nur in der Bank, sondern auch im Prozess die beste, viel besser vielleicht als jede andere Verteidigung, die er schon versucht hatte oder plante. In der Eile seiner Rede hatte K. gar nicht die Zeit, den Direktor-Stellvertreter ausdrücklich von seiner

[401] Vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 211.

> Arbeit an der Balustrade abzuziehen, nur zwei- oder dreimal strich er während seines Vorlesens mit der freien Hand, wie beruhigend, über die Balustrade hin, um damit, fast ohne es selbst genau zu wissen, dem Direktor-Stellvertreter zu zeigen, dass die Balustrade keinen Fehler habe und dass, selbst wenn sich einer vorfinden sollte, augenblicklich das Zuhören wichtiger und auch anständiger sei als alle Verbesserungen. Aber den Direktor-Stellvertreter hatte, wie das bei lebhaften, nur geistig tätigen Menschen oft geschieht, diese handwerksmässige Arbeit in Eifer gebracht, ein Stück der Balustrade war nun wirklich hochgezogen und es handelte sich jetzt darum, die Säulchen wieder in die zugehörigen Löcher hineinzubringen. Das war schwieriger als alles Bisherige. Der Direktor-Stellvertreter musste aufstehen und mit beiden Händen versuchen, die Balustrade in die Platte zu drücken. Es wollte aber trotz allem Kraftverbrauch nicht gelingen. K. hatte während des Vorlesens – das er übrigens mit viel freier Rede vermischte – nur undeutlich wahrgenommen, dass der Direktor-Stellvertreter sich erhoben hatte. Obwohl er die Nebenbeschäftigung des Direktor-Stellvertreters kaum jemals ganz aus den Augen verlor, hatte er doch angenommen, dass die Bewegung des Direktor-Stellvertreters doch auch mit seinem Vortrag irgendwie zusammenhing, auch er stand also auf und, den Finger unter eine Zahl gedrückt, reichte er dem Direktor-Stellvertreter ein Papier entgegen. Der Direktor-Stellvertreter aber hatte inzwischen eingesehen, dass der Druck der Hände nicht genügte, und so setzte er sich kurz entschlossen mit seinem ganzen Gewicht auf die Balustrade. Jetzt glückte es allerdings, die Säulchen fuhren knirschend in die Löcher, aber ein Säulchen knickte in der Eile ein und an einer Stelle brach die zarte obere Leiste entzwei. „Schlechtes Holz“, sagte der Direktor-Stellvertreter ärgerlich.[402]

Josef K.s *Gedanken hätten* tatsächlich – so die Annahme – nach wie vor *die Kraft*, *ihn* in der *Bank zu rechtfertigen*. Doch genau diese *Gedanken* sind – so die weitergehende Annahme – bei bestimmten Kreisen der *höheren Klassen*[403] unerwünscht, und zwar deshalb, weil die *Gedanken* zu sehr von der Sache ausgehen und auf die Sache bezogen sind, dadurch eine lebendige, objektive *Kraft* entfalten. *Josef K.* wahrt gegen die *Bank*, wie gegen seinen ganzen *Prozess* die *Kraft* seiner *Gedanken* und bezeichnet diese Wahrung als die *vielleicht sogar beste Art, sich zu verteidigen*. Er kann nicht wissen, dass ihm genau dafür – so die Annahme – der *Prozess* gemacht wird.

Der *Direktor-Stellvertreter* tut alles dazu, *Josef K.s Kraft* durch aktives Nicht-Zuhören zu entwerten. Dazu demontiert er den als *Unterlage* von *Josef K.s Gedanken* dienenden *Schreibtisch*, gelangt aber auch auf diesem Weg nicht zum Ziel. Diesmal ist eher er es, der eine Niederlage erleidet.

---

[402] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 213ff.
[403] Zum Wortgebrauch, vgl. oben, Zitat Z.52.

XXII. Das Eingreifen des Fabrikanten

Eines Morgens wird *Josef K.* in seinem *Büro* von einem gut bekannten *Kunden* der *Bank* aufgesucht.

(Z.102)

Es war ein kleiner, munterer Herr, ein Fabrikant, den K. gut kannte. Er bedauerte, K. in wichtiger Arbeit gestört zu haben, und K. bedauerte seinerseits, dass er den Fabrikanten so lange hatte warten lassen. Schon dieses Bedauern aber sprach er in derart mechanischer Weise und mit fast falscher Betonung aus, dass der Fabrikant, wenn er nicht ganz von der Geschäftssache eingenommen gewesen wäre, es hätte bemerken müssen. Statt dessen zog er eilig Rechnungen und Tabellen aus allen Taschen, breitete sie vor K. aus, erklärte verschiedene Posten, verbesserte einen kleinen Rechenfehler, der ihm sogar bei diesem flüchtigen Überblick aufgefallen war, erinnerte K. an ein ähnliches Geschäft, das er mit ihm vor etwa einem Jahr abgeschlossen hatte, erwähnte nebenbei, dass sich diesmal eine andere Bank unter grössten Opfern um das Geschäft bewerbe, und verstummte schliesslich, um nun K.s Meinung zu erfahren. K. hatte auch tatsächlich im Anfang die Rede des Fabrikanten gut verfolgt, der Gedanke an das wichtige Geschäft hatte dann auch ihn ergriffen, nur leider nicht für die Dauer, er war bald vom Zuhören abgekommen, hatte dann noch ein Weilchen zu den lauteren Ausrufen des Fabrikanten mit dem Kopf genickt, hatte aber schliesslich auch das unterlassen und sich darauf eingeschränkt, den kahlen, auf die Papiere hinabgebeugten Kopf anzusehen und sich zu fragen, wann der Fabrikant endlich erkennen werde, dass seine ganze Rede nutzlos sei. Als er nun verstummte, glaubte K. zuerst wirklich, es geschehe dies deshalb, um ihm Gelegenheit zu dem Eingeständnis zu geben, dass er nicht fähig sei, zuzuhören. Nur mit Bedauern merkte er aber an dem gespannten Blick des offenbar auf alle Entgegnungen gefassten Fabrikanten, dass die geschäftliche Besprechung fortgesetzt werden müsse. Er neigte also den Kopf wie vor einem Befehl und begann mit dem Bleistift langsam über den Papieren hin- und herzufahren, hier und da hielt er inne und starrte eine Ziffer an. Der Fabrikant vermutete Einwände, vielleicht waren die Ziffern wirklich nicht feststehend, vielleicht waren sie nicht das Entscheidende, jedenfalls bedeckte der Fabrikant die Papiere mit der Hand und begann von neuem, ganz nahe an K. heranrückend, eine allgemeine Darstellung des Geschäfts. „Es ist schwierig“, sagte K., rümpfte die Lippen und sank, da die Papiere, das einzig Fassbare, verdeckt waren, haltlos gegen die Seitenlehne. Er blickte sogar nur schwach auf, als sich die Tür des Direktionszimmers öffnete und dort, nicht ganz deutlich, etwa wie hinter einem Gazeschleier, der Direktor-Stellvertreter erschien. K. dachte nicht weiter darüber nach, sondern verfolgte nur die unmittelbare Wirkung, die für ihn sehr erfreulich war. Denn sofort hüpfte der Fabrikant vom Sessel auf und eilte dem Direktor-Stellvertreter entgegen. K. aber hätte ihn noch zehnmal flinker machen wollen, denn er fürchtete, der Direktor-Stellvertreter könnte wieder verschwinden. Es war unnütze Furcht, die Herren trafen einander, reichten einander die Hände und gingen gemeinsam auf K.s Schreibtisch zu. Der Fabrikant beklagte sich, dass er beim Prokuristen so wenig Neigung für das Geschäft gefunden habe, und zeigte auf K., der sich unter dem Blick des Direktor-Stellvertreters wieder über die Papiere beugte. Als dann die beiden sich an den Schreibtisch lehnten und der Fabrikant sich daran machte, nun den Direktor-Stellvertreter für sich zu erobern, war es K., als werde über seinem Kopf von zwei Männern, deren Grösse er sich übertrieben vorstellte, über ihn selbst verhandelt. Langsam suchte er mit vorsichtig aufwärts gedrehten Augen zu erfahren, was sich oben ereignete, nahm vom Schreibtisch, ohne hinzusehen, eines der Papiere, legte es auf die flache Hand und hob es allmählich, während er selbst aufstand, zu den Herren hinauf. Er dachte hierbei an nichts Bestimmtes, sondern handelte nur in dem Gefühl, dass er sich so verhalten müsste, wenn er einmal die grosse Eingabe fertiggestellt hätte, die ihn gänzlich entlasten sollte. Der Direktor-Stellvertreter, der sich an dem Gespräch mit aller Aufmerksamkeit beteiligte, sah nur flüchtig auf das Papier, überlas gar nicht, was dort stand, denn was dem Prokuristen wichtig war, war ihm unwichtig, nahm es aus K.s Hand, sagte: „Danke, ich weiss

> schon alles“ und legte es ruhig wieder auf den Tisch zurück. K. sah ihn verbittert von der Seite an. Der Direktor-Stellvertreter aber merkte es gar nicht oder wurde, wenn er es merkte, dadurch nur aufgemuntert, lachte öfters laut auf, brachte einmal durch eine schlagfertige Entgegnung den Fabrikanten in deutliche Verlegenheit, aus der er ihn aber sofort riss, indem er sich selbst einen Einwand machte, und lud ihn schliesslich ein, in sein Büro hinüberzukommen, wo sie die Angelegenheit zu Ende führen könnten. „Es ist eine sehr wichtige Sache“, sagte er zu dem Fabrikanten, „ich sehe das vollständig ein. Und dem Herrn Prokuristen“ – selbst bei dieser Bemerkung redete er eigentlich nur zum Fabrikanten – „wird es gewiss lieb sein, wenn wir es ihm abnehmen. Die Sache verlangt ruhige Überlegung. Er aber scheint heute sehr überlastet zu sein, auch warten ja einige Leute im Vorzimmer schon stundenlang auf ihn.“ K. hatte gerade noch genügend Fassung, sich vom Direktor-Stellvertreter wegzudrehen und sein freundliches, aber starres Lächeln nur dem Fabrikanten zuzuwenden, sonst griff er gar nicht ein, stützte sich, ein wenig vorgebeugt, mit beiden Händen auf den Schreibtisch wie ein Kommis hinter dem Pult und sah zu, wie die zwei Herren unter weiteren Reden die Papiere vom Tisch nahmen und im Direktionszimmer verschwanden. In der Tür drehte sich noch der Fabrikant um, sagte, er verabschiede sich noch nicht, sondern werde natürlich dem Herrn Prokuristen über den Erfolg der Besprechung berichten, auch habe er ihm noch eine andere kleine Mitteilung zu machen.[404]

Diese ganze Szenerie ist – so die Annahme – vom *Bankdirektor-Stellvertreter* zusammen mit dem *Fabrikanten* gegen *Josef K.* so ausgeheckt worden. Der *Fabrikant* legt *Josef K.* absichtlich eine in Wirklichkeit sinnlose *Geschäftssache* vor, mit der *Josef K.* durcheinander gebracht werden soll. Zur Täuschung *erinnert* der *Fabrikant* zuerst extra daran, *vor etwa einem Jahr ein ähnliches Geschäft mit ihm abgeschlossen zu haben*. *Josef K.* müsste es jetzt also, so die Suggestion, ebenso problemlos erledigen können. Damit *Josef K.* die Sinnlosigkeit des *Geschäfts* nicht durchschauen kann, *bedeckt der Fabrikant die Papiere mit der Hand und beginnt von neuem, ganz nahe an K. heranrückend, eine allgemeine Darstellung. Josef K.* geht selbstverständlich davon aus, dass das zu besprechende *Geschäft* Sinn haben muss und der *Fabrikant* auch tatsächlich diesen Sinn zu erläutern versuche. Wie er nun aber je länger je weniger einen Sinn findet, beginnt er, was – so die weitergehende Annahme – vom *Fabrikanten* und dem *Direktor-Stellvertreter* genauso angestrebt wird, an sich selber und seiner Auffassungsfähigkeit zu zweifeln. Wiederum glaubt *Josef K.*, dass es an ihm selber liege, er zu sehr mit seinem *Prozess* beschäftigt sei. Dabei wird der *Prozess* in diesem Moment gerade – so die Annahme – unmittelbar gegen ihn geführt. *Fabrikant* und *Direktor-Stellvertreter* führen *Josef K.* betrügerisch vor, dass sein Bemühen um die Sache, sein Bemühen um *Unschuld* nichts wert und gerade dieses sein Fehler, seine *Schuld* darstelle.

Der *Direktor-Stellvertreter* tritt – so die Annahme – in dem für den *Prozess* richtigen Moment hinzu, um sofort den Allwissenden und Überlegenen zu mimen. Ohne sich die *Papiere* wirklich angeschaut zu haben, stellt er fest: *Danke, ich weiss schon alles – Es ist eine sehr wichtige Sache, ich sehe das vollständig ein*. Schliesslich bittet er den *Fabrikanten* mit dem Hinweis darauf in sein *Büro*, dass *Josef K. heute aber sehr überlastet zu sein scheint, auch ja einige Leute im Vorzimmer schon stundenlang auf ihn warten*. Auch die *Wartenden* sind – so die Annahme – mit Bedacht im *Vorzimmer* belassen, um auch hierüber noch Druck auf *Josef K.* auszuüben. *Josef K.* bemerkt irgendwie, dass es wie in einem schlechten *Prozess* zugeht, dass *Fabrikant* und *Direktor-Stellvertreter über*

[404] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 111ff.

ihn verhandeln, ohne ihn selber, den in ihren Augen bereits Verurteilten, noch zu beachten.

Wenn *Josef K. sich die Grösse der beiden Männer übertrieben vorstellt,* dann deshalb, weil ihm deren Macht gerade in diesem Moment als undurchdringlich erscheint. Er vermag unmittelbar nichts gegen sie, kann mit dem *Emporheben eines der Papiere* nur gerade noch anzeigen, dass er auch noch da ist. *Josef K.* wird von den beiden – so die Annahme – mit Vorsatz, und darin auch besteht die Essenz ihrer Kommunikation, zur Persona non grata degradiert, dieses mit dem Ziel, dem Ziel des *Prozesses*, dass er in der Folge sich selber dementsprechend degradiere. *Josef K.* selber fühlt sich in diesem Moment wie ein *Kommis*, ein Handelsgehilfe, dürfte in den Augen der anderen – so die Annahme – nicht einmal mehr das sein.

Wie der *Bankdirektor-Stellvertreter* mit dem *Fabrikanten* in sein *Büro* gewechselt hat, um das *Geschäft* des *Fabrikanten* – so die Annahme – vorgeblich fertig zu besprechen, ist *Josef K.*, nun alleine in seinem *Büro*, der *Verzweiflung* nahe, versucht jedoch, sich zu erholen, klar im Kopf zu werden.[405]

> **(Z.103)**
> Ohne besonderen Grund, nur um vorläufig noch nicht zum Schreibtisch zurückkehren zu müssen, öffnete er das Fenster. Es liess sich nur schwer öffnen, er musste mit beiden Händen die Klinke drehen. Dann zog durch das Fenster in dessen ganzer Breite und Höhe der mit Rauch vermischte Nebel in das Zimmer und füllte es mit einem leichten Brandgeruch. Auch einige Schneeflocken wurden hereingeweht. „Ein hässlicher Herbst“, sagte hinter K. der Fabrikant, der vom Direktor-Stellvertreter kommend unbemerkt ins Zimmer getreten war. K. nickte und sah unruhig auf die Aktentasche des Fabrikanten, aus der dieser nun wohl die Papiere herausziehen würde, um K. das Ergebnis der Verhandlungen mit dem Direktor-Stellvertreter mitzuteilen. Der Fabrikant aber folgte K.s Blick, klopfte auf seine Tasche und sagte, ohne sie zu öffnen: „Sie wollen hören, wie es ausgefallen ist. Ich trage schon fast den Geschäftsabschluss in der Tasche. Ein reizender Mensch, Ihr Direktor-Stellvertreter, aber durchaus nicht ungefährlich.“ Er lachte, schüttelte K.s Hand und wollte auch ihn zum Lachen bringen. Aber K. schien es nun wieder verdächtig, dass ihm der Fabrikant die Papiere nicht zeigen wollte, und er fand an der Bemerkung des Fabrikanten nichts zum Lachen.[406]

Advokat Huld hatte damals im Gespräch mit *Josef K. an irgendeine Lade des Tisches geklopft*, damit auf ein *Verzeichnis* angeblich zugunsten der *Angeklagten* gewonnener *Prozesse* verwiesen, deren *Schriften* aber *nicht zeigen können*.[407] Denselben Trick wendet jetzt der *Fabrikant* an, indem er *auf seine Tasche klopft, ohne sie zu öffnen*, das heisst ohne den angeblich *fast* fertigen *Geschäftsabschluss* vorzuzeigen. Es ist beim Ganzen aber – so die Annahme – gar nicht um einen *Geschäftsabschluss* im üblichen Sinne gegangen. Der besondere *Geschäftsabschluss* zwischen dem *Fabrikanten* und dem *Direktor-Stellvertreter* besteht in Wirklichkeit – so die Annahme – in nichts anderem als der gemeinsam vollstreckten Zermürbungsaktion gegen *Josef K*. Der *Fabrikant* spielt auf die dementsprechende Rolle des *Direktor-Stellvertreters* sogar unmittelbar an, wohl wissend, dass ihn *Josef K.* missverstehen muss. Der *Direktor-Stellvertreter sei*

---

[405] Vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 113ff.
[406] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 115f.
[407] Vgl. oben, Zitat Z.84.

zwar *ein reizender Mensch, aber durchaus nicht ungefährlich*. Auch der *Fabrikant* selber ist – so die Annahme – *durchaus nicht ungefährlich*.

(Z.104)

„Herr Prokurist“, sagte der Fabrikant, „Sie leiden wohl unter dem Wetter? Sie sehen heute so bedrückt aus.“ „Ja“, sagte Josef K. und griff mit der Hand an die Schläfe, „Kopfschmerzen, Familiensorgen.“ „Sehr richtig“, sagte der Fabrikant, der ein eiliger Mensch war und niemanden ruhig anhören konnte, „jeder hat sein Kreuz zu tragen.“ Unwillkürlich hatte K. einen Schritt gegen die Tür gemacht, als wolle er den Fabrikanten hinausbegleiten, dieser aber sagte: „Ich hätte, Herr Prokurist, noch eine kleine Mitteilung für Sie. Ich fürchte sehr, dass ich Sie gerade heute damit vielleicht belästige, aber ich war schon zweimal in der letzten Zeit bei Ihnen und habe es jedesmal vergessen. Schiebe ich es aber noch weiterhin auf, verliert es wahrscheinlich vollständig seinen Zweck. Das wäre aber schade, denn im Grunde ist meine Mitteilung vielleicht doch nicht wertlos.“ Ehe K. Zeit hatte zu antworten, trat der Fabrikant nahe an ihn heran, klopfte mit dem Fingerknöchel leicht an seine Brust und sagte leise: „Sie haben einen Prozess, nicht wahr?“ K. trat zurück und rief sofort: „Das hat Ihnen der Direktor-Stellvertreter gesagt!“ „Ach nein“, sagte der Fabrikant, „woher sollte denn der Direktor-Stellvertreter es wissen?“ „Und Sie?“ fragte K. schon viel gefasster. „Ich erfahre hie und da etwas vom Gericht“, sagte der Fabrikant, „das betrifft eben die Mitteilung, die ich Ihnen machen wollte.“ „So viel Leute sind mit dem Gericht in Verbindung!“ sagte K. mit gesenktem Kopf und führte den Fabrikanten zum Schreibtisch. Sie setzten sich wieder wie früher und der Fabrikant sagte: „Es ist leider nicht sehr viel, was ich Ihnen mitteilen kann. Aber in solchen Dingen soll man nicht das geringste vernachlässigen. Ausserdem drängt es mich aber, Ihnen irgendwie zu helfen, und sei meine Hilfe noch so bescheiden. Wir waren doch bisher gute Geschäftsfreunde, nicht? Nun also.“ K. wollte sich wegen seines Verhaltens bei der heutigen Besprechung entschuldigen, aber der Fabrikant duldete keine Unterbrechung, schob die Achseltasche hoch unter die Schulter, um zu zeigen, dass er Eile habe, und fuhr fort: „Von Ihrem Prozess weiss ich durch einen gewissen Titorelli. Er ist ein Maler, Titorelli ist nur sein Künstlername, seinen wirklichen Namen kenne ich gar nicht einmal. Er kommt schon seit Jahren von Zeit zu Zeit in mein Büro und bringt kleine Bilder mit, für die ich ihm – er ist fast ein Bettler – immer eine Art Almosen gebe. Es sind übrigens hübsche Bilder, Heidelandschaften und dergleichen. Diese Verkäufe – wir hatten uns schon beide daran gewöhnt – gingen ganz glatt vor sich. Einmal aber wiederholten sich diese Besuche doch zu oft, ich machte ihm Vorwürfe, wir kamen ins Gespräch, es interessierte mich, wie er sich allein durch Malen erhalten könne, und ich erfuhr nun zu meinem Staunen, dass seine Haupteinnahmequelle das Porträtmalen sei.“ ‚Er arbeite für das Gericht‘, sagte er. ‚Für welches Gericht‘, fragte ich. Und nun erzählte er mir von dem Gericht. Sie werden sich wohl am besten vorstellen können, wie erstaunt ich über diese Erzählungen war. Seitdem höre ich bei jedem seiner Besuche irgendwelche Neuigkeiten vom Gericht und bekomme so allmählich einen gewissen Einblick in die Sache. Allerdings ist Titorelli geschwätzig, und ich muss ihn oft abwehren, nicht nur, weil er gewiss auch lügt, sondern vor allem, weil ein Geschäftsmann wie ich, der unter den eigenen Geschäftssorgen fast zusammenbricht, sich nicht noch viel um fremde Dinge kümmern kann. Auch das nur nebenbei. Vielleicht – so dachte ich jetzt – kann Ihnen Titorelli ein wenig behilflich sein, er kennt viele Richter, und wenn er selbst auch keinen grossen Einfluss haben sollte, so kann er Ihnen doch Ratschläge geben, wie man verschiedenen einflussreichen Leuten beikommen kann. Und wenn auch diese Ratschläge an und für sich nicht entscheidend sein sollten, so werden sie doch, meiner Meinung nach, in Ihrem Besitz von grosser Bedeutung sein. Sie sind ja fast ein Advokat. Ich pflege immer zu sagen: Prokurist K. ist fast ein Advokat. Oh, ich habe keine Sorgen wegen Ihres Prozesses. Wollen Sie nun aber zu Titorelli gehen? Auf meine Empfehlung hin wird er gewiss alles tun, was ihm möglich ist. Ich denke wirklich, Sie sollten hingehen. Es muss natürlich nicht heute sein, einmal, gelegentlich. Allerdings sind Sie – das will ich noch sagen – dadurch, dass ich Ihnen diesen Rat gebe, nicht im geringsten verpflichtet, auch wirklich zu Titorelli hinzugehen. Nein, wenn Sie Titorelli entbehren zu können glauben, ist es gewiss besser, ihn ganz beiseite zu lassen. Vielleicht haben Sie schon einen ganz genauen Plan, und Titorelli könnte stören. Nein,

> dann gehen Sie natürlich auf keinen Fall hin! Es kostet gewiss auch Überwindung, sich von einem solchen Burschen Ratschläge geben zu lassen. Nun, wie Sie wollen. Hier ist das Empfehlungsschreiben und hier die Adresse.“[408]

Die *Josef K.* verfolgenden *verleumderischen*[409] Kreise der *höheren Klassen*[410], im Prozess die *hohen Behörden*[411], stehen vor dem Problem – so die Annahme –, wie sie *Josef K.* ans ungewöhnliche *Gericht* zurückholen können, ohne selber mit diesem, das sie in Wirklichkeit selber leiten, in Verbindung gebracht zu werden. Deshalb tut der *Fabrikant*, der selber – so die Annahme – ein Mitglied jener Kreise und also Mitglied der *hohen Behörden* ist, so – so die weitergehende Annahme –, als sei er nur durch Zufall mit *Titorelli* in Kontakt gekommen. Nur durch Zufall habe er erfahren, dass *Titorelli* in der Hauptsache *Maler* an eben dem *Gericht* sei, an dem *Josef K.* seinen *Prozess* habe. Um seine scheinbare Distanz zum *Gericht* zu betonen, hebt er hervor, wie erstaunt er darüber gewesen sei, dass es ein solches *Gericht* geben könne. Dabei wird dieses – so die Annahme – unter anderem von ihm, dem *Fabrikanten* selber, immer neu gewissermassen fabriziert.

Der *Fabrikant* hebt in seiner Rede – so die Annahme – geschickt einerseits den Wert hervor, den *Titorelli* für *Josef K.* haben könnte, betont andererseits, um *Josef K.* von selber darauf kommen zu lassen, dass es ganz bei *Josef K.* liege, ob er zu *Titorelli* hingehe oder nicht hingehe. *Josef K. habe vielleicht schon einen ganz genauen Plan*, wie er vorgehen wolle und benötige dabei *Titorelli* gar nicht. *Josef K. sei* ja *fast ein Advokat*, womit der Fabrikant getarnt als Kompliment – so die Annahme –, auf *Josef K.s* unerwünschten Widerstand gegen den *Prozess* anspielt. *Josef K.* mache, so suggeriert es der *Fabrikant*, was die *Advokaten* üblicherweise machen, nämlich eben, die *Unschuld zu verteidigen*[412]. Er, *Josef K.*, könne diesen Weg schon weiter beschreiten, doch erreiche er so, was der *Fabrikant* nicht sagt, aber durchblicken lässt, in seinem *Prozess* nichts. *Josef K.* gehe doch besser auf seinen Vorschlag ein, mit *Titorelli* zu sprechen.

Der *Fabrikant* unterhält – so die Annahme – via den *Gerichtsmaler* die Verbindung zu der auf den *Dachböden* hausenden *untersten Beamtenschaft*[413]. Die vom *Maler* nebenbei und für ein *Almosen* verkauften *Bilder* dienen – so die weitergehende Annahme – zur Tarnung dieser Verbindung. Und entgegen den Aussagen des *Fabrikanten* hat die Verbindung wie überhaupt seine Zugehörigkeit zum ungewöhnlichen *Gericht* sehr wohl mit seinem *Geschäft* und seinen angeblichen *Geschäftssorgen* zu tun. Er möchte – so die weitergehende Annahme – krumme und ohne grosse Arbeit einträgliche *Geschäfte* ohne die prüfende Kontrolle von *Prokuristen* wie *Josef K.* machen können, gerade so, wie der *Bankdirektor-Stellvertreter* es vorhin demonstrierte. *Gute Geschäftsfreunde* waren der *Fabrikant* und *Josef K.* wohl niemals, jedenfalls nicht in dem Sinn, wie es der *Fabrikant* gerne hätte und wie er und der *Direktor-Stellvertreter* es sind.

---

[408] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 116ff.
[409] Zum Wortgebrauch vgl. oben, Zitat Z.1.
[410] Zum Wortgebrauch, vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 57.
[411] Zum Wortgebrauch vgl. oben, Zitat Z.3.
[412] Zum Wortgebrauch vgl. oben, Zitat Z.44.
[413] Zum Wortgebrauch vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 78.

Josef K. ist zuerst in der Tat verunsichert, *will sich wegen seines Verhaltens bei der heutigen Besprechung* beim *Fabrikanten* sogar *entschuldigen*. Noch während der Verabschiedung des *Fabrikanten* aber lässt er sich die Sache durch den Kopf gehen.

> **(Z.105)**
>
> Enttäuscht nahm K. den Brief und steckte ihn in die Tasche. Selbst im günstigsten Falle war der Vorteil, den ihm die Empfehlung bringen konnte, unverhältnismässig kleiner als der Schaden, der darin lag, dass der Fabrikant von seinem Prozess wusste und dass der Maler die Nachricht weiterverbreitete. Er konnte sich kaum dazu zwingen, dem Fabrikanten, der schon auf dem Weg zur Tür war, mit ein paar Worten zu danken. „Ich werde hingehen", sagte er, als er sich bei der Tür vom Fabrikanten verabschiedete, „oder ihm, da ich jetzt sehr beschäftigt bin, schreiben, er möge einmal zu mir ins Büro kommen." „Ich wusste ja", sagte der Fabrikant, „dass sie den besten Ausweg finden würden. Allerdings dachte ich, dass Sie es lieber vermeiden wollen, Leute wie diesen Titorelli in die Bank einzuladen, um mit ihm hier über den Prozess zu sprechen. Es ist auch nicht immer vorteilhaft, Briefe an solche Leute aus der Hand zu geben. Aber Sie haben gewiss alles durchgedacht und wissen, was Sie tun dürfen." K. nickte und begleitete den Fabrikanten noch durch das Vorzimmer. Aber trotz äusserlicher Ruhe war er über sich sehr erschrocken; dass er Titorelli schreiben würde, hatte er eigentlich nur gesagt, um dem Fabrikanten irgendwie zu zeigen, dass er die Empfehlung zu schätzen wisse und die Möglichkeiten, mit Titorelli zusammenzukommen, sofort überlege, aber wenn er Titorellis Beistand für wertvoll angesehen hätte, hätte er auch nicht gezögert, ihm wirklich zu schreiben. Die Gefahren aber, die das zur Folge haben könnte, hatte er erst durch die Bemerkung des Fabrikanten erkannt. Konnte er sich auf seinen eigenen Verstand tatsächlich schon so wenig verlassen? Wenn es möglich war, dass er einen fragwürdigen Menschen durch einen deutlichen Brief in die Bank einlud, um von ihm, nur durch eine Tür vom Direktor-Stellvertreter getrennt, Ratschläge wegen seines Prozesses zu erbitten, war es dann nicht möglich und sogar sehr wahrscheinlich, dass er auch andere Gefahren übersah oder in sie hineinrannte? Nicht immer stand jemand neben ihm, um ihn zu warnen. Und gerade jetzt, wo er mit gesammelten Kräften auftreten sollte, mussten derartige, ihm bisher fremde Zweifel an seiner eigenen Wachsamkeit auftreten! Sollten die Schwierigkeiten, die er bei Ausführung seiner Büroarbeit fühlte, nun auch im Prozess beginnen? Jetzt allerdings begriff er es gar nicht mehr, wie es möglich gewesen war, dass er an Titorelli hatte schreiben und ihn in die Bank einladen wollen.[414]

Wenn der *Fabrikant Josef K.* ermahnt, den *Gerichtsmaler Titorelli* nicht in die *Bank* einzuladen, hat dieses zum Hintergrund – so die Annahme –, dass die in der *Bank* sitzenden Mitglieder der *hohen Behörden* mit dem *Gericht auf den Dachböden* nicht in Verbindung gebracht werden möchten. Freilich würde *Titorelli* – so die weitergehende Annahme – in der *Bank* niemals sich blicken lassen, auch dann nicht, wenn *Josef K.* ihn *brieflich dazu einlüde*. Umso mehr will man von Seiten der *hohen Behörden*, dass *Josef K.* zu *Titorelli* hinläuft.

Josef K. hatte erfahren, dass die meisten derjenigen, die von seinem *Prozess* hören, ihn, statt ihm wirklich beizustehen, erst recht in den *Prozess* hineindrängen wollen, ganz so, wie sein *Onkel* es machte[415]. Er will vermeiden, dass ein weiterer Personenkreis von seinem *Prozess* erfährt, ohne zu ahnen, wie gross dieser Personenkreis in Wirklichkeit bereits ist. Und erst recht ahnt er nicht – so die Annahme –, dass Leute aus seinem unmittelbaren Umfeld wie der *Direktor-Stellvertreter* oder der *Fabrikant* gerade jetzt gegen ihn den *Prozess* unmittelbar führen.

---

[414] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 118f.
[415] Vgl. oben, Abschnitte XIV.

Josef K. beschliesst, sofort zum *Maler* zu fahren.[416] Um die *Bank* zu verlassen, muss er durchs *Vorzimmer*, wo er von *wartenden Herren* bedrängt wird, die schon lange auf einen Termin bei ihm warten.[417] Dieses eröffnet dem *Direktor-Stellvertreter*, der natürlich – so die Annahme – von allem weiss, einmal mehr die Chance, *Josef K.* zu *erniedrigen*. Er ist sofort zugegen und zeigt sich entrüstet darüber, dass der *Herr Prokurist* jetzt und trotz der schon *stundenlang wartenden Herren weggeht*.[418] Dabei – so die Annahme – weiss er nicht nur ganz genau, warum *Josef K.* jetzt weggeht und wohin er will, sondern hat ja selber es zusammen mit dem *Fabrikanten* genauso bewirkt. Er ist insgeheim – so die Annahme – hocherfreut darüber, dass *Josef K. weggeht*. Und nachdem er *Josef K.* gerügt hat, bietet er den *wartenden Herren* grosszügig an, mit ihm zu *verhandeln*.[419]

XXIII. „Es gehört ja alles zum Gericht“: Gerichtsmaler Titorelli

Josef K. macht sich auf den Weg zu *Titorelli*.

> **(Z.106)**
> Er fuhr sofort zum Maler, der in einer Vorstadt wohnte, die jener, in welcher sich die Gerichtskanzleien befanden, vollständig entgegengesetzt war. Es war eine noch ärmere Gegend, die Häuser noch dunkler, die Gassen voll Schmutz, der auf dem zerflossenen Schnee langsam umhertrieb. Im Hause, in dem der Maler wohnte, war nur ein Flügel des grossen Tores geöffnet, in den anderen aber war unten in der Mauer ein Lücke gebrochen, aus der gerade, als sich K. näherte, eine widerliche, gelbe, rauchende Flüssigkeit herausschoss, vor der sich einige Ratten in den nahen Kanal flüchteten. Unten an der Treppe lag ein kleines Kind bäuchlings auf der Erde und weinte, aber man hörte es kaum infolge des alles übertönenden Lärms, der aus eine Klempnerwerkstätte auf der anderen Seite des Torganges kam. Die Tür der Werkstätte war offen, drei Gehilfen standen im Halbkreis um irgendein Werkstück, auf das sie mit den Hämmern schlugen. Eine grosse Platte Weissblech, die an der Wand hing, warf ein bleiches Licht, das zwischen zwei Gehilfen eindrang und die Gesichter und Arbeitsschürzen erhellte. K. hatte für alles nur einen flüchtigen Blick, er wollte möglichst rasch hier fertig werden, nur den Maler mit ein paar Worten ausforschen und sofort wieder in die Bank zurückgehen. Wenn er hier nur den kleinsten Erfolg hatte, sollte das auf seine heutige Arbeit in der Bank noch eine gute Wirkung ausüben. Im dritten Stockwerk musste er seinen Schritt mässigen, er war ganz ausser Atem, die Treppen, ebenso wie die Stockwerke, waren übermässig hoch, und der Maler sollte ganz oben in einer Dachkammer wohnen. Auch war die Luft sehr drückend, es gab keinen Treppenhof, die enge Treppe war auf beiden Seiten von Mauern eingeschlossen, in denen nur hier und da ganz oben kleine Fenster angebracht waren.[420]

Im *Haus* herrscht eine Atmosphäre, wie *Josef K.* sie im Haus der *ersten Untersuchung*[421] und in den dortigen *Gerichtskanzleien*[422] angetroffen hatte. Ganz zuoberst im *Haus*, oberhalb einer *Treppe, die besonders schmal, sehr lang, ohne Biegung ist*,[423] findet *Josef K.* zum *Zimmer* von *Titorelli*, wo er mit diesem dann sprechen wird. Das *Zim-*

---

[416] Vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 121.
[417] Vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 119.
[418] Vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 120.
[419] Vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 120.
[420] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 121f.
[421] Vgl. oben, Abschnitt VII.
[422] Vgl. oben, Abschnitt XI.
[423] Vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 122.

mer ist ebenfalls *elend klein*.[424] Der *Fabrikant* sagte ja auch, dass *Titorelli fast ein Bettler sei*[425].

(Z.107)

K. hatte sich inzwischen im Zimmer umgesehen, er wäre niemals selbst auf den Gedanken gekommen, dass man dieses elende kleine Zimmer ein Atelier nennen könnte. Mehr als zwei lange Schritte konnte man der Länge und Quere nach kaum hier machen. Alles, Fussboden, Wände und Zimmerdecke, war aus Holz, zwischen den Balken sah man schmale Ritzen. K. gegenüber stand an der Wand das Bett, das mit verschiedenfarbigem Bettzeug überladen war. In der Mitte des Zimmers war auf einer Staffelei ein Bild, das mit einem Hemd verhüllt war, dessen Ärmel bis zum Boden baumelten. Hinter K. war das Fenster, durch das man im Nebel nicht weiter sehen konnte als über das mit Schnee bedeckte Dach des Nachbarhauses.[426]

Im Verlauf des Gesprächs mit *Titorelli* wird für *Josef K.* – ähnlich wie damals in den *Gerichtskanzleien* – die überaus *dumpfe Luft im Zimmer* immer schwerer. Wie *Titorelli* es bemerkt, fordert er *Josef K.* auf, doch den *Rock abzulegen*.[427]

(Z.108)

Obwohl K. beabsichtigte, nur ganz kurze Zeit hierzubleiben, war ihm diese Aufforderung des Malers doch sehr willkommen. Die Luft im Zimmer war ihm allmählich drückend geworden, öfters hatte er schon verwundert auf einen kleinen, zweifellos nicht geheizten Eisenofen in der Ecke hingesehen, die Schwüle im Zimmer war unerklärlich. Während er den Wintermantel ablegte und auch den Rock aufknöpfte, sagte der Maler, sich entschuldigend: „Ich muss Wärme haben. Es ist hier doch sehr behaglich? Das Zimmer ist in dieser Hinsicht sehr gut gelegen.“ K. sagte nichts dazu, aber es war eigentlich nicht die Wärme, die ihm Unbehagen machte, es war vielmehr die dumpfe, das Atmen fast behindernde Luft, das Zimmer war wohl schon lange nicht gelüftet.[428]

Das einzige im *Zimmer Titorellis* vorhandene *Fenster kann* überhaupt *nicht geöffnet werden*, weil es, wie *Titorelli* erklärt, *bloss eine fest eingesetzte Glasscheibe ist*.[429] *Josef K.* soll auch hier – so die Annahme – in jene das ungewöhnliche *Gericht* kennzeichnende, für einen lebendigen Menschen kaum noch erträgliche Atmosphäre hineingezogen werden. *Titorelli* bittet *Josef K.* zusätzlich gar noch, es sich *auf dem Bett bequem zu machen* und *drängt ihn tief in die Betten und Polster hinein*.[430] Im Unterschied zu *Josef K.* fühlt *Titorelli* in der gegebenen *Schwüle*, gleich wie die gesamte *unterste Beamtenschaft*[431] des ungewöhnlichen *Gerichts*,[432] sich geradezu *behaglich*, umso *behaglicher*, als er – so die Annahme – jetzt mit *Josef K.* jemand Lebendiger vor sich hat, den er in seine *elende kleine* Welt hineinziehen kann. Allerdings gelingt es *Josef K.* hier, anders als damals in den *Gerichtskanzleien*, in relativ guter Verfassung zu bleiben.

Das *Zimmer Titorellis* verfügt über *zwei Türen*.[433] Die zweite *kleine Tür* liegt unmittelbar hinter dem *Bett Titorellis*. Durch diese zweite *Tür* wird *Josef K.* das *Zimmer* dann wieder

[424] Vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 124.
[425] Vgl. oben, Zitat Z.104.
[426] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 124.
[427] Vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 127.
[428] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 127f.
[429] Vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 133.
[430] Vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 128.
[431] Zum Wortgebrauch vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 78.
[432] Vgl. oben, Abschnitt XII.
[433] Vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 134.

verlassen, damit also einen andern Weg durch das *Haus* als beim Zutritt nehmen. Um durch die zweite *Tür* hinauszukommen, muss er über *Titorellis Bett* steigen und *Titorelli* fordert ihn auch auf, es *ohne Scheu* zu tun.[434]

> **(Z.109)**
>
> K. hätte auch ohne diese Aufforderung keine Rücksicht genommen, er hatte sogar schon einen Fuss mitten auf das Federbett gesetzt, da sah er durch die offene Tür hinaus und zog den Fuss wieder zurück. „Was ist das?“ fragte er den Maler. „Worüber staunen Sie?“ fragte dieser, seinerseits staunend. „Es sind die Gerichtskanzleien. Wussten Sie nicht, dass hier Gerichtskanzleien sind? Gerichtskanzleien sind doch fast auf jedem Dachboden, warum sollten sie gerade hier fehlen? Auch mein Atelier gehört eigentlich zu den Gerichtskanzleien, das Gericht hat es mir aber zur Verfügung gestellt.“ K. erschrak nicht so sehr darüber, dass er auch hier Gerichtskanzleien gefunden hatte, er erschrak hauptsächlich über sich, über seine Unwissenheit in Gerichtssachen. Als eine Grundregel für das Verhalten eines Angeklagten erschien es ihm, immer vorbereitet zu sein, sich niemals überraschen zu lassen, nicht ahnungslos nach rechts zu schauen, wenn links der Richter neben ihm stand – und gerade gegen diese Grundregel verstiess er immer wieder.[435]

Josef K. wird völlig *überrascht* davon, in den *Gerichtskanzleien* sich wieder zu finden. Freilich erlebte er in seinem *Prozess* schon derart viele *Überraschungen*, dass er darüber, nach wie vor dermassen *überrascht* werden zu können, sich wundert oder vielmehr *erschreckt*. Doch zeigt dieses auch an – so die Annahme –, dass er seinen *Verstand* nach wie vor benützt, er mit dem Rationalen nach wie vor rechnet, was für sich ein gutes Zeichen ist. Die anderen *Angeklagten* zeigen – so die Annahme – von gar nichts mehr sich überrascht.

Bereits wie er zu Beginn seines Besuchs von *Titorelli* die *Treppe* hochgeht und ganz oben ein *paar kleine Mädchen* vor ihm herlaufen,[436] ist er, in einem nicht schlechten, da vorurteilslosen Sinne *ahnungslos*. Die *kleinen Mädchen* wohnen, wie sich herausstellt, im Haus, sind mit *Titorelli* gut bekannt und halten sich oft auch in *Titorellis Zimmer* auf.[437] *Josef K.* fragt beim Hochgehen eines der *Mädchen* nach *Titorelli* und bemerkt dabei, dass *weder ihre Jugend noch ihr Körperfehler*, sie ist *etwas bucklig*, *hat verhindern können, dass sie schon ganz verdorben ist*.[438] Wie *Josef K.* die letzte *lange Treppe* hochgeht, bilden die *Mädchen* eine Art *Spalier* für seinen Gang zu *Titorelli*. *Alle Gesichter, wie auch diese Spalierbildung, stellen eine Mischung von Kindlichkeit und Verworfenheit dar.*[439] Die *Mädchen*, die – so die Annahme – sofort wissen, dass er ein *Angeklagter* ist, auch wenn *Josef K.* vorgibt, sich von *Titorelli malen zu lassen*,[440] möchten ebenfalls zu *Titorelli* hinein, dieser aber wehrt sie ab. Das Hin und Her zwischen *Titorelli* und den *Mädchen hat den Anschein, als ob alles in freundschaftlichem Einvernehmen geschehe*,[441] und in diesem *Einvernehmen* auch setzt er sie vor die *Tür*. Dort bleiben die *Mädchen* und versuchen durch die *Tür* zu verfolgen, was im *Zimmer* geschieht. Zwischendurch rufen Sie *Titorelli* etwas zu und stören so das *Gespräch* zwischen ihm und

[434] Vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 140.
[435] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 141.
[436] Vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 122.
[437] Vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 123f.
[438] Vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 122.
[439] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 122.
[440] Vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 122.
[441] Vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 123.

Josef K. Der *Maler* öffnet einmal kurz die Tür und befiehlt ihnen, still zu sein.[442] Dann kehrt er wieder zum Gespräch mit *Josef K.* zurück.

> **(Z.110)**
>
> „Verzeihen Sie“, sagte der Maler, als er zu K. wieder zurückkehrte. K. hatte sich kaum zur Tür hingewendet, er hatte es vollständig dem Maler überlassen, ob und wie er ihn in Schutz nehmen wollte. Er machte auch jetzt kaum eine Bewegung, als sich der Maler zu ihm niederbeugte und ihm, um draussen nicht gehört zu werden, ins Ohr flüsterte: „Auch diese Mädchen gehören zum Gericht.“ „Wie?“ fragte K., wich mit dem Kopf zur Seite und sah den Maler an. Dieser aber setzte sich wieder auf seinen Sessel und sagte halb im Scherz, halb zur Erklärung: „Es gehört ja alles zum Gericht.“ „Das habe ich noch nicht bemerkt“, sagte K. kurz, die allgemeine Bemerkung des Malers nahm dem Hinweis auf die Mädchen alles Beunruhigende. Trotzdem sah K. ein Weilchen lang zur Tür hin, hinter der die Mädchen jetzt still auf den Stufen sassen. Nur eines hatte einen Strohhalm durch eine Ritze zwischen den Balken gesteckt und führte ihn langsam auf und ab.[443]

Die Bemerkung des *Gerichtsmalers*, dass *alles zum Gericht gehört*, stellt – so die Annahme – eine Übertreibung dar, allerdings eine viel weniger grosse, als *Josef K.* es sich vorstellt. Die meisten Menschen, mit denen er über seinen *Prozess* spricht, erweisen sich ja als auf der Seite des *Gerichts* stehend, sogar auch sein *Onkel*.[444] Schon die Kinder lernen, das ungewöhnliche *Gericht* zu akzeptieren und damit im Gleichen, die *Angeklagten* per se für *schuldig* anzusehen. Die *kleinen Mädchen*, denen *Josef K.* begegnet, fungieren im *Haus* – so die Annahme – wie nebenbei als Zugangskontrolleure für das *Gericht*, verstärken durch ihr *freundliches Einvernehmen mit Titorelli* die durch das *Gericht* gegen alles Lebendige gebildete Front. Die *Mädchen* und *Titorelli* halten gegenseitig sich in dieser Front, sodass es manchmal so erscheint, als wenn *Titorelli* seinerseits unter der Kontrolle der *Mädchen* stehe.[445] In dieser verstrickten Weise freilich – so die Annahme – ist das gegenseitige Verhältnis aller dem *Gericht* Zugehörigen gestaltet. Sie kontrollieren in den Schuldzusammenhang gegenseitig sich hinein, finden dadurch erst recht nicht mehr hinaus, akzeptieren ihn wie selbstverständlich.

Fasst man die *Gerichtskanzleien* als allgemeine Kontroll- und Strafinstanz gegen diejenigen auf, die in den Schuldzusammenhang sich nicht oder zu wenig gut verstricken lassen, dann kann – so hier die Annahme – mit Fug und Recht behauptet werden, dass eine solche Instanz in fast jedem Haus sich befindet. So gesehen übertreibt *Titorelli* nicht, wenn er sagt, dass *Gerichtskanzleien doch fast auf jedem Dachboden sind*[446]. Sie finden sich dann gar nicht nur *fast auf jedem Dachboden*, sondern genauso in den Häusern der reicheren Innenstadt, in den *Villen*[447] der Chefs, Direktoren, Wirtschaftsführer, in deren Büros, auf deren *Segelbooten*[448] usw. Bei letzteren dann allerdings sind sie – so die Annahme – verdeckt *unter dem Anschein äusserster Harmlosigkeit und Uneigennützigkeit*[449].

---

[442] Vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 129.
[443] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 129.
[444] Vgl. oben, Abschnitte II und XIV.
[445] Vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 123f.
[446] Vgl. oben, Zitat Z.109.
[447] Zum Wortgebrauch vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 20.
[448] Zum Wortgebrauch vgl. oben, Zitat Z.25.
[449] Zum Wortgebrauch vgl. oben , Zitat Z.23.

Und wenn dem so ist, dass – wie hier angenommen –, der *Bankdirektor*, der *Bankdirektor-Stellvertreter* und der *Fabrikant* dem aussergewöhnlichen *Gericht* angehören, und zwar ganz inkognito eben, dann ist es *nicht verwunderlich*, dass wenn man, wie *Josef K.* selber es feststellt, *ahnungslos nach rechts schaut, links der Richter neben einem steht*[450]*.* Abstrakt kommt *Josef K.* zu diesem Schluss, kann konkret sich jedoch nicht vorstellen, wie unmittelbar es für sein persönliches Umfeld gilt.

Zwar gehören die um *Unschuld* sich bemühenden Menschen nicht zum *Gericht*, doch kann *Josef K.* solche Menschen in seinem Umfeld nicht finden. Ein solcher Mensch wäre – so die Annahme – am ehesten noch *Fräulein Bürstner*, doch sie gehört wie nicht zu dieser Welt. Seine Freundin *Elsa* interessiert sich für solche Dinge wie *Prozesse* und Fragen von *Schuld* und *Unschuld* prinzipiell nicht, was eine aktive Unterstützung ebenfalls ausschliesst. *Leni* steht trotz aller Unterstützung von *Josef K.* grundsätzlich auf Seiten von *Advokat Huld* und dem *Gericht*. Nichtsdestotrotz kommen – so die Annahme – in allen Klassen der Gesellschaft immer wieder Menschen neu dazu, die um *Unschuld* und damit um ein lebendiges Leben sich bemühen, dieses sich auch nicht wegsozialisieren lassen.

XXIV. Die von Titorelli gemalten Bilder der niedrigen Richter

Nachdem *Josef K.* ins *Zimmer* des *Malers* eingetreten ist, zeigt er diesem das *Empfehlungsschreiben* des *Fabrikanten*.[451]

> **(Z.111)**
> Der Maler las den Brief flüchtig durch und warf ihn aufs Bett. Hätte der Fabrikant nicht auf das bestimmteste von Titorelli als von seinem Bekannten gesprochen, als von einem armen Menschen, der auf seine Almosen angewiesen war, so hätte man jetzt wirklich glauben können, Titorelli kenne den Fabrikanten nicht oder wisse sich an ihn wenigstens nicht zu erinnern. Überdies fragte nun der Maler: „Wollen Sie Bilder kaufen oder sich selbst malen lassen?“ K. hatte es als selbstverständlich angenommen, dass der Fabrikant in dem Brief den Maler davon unterrichtet hatte, dass K. nichts anderes wollte, als sich hier wegen seines Prozesses zu erkundigen. Er war doch gar zu eilig und unüberlegt hierhergelaufen![452]

Natürlich weiss *Titorelli* – so die Annahme – genauestens Bescheid über den ihn Besuchenden und den Grund des Besuchs. Er will aber, dass *Josef K.* von selber auf seinen *Prozess* zu sprechen kommt und damit bereits einen ersten kleinen Schritt auf das *Gericht* zu macht. Also tut *Titorelli* so, als handle es sich bei *Josef K.* um irgendeinen Kunden. Zudem will *Titorelli* – so die Annahme – seine Verbindung zum *Fabrikanten*, der den *hohen Behörden*[453] angehört, möglichst nicht hervorheben, weshalb er *den Brief* gleich *aufs Bett wirft*. Es soll hier nur um *Josef K.* und seinen *Prozess* gehen, mit dem der *Fabrikant*, so soll vorgetäuscht werden, nichts zu tun hat.

Josef K. versucht sich auf *Titorellis* Frage hin, ob *er Bilder kaufen oder sich malen lassen wolle*, irgendwie aus der Affäre zu ziehen.

---

[450] Vgl. oben, Zitat Z.109.
[451] Vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 124f.
[452] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 125.
[453] Zum Wortgebrauch vgl. oben, Zitat Z.3.

(Z.112)

Aber er musste jetzt dem Maler irgendwie antworten und sagte mit einem Blick auf die Staffelei: „Sie arbeiten gerade an einem Bild?“ „Ja“, sagte der Maler und warf das Hemd, das über der Staffelei hing, dem Brief nach auf das Bett. „Es ist ein Porträt. Eine gute Arbeit, aber noch nicht ganz fertig.“ Der Zufall war K. günstig, die Möglichkeit, vom Gericht zu reden, wurde ihm förmlich dargeboten, denn es war offenbar das Porträt eines Richters. Es war übrigens dem Bild im Arbeitszimmer des Advokaten auffallend ähnlich.[454]

Bereits damals, als *Josef K.* bei seinem ersten *Besuch* beim *Advokaten* von *Leni* ins *Advokatenzimmer* gelockt wurde,[455] hatte er das *Bild* eines *Richters* gesehen.

(Z.113)

Besonders fiel ihm ein grosses Bild auf, das rechts von der Tür hing, er beugte sich vor, um es besser zu sehen. Es stellte einen Mann im Richtertalar dar; er sass auf einem hohen Thronsessel, dessen Vergoldung vielfach aus dem Bilde hervorstach. Das Ungewöhnliche war, dass dieser Richter nicht in Ruhe und Würde dort sass, sondern den linken Arm fest an Rücken- und Seitenlehne drückte, den rechten Arm aber völlig frei hatte und nur mit der Hand die Seitenlehne umfasste, als wolle er im nächsten Augenblick mit einer heftigen und vielleicht empörten Wendung aufspringen, um etwas Entscheidendes zu sagen oder gar das Urteil zu verkünden. Der Angeklagte war wohl zu Füssen der Treppe zu denken, deren oberste, mit einem gelben Teppich bedeckte Stufen noch auf dem Bilde zu sehen waren. „Vielleicht ist das mein Richter“, sagte K. und zeigte mit einem Finger auf das Bild. „Ich kenne ihn“, sagte Leni und sah auch zum Bilde auf, „er kommt öfters hierher. Das Bild stammt aus seiner Jugend, er kann aber niemals dem Bilde auch nur ähnlich gewesen sein, denn er ist fast winzig klein. Trotzdem hat er sich auf dem Bilde so in die Länge ziehen lassen, denn er ist unsinnig eitel, wie alle hier. Aber auch ich bin eitel und sehr unzufrieden damit, dass ich Ihnen gar nicht gefalle.“ Auf die letzte Bemerkung antwortete K. nur damit, dass er Leni umfasste und an sich zog, sie lehnte still den Kopf an seine Schulter. Zu dem Übrigen aber sagte er: „Was für einen Rang hat er?“ „Er ist Untersuchungsrichter“, sagte sie, ergriff K.s Hand, mit der er sie umfasst hielt, und spielte mit seinen Fingern. „Wieder nur ein Untersuchungsrichter“, sagte K. enttäuscht, „die hohen Beamten verstecken sich. Aber er sitzt doch auf einem Thronsessel.“ „Das ist alles Erfindung“, sagte Leni, das Gesicht über K.s Hand gebeugt, „in Wirklichkeit sitzt er auf einem Küchensessel, auf dem eine alte Pferdedecke zusammengelegt ist. Aber müssen Sie denn immerfort an Ihren Prozess denken?“[456]

Es ist für sich ja höchst merkwürdig, wenn ein angeblich als *Verteidiger* wirkender *Advokat* wie *Huld Bilder* von *Richtern* im *Advokatenzimmer* hängen hat. Zum ungewöhnlichen *Gericht*, dem *Advokat Huld* ja angehört und dem er huldigt, passt es allerdings – so die Annahme – haargenau.

Das *Bild* nunmehr, das *Josef K.* bei *Titorelli* zu sehen bekommt, ist dem im *Advokatenzimmer* hängenden *ähnlich*.

(Z.114)

Es handelte sich hier zwar um einen ganz anderen Richter, einen dicken Mann, mit schwarzem, buschigem Vollbart, der seitlich weit die Wangen hinaufreichte, auch war jenes Bild ein Ölbild, dieses aber mit Pastellfarben schwach und undeutlich angesetzt. Aber alles übrige war ähnlich, denn auch hier wollte sich gerade der Richter von seinem Thronsessel, dessen Seitenlehnen er festhielt, drohend erheben. „Das ist ja ein Richter“, hatte K. gleich sagen wollen, hielt sich dann aber vorläufig noch zurück und

[454] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 125.
[455] Vgl. oben, Abschnitte XV und XVI.
[456] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 93f.

> näherte sich dem Bild, als wolle er es in den Einzelheiten studieren. Eine grosse Figur, die in der Mitte der Rückenlehne des Thronsessels stand, konnte er sich nicht erklären und fragte den Maler nach ihr. Sie müsse noch ein wenig ausgearbeitet werden, antwortete der Maler, holte von einem Tischchen einen Pastellstift und streichelte mit ihm ein wenig an den Rändern der Figur, ohne sie aber dadurch für K. deutlicher zu machen. „Es ist die Gerechtigkeit", sagte der Maler schliesslich. „Jetzt erkenne ich sie schon", sagte K., „hier ist die Binde um die Augen und hier die Waage. Aber sind nicht an den Fersen Flügel und befindet sie sich nicht im Lauf?" „Ja", sagte der Maler, „ich musste es über Auftrag so malen, es ist eigentlich die Gerechtigkeit und die Siegesgöttin in einem." „Das ist keine gute Verbindung", sagte K. lächelnd, „die Gerechtigkeit muss ruhen, sonst schwankt die Waage, und es ist kein gerechtes Urteil möglich." „Ich füge mich darin meinem Auftraggeber", sagte der Maler. „Ja gewiss", sagte K., der mit seiner Bemerkung niemanden hatte kränken wollen. „Sie haben die Figur so gemalt, wie sie auf dem Thronsessel wirklich steht." „Nein", sagte der Maler, „ich habe weder die Figur noch den Thronsessel gesehen, das alles ist Erfindung, aber es wurde mir angegeben, was ich zu malen habe." „Wie?" fragte K., er tat absichtlich, als verstehe er den Maler nicht völlig, „es ist doch ein Richter, der auf dem Richterstuhl sitzt?" „Ja", sagte der Maler, „aber er ist kein hoher Richter und ist niemals auf einem solchen Thronsessel gesessen." „Und lässt sich doch in so feierlicher Haltung malen? Er sitzt ja da wie ein Gerichtspräsident." „Ja, eitel sind die Herren", sagte der Maler „Aber sie haben die höhere Erlaubnis, sich so malen zu lassen. Jedem ist genau vorgeschrieben, wie er sich malen lassen darf. Nur kann man leider gerade nach diesem Bilde die Einzelheiten der Tracht und des Sitzes nicht beurteilen, die Pastellfarben sind für solche Darstellungen nicht geeignet." „Ja", sagte K., „es ist sonderbar, dass es in Pastellfarben gemalt ist." „Der Richter wünschte es so", sagte der Maler, „es ist für eine Dame bestimmt." Der Anblick des Bildes schien ihm Lust zur Arbeit gemacht zu haben, er krempelte die Hemdärmel aufwärts, nahm einige Stifte in die Hand, und K. sah zu, wie unter den zitternden Spitzen der Stifte anschliessend an den Kopf des Richters ein rötlicher Schatten sich bildete, der strahlenförmig gegen den Rand des Bildes verging. Allmählich umgab dieses Spiel des Schattens den Kopf wie ein Schmuck oder ein hohe Auszeichnung. Um die Figur der Gerechtigkeit aber blieb es bis auf eine unmerkliche Tönung hell, in dieser Helligkeit schien die Figur besonders vorzudringen, sie erinnerte kaum mehr an die Göttin der Gerechtigkeit, aber auch nicht an die des Sieges, sie sah jetzt vielmehr vollkommen wie die Göttin der Jagd aus.[457]

Es ist am *Bild*, wie *Titorelli* erklärt, *alles Erfindung*, das heisst sowohl der *Thronsessel* als auch die *Figur* in der *Mitte der Rücklehne* sind *erfunden*. Und auch die abgebildeten *Richter sind dem Bilde*, wie *Leni* es erklärte, *niemals auch nur ähnlich gewesen* und *haben sich auf dem Bilde so in die Länge ziehen lassen*.[458] Dazu kommt, dass es sich, ebenfalls von *Leni* erklärt, nur um *Untersuchungsrichter* und also nur um niedrige *Richter* handelt.[459] *Josef K.* erkennt den im *Bild* enthaltenen Widerspruch zwischen *Gerechtigkeit und Siegesgöttin* genauso rasch – so die Annahme –, wie er in der *ersten Untersuchung* die *Korruptheit des Gerichts* erkannt hatte.[460] Doch hält er sich gegenüber *Titorelli*, den er für sich gewinnen will, zurück.

Die *Erfindungen* auf den *Bildern Titorellis* geben insofern ein Wirkliches wieder, als sie – so die Annahme – die Macht widerspiegeln, die die *hohen Behörden* den in Wirklichkeit *fast winzig kleinen*[461] auf den *Dachböden* hausenden Menschen verliehen haben. Die

---

[457] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 125f.
[458] Vgl. oben, Zitat Z.113.
[459] Vgl. oben, Zitat Z.113.
[460] Vgl. oben, Zitat Z.44.
[461] Zum Wortgebrauch vgl. oben, Zitat Z.113.

verleumderischen[462] Kreise der *höheren Klassen*[463], innerhalb des ungewöhnlichen *Gerichts* als *hohe Behörden*[464] bezeichnet, ermöglichen es – so die Annahme – den dunklen Kreisen der niederen Klassen, innerhalb des ungewöhnlichen *Gerichts* als *unterste Beamte*[465] bezeichnet, unter dem Titel der *Gerechtigkeit Jagd* auf *unschuldige* Menschen zu machen. Die auf den *Bildern* des *Gerichtsmalers* abgebildeten Menschen sind berechtigt, niedrige *Richter* in der Wirklichkeit zu sein, obwohl sie – so die Annahme – keinerlei amtliche Befugnis dazu besitzen. *Sie haben,* wie *Titorelli* sich ausdrückt, lediglich *die höhere Erlaubnis, sich so malen zu lassen. Jedem ist,* so *Titorelli*, *genau vorgeschrieben, wie er sich malen lassen darf.* Die Grundanlage aller *Bilder* der *Richter* freilich ist mit den Zutaten des *Thronsessels*, der in Wahrheit unmöglichen *Vereinigung von Siegesgöttin und Gerechtigkeit in einem*, sowie *dem sich drohend erhebenden,* in Wahrheit *in die Länge gezogenen Richter* immer dieselbe.

Um *Gerechtigkeit* geht es am ungewöhnlichen *Gericht* – so die Annahme – als bloss Vorgetäuschtes, einzig zur für sich allerdings sehr oberflächlichen Tarnung. Die *Gerechtigkeit* ist in den *Bildern* – so die Annahme – genauso armselig vorgetäuscht wie mit den *Dachböden* die *Gerichtskanzleien* oder von den einzelnen *Beamten* deren jeweilige Funktion. Es geht an diesem *Gericht*, wirklich nur wenig verdeckt, um die *Jagd*, um die *Jagd* auf die *Unschuld*, auf um *Unschuld* sich bemühende Menschen. Deshalb sind die *Richter* auf den *Bildern* dargestellt, als wollten *sie sich gleich drohend erheben*, *als wollten sie im nächsten Augenblick mit einer heftigen und vielleicht empörten Wendung aufspringen, um etwas Entscheidendes zu sagen oder gar das Urteil zu verkünden*.[466] Die niedrigen *Richter* sind – so die Annahme – nicht eingesetzt, um die *Gerechtigkeit* zu suchen, sondern um die *Angeklagten* einzuschüchtern, zu *erniedrigen.* Zwar *verkünden* sie *das Urteil* niemals unmittelbar selber, doch bringen sie entweder die *Angeklagten* dazu, es von selber gegen sich zu fällen, oder sie weisen, wenn ersteres nicht gelingt, den Fall an die *hohen Behörden* zurück, die sodann das *Urteil gewiss und bald* sprechen[467].

> **(Z.115)**
> Die Arbeit des Malers zog K. mehr an, als er wollte; schliesslich aber machte er sich doch Vorwürfe, dass er so lange schon hier war und im Grunde noch nichts für seine eigene Sache unternommen hatte. „Wie heisst dieser Richter?“ fragte er plötzlich. „Das darf ich nicht sagen“, antwortete der Maler, er war tief zum Bild hinabgebeugt und vernachlässigte deutlich seinen Gast, denn er doch zuerst so rücksichtsvoll empfangen hatte. K. hielt das für eine Laune und ärgerte sich darüber, weil er dadurch Zeit verlor. „Sie sind wohl ein Vertrauensmann des Gerichtes?“ fragte er. Sofort legte der Maler die Stifte beiseite, richtete sich auf, rieb die Hände aneinander und sah K. lächelnd an. „Nur immer gleich mit der Wahrheit heraus“, sagte er, „Sie wollen etwas über das Gericht erfahren, wie es ja auch in Ihrem Empfehlungsschreiben steht, und haben zunächst über meine Bilder gesprochen, um mich zu gewinnen. Aber ich nehme das nicht übel, Sie konnten ja nicht wissen, dass das bei mir unangebracht ist. Ich, bitte!“ sagte er scharf abwehrend, als K. etwas einwenden wollte. Und fuhr dann fort: „Im Übrigen haben Sie mit Ihrer Bemerkung vollständig recht, ich bin ein Vertrauens-

[462] Zum Wortgebrauch vgl. oben, Zitat Z.1.
[463] Zum Wortgebrauch vgl. oben, Zitat Z.52.
[464] Zum Wortgebrauch vgl. oben, Zitat Z.3.
[465] Zum Wortgebrauch vgl. oben, Zitat Z.65.
[466] Vgl. oben, Zitat Z.113.
[467] Vgl. zum Wortgebrauch oben, Zitat Z.53.

> mann des Gerichtes.“ Er machte eine Pause, als wolle er K. Zeit lassen, sich mit dieser Tatsache abzufinden.[468]

Titorelli ist *Vertrauensmann des Gerichtes*, was meint – so die Annahme –, dass er das volle *Vertrauen* beider Seiten geniesst, dasjenige der *hohen Behörden* und dasjenige der *untersten Beamtenschaft*. Er fungiert als Mittler zwischen den beiden Sphären, gehört zu der auf den *Dachböden* hausenden *Beamtenschaft* und hat zugleich Kontakt zu den *hohen Behörden* wie beispielsweise zum *Fabrikanten*. *Titorelli* bestätigt mit seinen *Bildern* – so die Annahme –, wem auf den *Dachböden* von den *hohen Behörden* die Berechtigung erteilt ist, als *Untersuchungsrichter* zu fungieren. Wer von *Titorelli* sich *malen*, das heisst, nach den Worten *Lenis*,[469] *in die Länge sich ziehen* und auf einem *Thronsessel sitzend* sich präsentieren lassen darf, der besitzt die Macht eines niedrigen *Richters*. Auf den *Bildern sei der Angeklagte*, so denkt es sich *Josef K., wohl zu Füssen der Treppe zu denken, deren oberste, mit einem gelben Teppich bedeckte Stufen noch auf dem Bilde zu sehen ist*.[470] Die *Angeklagten* zählen für die *Richter* – so die Annahme – überhaupt nichts, weshalb sie auf den *Bildern* schon gar nicht erst vorkommen. Ansonsten käme – so die Annahme – noch jemand auf die Idee, nach ihnen zu fragen.

Wer von den auf den *Dachböden* hausenden Männern die durch die *Bilder* angezeigte Macht eines *Untersuchungsrichters* zugesprochen erhält, besitzt – so die Annahme – zugleich den Schutz der *hohen Behörden*, muss nicht befürchten, für die begangenen Untaten von Gesetzes wegen verfolgt zu werden. Die *Untersuchungsrichter* können von Aussenstehenden aufgrund der *Bilder* nicht wieder erkannt werden und auch *Namen* werden nie genannt[471].

XXV. Die drei Arten der vorgeblichen Befreiung

Wie *Josef K.* aufgrund der Tatsache, dass *Titorelli* ihm den Namen des abgebildeten *Richters* nicht nennen will, fragt, ob er, *Titorelli*, *ein Vertrauensmann des Gerichtes* sei,[472] hat *Josef K.* in den Augen von *Titorelli* – so die Annahme – den erwarteten Schritt zum *Gericht* hin gemacht. *Titorelli* kann jetzt, wie er vermeint, mit der ihm zugewiesenen Arbeit beginnen. Er bittet *Josef K.*, *zunächst seinen Rock abzulegen*. Für *Josef K.* hingegen ist *die Luft im Zimmer* bereits schwer atembar.[473]

> **(Z.116)**
> Diese Unannehmlichkeit wurde für K. dadurch verstärkt, dass ihn der Maler bat, sich auf das Bett zu setzen, während er selbst sich auf den einzigen Stuhl des Zimmers vor der Staffelei niedersetzte. Ausserdem schien es der Maler misszuverstehen, warum K. nur am Bettrand blieb, er bat vielmehr, K. möchte es sich bequem machen und ging, da K. zögerte, selbst hin und drängte ihn tief in die Betten und Polster hinein. Dann kehrte er wieder zum Sessel zurück und stellte endlich die erste sachliche Frage, die K. alles andere vergessen liess. „Sie sind unschuldig?“ „Ja“, sagte K. Die Beantwortung dieser Frage machte ihm geradezu Freude, besonders da sie gegenüber

[468] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 126f.
[469] Vgl. oben, Zitat Z.113.
[470] Vgl. oben, Zitat Z.113.
[471] Vgl. dazu Zitate Z.81 und Z.115.
[472] Vgl. oben, Zitat Z.115.
[473] Vgl. oben, Zitat Z.108.

> einem Privatmann, also ohne jede Verantwortung erfolgte. Noch niemand hatte ihn so offen gefragt. Um diese Freude auszukosten, fügte er noch hinzu: „Ich bin vollständig unschuldig." „So", sagte der Maler, senkte den Kopf und schien nachzudenken. Plötzlich hob er wieder den Kopf und sagte: „Wenn Sie unschuldig sind, dann ist ja die Sache sehr einfach." K.s Blick trübte sich, dieser angebliche Vertrauensmann des Gerichtes redete wie ein unwissendes Kind. „Meine Unschuld vereinfacht die Sache nicht", sagte K. Er musste trotz allem lächeln und schüttelte langsam den Kopf. „Es kommt auf viele Feinheiten an, in denen sich das Gericht verliert. Zum Schluss aber zieht es von irgendwoher, wo ursprünglich gar nichts gewesen ist, eine grosse Schuld hervor." „Ja, ja gewiss", sagte der Maler, als störe K. unnötig seinen Gedankengang. „Sie sind aber doch unschuldig?" „Nun ja", sagte K. „Das ist die Hauptsache", sagte der Maler. Er war durch Gegengründe nicht zu beeinflussen, nur war es trotz seiner Entschiedenheit nicht klar, ob er aus Überzeugung oder nur aus Gleichgültigkeit so redete. K. wollte das zunächst feststellen und sagte deshalb: „Sie kennen ja gewiss das Gericht viel besser als ich, ich weiss nicht viel mehr, als was ich darüber, allerdings von ganz verschiedenen Leuten, gehört habe. Darin stimmten aber alle überein, dass leichtsinnige Anklagen nicht erhoben werden und dass das Gericht, wenn es einmal anklagt, fest von der Schuld des Angeklagten überzeugt ist und von dieser Überzeugung nur schwer abgebracht werden kann." „Schwer?" fragte der Maler und warf eine Hand in die Höhe. „Niemals ist das Gericht davon abzubringen. Wenn ich hier alle Richter nebeneinander auf eine Leinwand male und Sie werden sich vor dieser Leinwand verteidigen, so werden Sie mehr Erfolg haben als vor dem wirklichen Gericht." „Ja", sagte K. für sich und vergass, dass er den Maler nur hatte ausforschen wollen.[474]

Titorelli will *Josef K.* nicht nur *tief in die Betten und Polster hinein drängen*, sondern auch und mehr noch – so die Annahme – in den *Prozess*.

Wie er ihn fragt, *ob er unschuldig sei*, will er – so die Annahme – nicht in Erfahrung bringen, ob *Josef K.* tatsächlich *unschuldig* ist. *Titorelli* ist genauso wie das gesamte *Gericht* von *Josef K.s Schuld überzeugt* und *von dieser Überzeugung niemals abzubringen*. *Titorelli* will mit seiner Frage lediglich prüfen, ob *Josef K.* nach wie vor auf seiner *Unschuld* beharrt oder jetzt vielleicht, da er immerhin zu ihm gekommen ist, doch davon abweicht. *Josef K.* stellt klar, dass er *unschuldig* ist und daran festhält. *Titorelli* erkennt, dass er einen *Angeklagten* vor sich hat, der sich dem ungewöhnlichen *Gericht* nicht beugen will, und *senkt* deshalb – so die Annahme – *den Kopf*. Die *Sache* mit *Josef K.* erweist sich nicht, wie er vorgibt, als *sehr einfach*, sondern als sehr schwierig.

Für das *Gericht* insgesamt käme es – so die Annahme – einer Niederlage gleich, wenn es ihm, worauf es im *Fall* von *Josef K.* hinauszulaufen scheint, nicht gelingt, den *Angeklagten* zu sich und so erst richtig in den *Prozess* zu ziehen. Bei einem Scheitern nämlich muss *Josef K.s Fall*, der wie alle *Fälle* zu Beginn des *Prozesses* von den *hohen Behörden*[475] zur *untersten Beamtenschaft*[476] gegangen war, jetzt wieder – so die Annahme – zurück zu den *hohen Behörden* gewiesen werden. Die *hohen Behörden* müssten *Josef K.*, entgegen ihrer eigenen ideologischen Vorgabe, *gewiss und bald verurteilen*[477]. Um dieses zu vermeiden, ist *Titorelli* – so die Annahme – von *den hohen Behörden* mobilisiert worden.

---

[474] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 128f.
[475] Zum Wortgebrauch vgl. oben, Zitat Z.3.
[476] Zum Wortgebrauch vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 78.
[477] Zum Wortgebrauch vgl. oben, Zitat Z.53.

(Z.117)

„Sie scheinen noch keinen Überblick über das Gericht zu haben“, sagte der Maler, er hatte die Beine auseinandergestreckt und klatschte mit den Fussspitzen auf den Boden. „Da Sie aber unschuldig sind, werden Sie ihn auch nicht benötigen. Ich allein hole Sie raus.“ „Wie wollen Sie das tun?“ fragte K. „Da Sie doch vor kurzem selbst gesagt haben, dass das Gericht für Beweisgründe vollständig unzugänglich ist.“ „Unzugänglich nur für Beweisgründe, die man vor dem Gericht vorbringt“, sagte der Maler und hob den Zeigefinger, als habe K. eine feine Unterscheidung nicht bemerkt. „Anders verhält es sich aber damit, was man in dieser Hinsicht hinter dem öffentlichen Gericht versucht, also in den Beratungszimmern, in den Korridoren oder zum Beispiel auch hier, im Atelier.“ Was der Maler jetzt sagte, schien K. nicht mehr so unglaubwürdig, es zeigte vielmehr eine grosse Übereinstimmung mit dem, was K. auch von anderen Leuten gehört hatte. Ja, es war sogar sehr hoffnungsvoll. Waren die Richter durch persönliche Beziehungen wirklich so leicht zu lenken, wie es der Advokat dargestellt hatte, dann waren die Beziehungen des Malers zu den eitlen Richtern besonders wichtig und jedenfalls keineswegs zu unterschätzen. Dann fügte sich der Maler sehr gut in den Kreis von Helfern, die K. allmählich um sich versammelte. Man hatte einmal in der Bank sein Organisationstalent gerühmt, hier, wo er ganz allein auf sich gestellt war, zeigte sich eine gute Gelegenheit, es auf das Äusserste zu erproben.[478]

Ähnlich wie der zum Angriff übergehende *Titorelli* jetzt *mit den Fussspitzen auf den Boden klatscht*, hatte schon der *Auskunftgeber ein wenig auf den Fussspitzen geschaukelt*,[479] wie dieser den *Angeklagten Josef K.* vor sich hatte. Als wollten sie, wie die auf den *Bildern* dargestellten *Richter*, gleich lossspringen und zuschlagen.

Die Feststellung *Titorellis*, dass *das Gericht für Beweisgründe vollständig unzugänglich sei,* erklärt indirekt noch einmal – so die Annahme –, weshalb *Advokat Huld*, der vorgebliche *Verteidiger* von *Josef K.*, gar nie eine *Eingabe* mit *Beweisgründen*, wohlverstanden mit *Beweisgründen* für dessen wirkliche *Unschuld*, anfertigt. *Huld* macht nur *Eingaben*, wenn er in diesen die Gefügigkeit des *Angeklagten* belegen kann.

Titorelli weist *Josef K.* auf die Bedeutung dessen hin, *was man in dieser Hinsicht hinter dem öffentlichen Gericht versucht, also in den Beratungszimmern, in den Korridoren oder zum Beispiel auch hier, im Atelier*. Er stellt es für *Josef K.* so dar, als würden diese *Versuche* dem Zweck dienen, ihm wirklich zu *helfen*. Er will freilich – so die Annahme – das genaue Gegenteil. Hinter den Verweisen auf die *Beratungszimmer,* die *Korridore* oder sein *Atelier*, was sich alles ja in den *Gerichten* auf den *Dachböden* befindet, versteckt sich der Plan – so die Annahme –, den vom *Gericht* bislang nicht erreichten Zugriff auf *Josef K.* doch noch Realität werden zu lassen. Das *Gericht* im üblicherweise verstandenen Sinne, mit Schriftwechsel, *Hauptverhandlung*[480] usw., gibt es – so die Annahme – auch gar nicht, sondern es gibt nur *die Beratungszimmer*, *die Korridore in den Gerichtskanzleien*, das *Atelier*.

Was *Titorelli* zu den *Versuchen hinter dem öffentlichen Gericht* sagt, erscheint *Josef K.* glaubhaft, da auch *Advokat Huld* auf diesen Weg der indirekten Beeinflussung des *Gerichts* hingewiesen hatte.[481] Dabei geht es – so wie gesagt die Annahme – nicht darum, das *Gericht* in Richtung Freispruch zu *beeinflussen*, sondern darum, ihm die *Angeklagten* als gefügig und geständig präsentieren zu können.

---

[478] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 129f.
[479] Vgl. oben, Zitat Z.55.
[480] Zum Wortgebrauch vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 14, S. 153.
[481] Vgl. oben, Zitat Z.91.

Josef K. geht mit Bezug auf die von *Titorelli* angesprochenen *Versuche* – so die Annahme – völlig verkehrt davon aus, dass *sein Organisationstalent* jetzt besonders gefragt sei, er gleichsam hinter den Kulissen des *Gerichts* seine *Helfer* für sich arbeiten lassen könne. Also fragt er *Titorelli* nach dessen *Verbindungen* zu den *Richtern*.

(Z.118)

„Wie sind Sie denn zum erstenmal mit den Richtern in Verbindung gekommen?“ fragte K., er wollte zuerst das Vertrauen des Malers gewinnen, bevor er ihn geradezu in seine Dienste nahm. „Das war sehr einfach“, sagte der Maler, „ich habe diese Verbindung geerbt. Schon mein Vater war Gerichtsmaler. Es ist das eine Stellung, die sich immer vererbt. Man kann dafür neue Leute nicht brauchen. Es sind nämlich für das Malen der verschiedenen Beamtengrade so verschiedene, vielfache und vor allem geheime Regeln aufgestellt, dass sie überhaupt nicht ausserhalb bestimmter Familien bekannt werden. Dort in der Schublade zum Beispiel habe ich die Aufzeichnungen meines Vaters, die ich niemandem zeige. Aber nur wer sie kennt, ist zum Malen von Richtern befähigt. Jedoch, selbst wenn ich sie verlöre, blieben mir noch so viele Regeln, die ich allein in meinem Kopfe trage, dass mir niemand meine Stellung streitig machen könnte. Es will doch jeder Richter so gemalt werden, wie die alten, grossen Richter gemalt worden sind, und das kann nur ich.“ „Das ist beneidenswert“, sagte K., der an seine Stellung in der Bank dachte. „Ihre Stellung ist also unerschütterlich?“ „Ja, unerschütterlich“, sagte der Maler und hob stolz die Achseln. „Deshalb kann ich es auch wagen, hier und da einem armen Manne, der einen Prozess hat, zu helfen.“[482]

Es mag sein – so die Annahme –, dass *Titorelli* seine Stellung und die damit verbundenen *Regeln* von seinem *Vater geerbt* hat, doch wenn er vorgibt, als Einziger die *geheimen Regeln* zu kennen und *im Kopfe zu haben*, nach denen die *Richter* zu *malen* seien, dann betreibt er nicht nur zum Zweck der Sicherung seiner Position, sondern im selben zugunsten des *Gerichts* Legendenbildung. Zur Herstellung der *Bilder* von den *Richtern*, die sich leicht ja durchschauen lässt, bedarf es keiner, wie von *Titorelli* behauptet, *so verschiedener, vielfacher und vor allem geheimer Regeln*. Doch will er damit klarstellen, was ihm *Josef K.* auch bestätigt, dass *seine Stellung unerschütterlich sei*. *Titorelli* will *Josef K.* glauben machen, dass er durch das *Gericht* in seinem Verhalten nicht korrumpierbar sei, er es also *wagen könne*, *einem armen Manne, der einen Prozess hat, zu helfen*. Dabei gerade aber – so die Annahme – handelt er im Sinn des *Gerichts* und nicht es unterlaufend. Zugleich will er erreichen, dass *Josef K.* ihm das Vertrauen schenkt.

(Z.119)

„Und wie tun Sie das?“ fragte Josef K., als sei es nicht er, den der Maler soeben einen armen Mann genannt hatte. Der Maler aber liess sich nicht ablenken, sondern sagte: „In Ihrem Fall zum Beispiel werde ich, da Sie vollständig unschuldig sind, folgendes unternehmen.“ Die wiederholte Erwähnung seiner Unschuld wurde K. schon lästig. Ihm schien es manchmal, als mache der Maler durch solche Bemerkungen einen günstigen Ausgang des Prozesses zur Voraussetzung seiner Hilfe, die dadurch natürlich in sich selbst zusammenfiel. Trotz diesen Zweifeln bezwang sich aber K. und unterbrach den Maler nicht, dazu war er entschlossen, auch schien ihm diese Hilfe durchaus nicht fragwürdiger als die des Advokaten zu sein. K. zog sie jener sogar bei weitem vor, weil sie harmloser und offener dargeboten wurde.

Der Maler hatte seinen Sessel näher zum Bett gezogen und fuhr mit gedämpfter Stimme fort: „Ich habe vergessen, Sie zunächst zu fragen, welche *Art der Befreiung* Sie wünschen. Es gibt drei Möglichkeiten, nämlich die wirkliche Freisprechung, die

[482] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 130f.

> scheinbare Freisprechung und die Verschleppung. Die wirkliche Freisprechung ist natürlich das Beste, nur habe ich nicht den geringsten Einfluss auf diese Art der Lösung. Es gibt meiner Meinung nach überhaupt keine einzelne Person, die auf die wirkliche Freisprechung Einfluss hätte. Hier entscheidet wahrscheinlich nur die Unschuld des Angeklagten. Da Sie unschuldig sind, wäre es wirklich möglich, dass Sie sich allein auf Ihre Unschuld verlassen. Dann brauchen Sie aber weder mich noch irgendeine andere Hilfe."[483]

Titorellis wiederholte Erwähnung von Josef K.s Unschuld verweist – so die Annahme – in der Tat auf eine wesentliche Voraussetzung der von *Titorelli* vorgesehenen *Hilfe*, doch einer – so die Annahme –, die das Gegenteil von dem meint, was *Josef K.* darunter versteht. Diese *Hilfe* fällt nicht deshalb *in sich zusammen*, weil *Titorelli den günstigen Ausgang*, der ja genau zu erarbeiten wäre, *zu ihrer Voraussetzung macht*, sondern deshalb, weil er *den* für das *Gericht* schon immer feststehenden *ungünstigen Ausgang zur Voraussetzung seiner Hilfe macht*, die *Hilfe* dementsprechend gar keine sein kann.

Wenn *Titorelli* von *Unschuld* spricht – so die Annahme –, meint er in Wirklichkeit *Schuld*, und mit den *drei Arten von Befreiung*, die er *Josef K.* zur Auswahl vorlegt, meint er in Wirklichkeit *drei Arten*, wie *Josef K.* dem ungewöhnlichen *Gericht* unterliegen, sich ihm doch ergeben kann. Mit *Befreiung* meint *Titorelli* die *Befreiung* von der als *Schuld* ausgelegten *Unschuld*, was aber – so die Annahme und von *Titorelli* so natürlich nicht gesagt – nichts weniger als den baldigen Tod des *Angeklagten* meint. *Josef K.* vermag es – so die Annahme – nicht zu durchschauen.

> **(Z.120)**
>
> Diese geordnete Darstellung verblüffte K. anfangs, dann aber sagte er ebenso leise wie der Maler. „Ich glaube, Sie widersprechen sich." „Wie denn?" fragte der Maler geduldig und lehnte sich lächelnd zurück. Dieses Lächeln erweckte in K. das Gefühl, als ob er jetzt daran gehe, nicht in den Worten des Malers, sondern in dem Gerichtsverfahren selbst Widersprüche zu entdecken. Trotzdem wich er aber nicht zurück und sagte: „Sie haben früher die Bemerkung gemacht, dass das Gericht für Beweisgründe unzugänglich ist, später haben Sie dies auf das öffentliche Gericht eingeschränkt, und jetzt sagen Sie sogar, dass der Unschuldige vor dem Gericht keine Hilfe braucht. Darin liegt schon ein Widerspruch. Ausserdem aber haben Sie früher gesagt, dass man die Richter persönlich beeinflussen kann, stellen aber jetzt in Abrede, dass die wirkliche Freisprechung zu erreichen ist. Darin liegt der zweite Widerspruch." „Diese Widersprüche sind leicht aufzuklären", sagte der Maler. Es ist hier von zwei verschiedenen Dingen die Rede, von dem, was im Gesetz steht, und von dem, was ich persönlich erfahren habe, das dürfen sie nicht verwechseln. Im Gesetz, ich habe es allerdings nicht gelesen, steht natürlich einerseits, dass der Unschuldige freigesprochen wird, andererseits steht dort aber nicht, dass die Richter beeinflusst werden können. Nun habe aber ich gerade das Gegenteil dessen erfahren. Ich weiss von keiner wirklichen Freisprechung, wohl aber von vielen Beeinflussungen. Es ist natürlich möglich, dass in allen mir bekannten Fällen keine Unschuld vorhanden war. Aber ist das nicht unwahrscheinlich? In so vielen Fällen keine einzige Unschuld? Schon als Kind hörte ich dem Vater genau zu, wenn er zu Hause von Prozessen erzählte, auch die Richter, die in sein Atelier kamen, erzählten vom Gericht, man spricht in unseren Kreisen überhaupt von nichts anderem; kaum bekam ich die Möglichkeit, selbst zu Gerichte zu gehen, nützte ich sie immer aus, unzählbare Prozesse habe ich in wichtigen Stadien angehört und, soweit sie sichtbar sind, verfolgt, und – ich muss es zugeben – nicht einen einzigen wirklichen Freispruch erlebt." „Keinen einzige Freispruch also", sagte K., als rede er zu sich selbst und zu seinen Hoffnungen. „Das bestätigt aber die Meinung,

[483] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 131.

> die ich vom Gericht schon habe. Es ist also auch von dieser Seite zwecklos. Ein einziger Henker könnte das ganze Gericht ersetzen.“[484]

Titorelli macht einen Unterschied zwischen dem, *was im Gesetz steht, das er nie gelesen hat*, nämlich, dass *Unschuldige freigesprochen* und *Richter nicht beeinflusst werden*, und dem, was *er persönlich erfahren habe*, nämlich, dass es *keine wirkliche Freisprechung* und *viele Beeinflussungen* gibt. Das *Gesetz*, von dem er spricht und *das er nicht gelesen hat*, ist – so die Annahme – nicht das *Gesetz* des ungewöhnlichen *Gerichts*. Das ungewöhnliche *Gericht* hat kein *Gesetz*, bestenfalls ein bloss vorgetäuschtes.[485] Wenn aber das *Gericht* dieses *Gesetz*, demgemäss *Unschuldige freigesprochen* und *Richter nicht beeinflusst werden*, gar nicht besitzt, dann werden an ihm – so die Annahme – *Unschuldige* auch genau *nicht freigesprochen* und *Richter durchaus,* freilich nur zum Zweck des Gefügig-Machens der *Angeklagten*, *beeinflusst*. In diesem Sinn weist Titorelli darauf hin, dass er *von keiner wirklichen Freisprechung weiss, wohl aber von vielen Beeinflussungen*.

Zur *wirklichen Freisprechung* hält *Titorelli* fest, dass er noch nie von einem solchen *Freispruch* gehört habe, es doch aber unwahrscheinlich sei, dass es *in so vielen Fällen keine einzige Unschuld* gegeben habe. Aber er habe wirklich, so müsse er zugeben, *nicht einen einzigen wirklichen Freispruch erlebt*. Damit nimmt *Titorelli Josef K.* jegliche Hoffnung auf die für *Josef K.* als einzige in Frage kommende Variante. Und *Josef K.* folgert sofort richtig, dass dann *ein einziger Henker das ganze Gericht ersetzen könnte*.

Titorelli verrät nicht, dass das ungewöhnliche *Gericht* gezielt nur die *Unschuld* verfolgt, und deshalb alle, die es mit diesem *Gericht* zu tun bekommen, per definitionem *unschuldig* sind. Es ist also nicht so – so die Annahme –, wie Titorelli es darstellt, dass es unwahrscheinlich sei, *in so vielen Fällen keine einzige Unschuld* zu finden, sondern *Unschuld* liegt in jedem Fall vor, doch wird sie vom *Gericht* genau ja als *Schuld* ausgelegt, sodass, in der Perspektive des *Gerichts*, *Unschuld* wirklich gar nie vorkommen kann. Deshalb kann es zum Vornherein gar nie zu einer *wirklichen Freisprechung* kommen.

Entsprechend ist es nur logisch, wenn *Titorelli* argumentiert, dass er *auf die wirkliche Freisprechung*, die es ja gar nicht geben kann, *als Lösung nicht den geringsten Einfluss habe*.[486] *Es gebe seiner Meinung nach,* so fährt er fort, *überhaupt keine einzelne Person, die auf die wirkliche Freisprechung Einfluss habe. Hier entscheide wahrscheinlich nur die Unschuld des Angeklagten. Da Josef K. unschuldig sei, sei es wirklich möglich, dass er sich allein auf seine Unschuld verlasse. Dann brauche er aber weder ihn noch irgendeine andere Hilfe.*[487] Mit dem Hinweis, dass *hier wahrscheinlich nur die Unschuld des Angeklagten entscheide*, meint *Titorelli*, dass hier das reine Insistieren des *Angeklagten* auf die *Unschuld* entscheide, was freilich – so die Annahme – immer zur Folge hat, was *Titorelli* natürlich nicht verrät, *gewiss und bald verurteilt zu werden*[488]*.* Dieses genau ist mit der ersten *Art von Befreiung*[489] gemeint.

---

[484] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 131f.
[485] Vgl. oben, Abschnitt X.
[486] Vgl. oben, Zitat Z.119.
[487] Vgl. oben, Zitat Z.119.
[488] Zum Wortgebrauch vgl. oben, Zitat Z.53.
[489] Zum Wortgebrauch vgl. oben, Zitat Z.119.

XXVI. Die scheinbare Freisprechung und die Verschleppung

Titorelli kommt auf die zwei weiteren *Möglichkeiten* zu sprechen, mit denen er *Josef K.* vorgeblich *helfen* könne, nämlich *die scheinbare Freisprechung* und *die Verschleppung*.[490]

(Z.121)

„Die scheinbare Freisprechung und die Verschleppung“, sagte der Maler. „Es liegt an ihnen, was Sie davon wählen. Beides ist durch meine Hilfe erreichbar, natürlich nicht ohne Mühe, der Unterschied in dieser Hinsicht ist der, dass die scheinbare Freisprechung eine gesammelte zeitweilige, die Verschleppung eine viel geringere, aber dauernde Anstrengung verlangt. Zunächst also die scheinbare Freisprechung. Wenn Sie diese wünschen sollten, schreibe ich auf einem Bogen Papier eine Bestätigung Ihrer Unschuld auf. Der Text für eine solche Bestätigung ist mir von meinem Vater überliefert und ganz unangreifbar. Mit dieser Bestätigung mache ich nun einen Rundgang bei den mir bekannten Richtern. Ich fange also etwa damit an, dass ich dem Richter, den ich jetzt male, heute abend, wenn er zur Sitzung kommt, die Bestätigung vorlege. Ich lege ihm die Bestätigung vor, erkläre ihm, dass Sie unschuldig sind, und verbürge mich für Ihre Unschuld. Das ist aber keine bloss äusserliche, sondern eine wirkliche, bindende Bürgschaft.“ In den Blicken des Malers lag es wie ein Vorwurf, dass K. ihm die Last einer solchen Bürgschaft auferlegen wolle. „Das wäre ja sehr freundlich“, sagte K. „Und der Richter würde Ihnen glauben und mich trotzdem nicht wirklich freisprechen?“ „Wie ich schon sagte“, antwortete der Maler. „Übrigens ist es durchaus nicht sicher, dass jeder mir glauben würde, mancher Richter wird zum Beispiel verlangen, dass ich Sie selbst zu ihm hinführe. Dann müssten Sie also einmal mitkommen. Allerdings ist in einem solchen Falle die Sache schon halb gewonnen, besonders da ich Sie natürlich vorher genau darüber unterrichten würde, wie Sie sich bei dem betreffenden Richter zu verhalten haben. Schlimmer ist es bei den Richtern, die mich – auch das wird vorkommen – von vornherein abweisen. Auf diese müssen wir, wenn ich es auch an mehrfachen Versuchen gewiss nicht fehlen lassen werde, verzichten, wir dürfen das aber auch, denn einzelne Richter können hier nicht den Ausschlag geben. Wenn ich nun auf dieser Bestätigung eine genügende Anzahl von Unterschriften der Richter habe, gehe ich mit dieser Bestätigung zu dem Richter, der Ihren Prozess gerade führt. Möglicherweise habe ich auch seine Unterschrift, dann entwickelt sich alles noch ein wenig rascher als sonst. Im Allgemeinen gibt es aber dann überhaupt nicht mehr viel Hindernisse, es ist dann für den Angeklagten die Zeit der höchsten Zuversicht. Es ist merkwürdig, aber wahr, die Leute sind in dieser Zeit zuversichtlicher als nach dem Freispruch. Es bedarf jetzt keiner besonderen Mühe mehr. Der Richter besitzt in der Bestätigung die Bürgschaft einer Anzahl von Richtern, kann Sie unbesorgt freisprechen und wird es, allerdings nach Durchführung verschiedener Formalitäten, mir und anderen Bekannten zu Gefallen zweifellos tun. Sie aber treten aus dem Gericht und sind frei.“ „Dann bin ich also frei“, sagte K. zögernd. „Ja“, sagte der Maler, „aber nur scheinbar frei oder, besser ausgedrückt, zeitweilig frei. Die untersten Richter nämlich, zu denen meine Bekannten gehören, haben nicht das Recht, endgültig freizusprechen, dieses Recht hat nur das oberste, für Sie, für mich und für uns alle ganz unerreichbare Gericht. Wie es dort aussieht, wissen wir nicht und wollen wir nebenbei gesagt, auch nicht wissen. Das grosse Recht, von der Anklage zu befreien, haben also unsere Richter nicht, wohl aber haben sie das Recht, von der Anklage loszulösen. Das heisst, wenn Sie auf diese Weise freigesprochen werden, sind Sie für den Augenblick der Anklage entzogen, aber sie schwebt auch weiterhin über Ihnen und kann, sobald nur der höhere Befehl kommt, sofort in Wirkung treten.“[491]

Mit der *scheinbaren Freisprechung* sollen *Angeklagte* wie *Josef K.*, die auf ihrer *Unschuld* insistieren und nicht mehr, da es zu einer Abklärung ihrer *Unschuld* ja nicht

[490] Vgl. schon oben, Zitat Z.119.
[491] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 134ff.

kommt, zum *Gericht* hinlaufen, dazu verlockt werden – so die Annahme –, sich doch noch auf den *Prozess* einzulassen. Es soll ihnen als Lockmittel der, von ihnen erwartete *Freispruch scheinbar* gewährt werden.

Die *Bürgschaft*, die *Titorelli* von den *ihm bekannten Richtern* einholt, ist – so die weitergehende Annahme – auch nicht Beleg für die *Unschuld* des *Angeklagten*. Für das ungewöhnliche Gericht existiert *Unschuld* überhaupt nicht. Die *Bürgschaft* stellt – so die Annahme – lediglich das armselig verschlüsselte Signal zu dem in einem *besonders schwierigen Fall*[492] durchzuführenden Lockmanöver dar. Alle *Richter* wissen – so die Annahme – um das Manöver, in welchem von *Freisprechung* einzig und allein zur Täuschung des *Angeklagten* die Rede ist, das mit wirklicher *Freisprechung* aber nichts zu tun hat.

Das Entscheidende des Lockmanövers besteht, wie *Titorelli* erläutert, darin, dass *mancher Richter zum Beispiel verlangen werde, dass er, Titorelli, ihn selbst, Josef K., zu ihm hinführe. Dann müsste Josef K. also einmal mitkommen.* Dieses von *Titorelli* bewusst verharmlost Dargestellte meint – so die Annahme –, dass *Josef K.* dann doch wieder mit einem *Untersuchungsrichter* in Kontakt treten müsste, mit einem Mitglied der, wie *Josef K.* selber sie bezeichnet hat, *korrupten Bande*[493] also. Hierfür *würde Titorelli*, wie dieser es scheinbar neutral darstellt, *Josef K. vorher natürlich genau darüber unterrichten*, *wie er sich bei dem betreffenden Richter zu verhalten habe*. Er würde – so die Annahme – zu *Josef K.* ganz einfach sagen, dass er, *Josef K.*, vom *Richter* sich *erniedrigen* lassen müsse, unter keinen Umständen, wie er es mit seiner *Rede* bei der *ersten Untersuchung* tat,[494] von selber das Wort ergreifen und Gegenrede halten dürfe. Der von *Titorelli* im Zusammenhang mit der *scheinbaren Freisprechung* geforderte Gang zu den *Richtern* ist nichts anderes – so die Annahme – als die gehorsame Erfüllung der *Vorladungen* durch das ungewöhnliche *Gericht*, wie sie von *Josef K.* jetzt schon erwartet, von ihm aber verweigert wird.

Indem nach einer *scheinbaren Freisprechung* die *Anklage* nur *für den Augenblick entzogen ist, aber auch weiterhin über dem Angeklagten schwebt*, behält das ungewöhnliche *Gericht* nicht nur alle Druckmittel auf seiner Seite, sondern – so die Annahme – vergrössert den Druck sogar noch, dieses entgegen dem Glauben der darauf sich Einlassenden, zumindest für den Moment wieder *frei* zu sein.

> **(Z.122)**
>
> „Da ich mit dem Gericht in so guter Verbindung stehe, kann ich Ihnen auch sagen, wie sich in den Vorschriften für die Gerichtskanzleien der Unterschied zwischen der wirklichen und der scheinbaren Freisprechung rein äusserlich zeigt. Bei einer wirklichen Freisprechung sollen die Prozessakten vollständig abgelegt werden, sie verschwinden gänzlich aus dem Verfahren, nicht nur die Anklage, auch der Prozess und sogar der Freispruch sind vernichtet, alles ist vernichtet. Anders beim scheinbaren Freispruch. Mit dem Akt ist keine weitere Veränderung vor sich gegangen, als dass er um die Bestätigung der Unschuld, um den Freispruch und um die Begründung des Freispruchs bereichert worden ist. Im übrigen aber bleibt er im Verfahren, er wird, wie es der ununterbrochene Verkehr der Gerichtskanzleien erfordert, zu den höheren Gerichten weitergeleitet, kommt zu den niedrigeren zurück und pendelt so mit grösseren und kleine-

[492] Zum Wortgebrauch vgl. oben, Zitat Z.92.
[493] Vgl. oben, Zitat Z.44.
[494] Vgl. oben, Abschnitt IX.

> ren Schwingungen, mit grösseren und kleineren Stockungen auf und ab. Diese Wege sind unberechenbar. Von aussen gesehen, kann es manchmal den Anschein bekommen, dass alles längst vergessen, der Akt verloren und der Freispruch ein vollkommener ist. Ein Eingeweihter wird das nicht glauben. Es geht kein Akt verloren, es gibt bei Gericht kein Vergessen. Eines Tages – niemand erwartet es – nimmt irgendein Richter den Akt aufmerksamer in die Hand, erkennt, dass in diesem Fall die Anklage noch lebendig ist, und ordnet die sofortige Verhaftung an. Ich habe hier angenommen, dass zwischen dem scheinbaren Freispruch und der neuen Verhaftung eine lange Zeit vergeht, das ist möglich, und ich weiss von solchen Fällen, es ist aber ebensogut möglich, dass der Freigesprochene vom Gericht nach Hause kommt und dort schon Beauftragte warten, um ihn wieder zu verhaften. Dann ist natürlich das freie Leben zu Ende.“ „Und der Prozess beginnt von neuem?“ fragte K. fast ungläubig. „Allerdings“, sagte der Maler, „der Prozess beginnt von neuem, es besteht aber wieder die Möglichkeit, ebenso wie früher, einen scheinbaren Freispruch zu erwirken. Man muss wieder alle Kräfte zusammennehmen und darf sich nicht ergeben.“ Das letztere sagte der Maler vielleicht unter dem Eindruck, den K., der ein wenig zusammengesunken war, auf ihn machte. „Ist aber“, fragte K., als wolle er jetzt irgendwelchen Enthüllungen des Malers zuvorkommen, „die Erwirkung eines zweiten Freispruchs nicht schwieriger als die des ersten?“ „Man kann“, sagte der Maler, „in dieser Hinsicht nichts Bestimmtes sagen. Sie meinen wohl, dass die Richter durch die zweite Verhaftung in ihrem Urteil zuungunsten des Angeklagten beeinflusst werden? Das ist nicht der Fall. Die Richter haben ja schon beim Freispruch diese Verhaftung vorgesehen. Dieser Umstand wirkt also kaum ein. Wohl aber kann aus zahllosen sonstigen Gründen die Stimmung der Richter sowie ihre rechtliche Beurteilung des Falles eine andere geworden sein, und die Bemühungen um den zweiten Freispruch müssen daher den veränderten Umständen angepasst werden und im allgemeinen ebenso kräftig sein wie vor dem ersten Freispruch.“ „Aber dieser zweite Freispruch ist doch wieder nicht endgültig“, sagte K. und drehte abweisend den Kopf. „Natürlich nicht“, sagte der Maler, dem zweiten Freispruch folgt die dritte Verhaftung, dem dritten Freispruch die vierte Verhaftung, und so fort. Das liegt schon im Begriff des scheinbaren Freispruchs.“ K. schwieg.[495]

Der von *Titorelli* erläuterte Unterschied zwischen dem *wirklichen* und dem *scheinbaren Freispruch* hat den grundlegenden Makel, dass es am ungewöhnlichen *Gericht* den *wirklichen Freispruch* gar nicht gibt.[496] Zwar erklärt *Titorelli* zwischendurch auch einmal, sich selber widersprechend, dass es *wirkliche Freisprüche allerdings gegeben habe, es nur aber sehr schwer sei, das festzustellen*.[497] *Wirkliche Freisprüche* hat es – so die Annahme – nie gegeben und es kommt auf den *Gerichtskanzleien* demzufolge auch nie infolge eines *wirklichen Freispruchs* zur *Vernichtung* von *allem*, der *Anklage*, des *Prozesses* und sogar des *Freispruchs*. *Titorelli* bringt den in Wirklichkeit nicht vorkommenden *wirklichen Freispruch* lediglich immer wieder ins Spiel – so die Annahme –, um den *scheinbaren Freispruch* in dessen Nähe rücken und auf diese Weise anziehender für *Josef K.* zu machen.

Die *scheinbare Freisprechung* liefe, wenn *Josef K.* sich auf sie einlassen würde, darauf hinaus, dass er – so die Annahme – in rascher Abfolge *scheinbar freigesprochen*, *wieder verhaftet, scheinbar freigesprochen, wieder verhaftet* und so weiter würde. Damit hätte das ungewöhnliche *Gericht* sein Ziel erreicht, ständigen Zugriff auf *Josef K.* zu haben und ihn dabei ebenso wie in einem normal verlaufenden *Prozess* zermürben zu können. Auch der Hinweis *Titorellis*, dass er von *Fällen wisse*, wo zwischen *scheinbarem Freispruch* und *Verhaftung eine lange Zeit vergangen sei*, dient – so die Annahme

[495] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 136f.
[496] Vgl. oben, Zitat Z.120.
[497] Vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 132f.

– einzig dazu, *Josef K.* Hoffnung zu machen, ist aber reine Täuschung. Diese *Fälle* kommen – so die Annahme – ebenfalls nie vor.

Josef K. bemerkt rasch, dass ihm der *scheinbare Freispruch* nicht weiter hilft, und *Titorelli* bemerkt, dass *Josef K.* es bemerkt. Also geht er zur dritten *Möglichkeit* über, die *Verschleppung*.

(Z.123)

„Der scheinbare Freispruch scheint Ihnen offenbar nicht vorteilhaft zu sein“, sagte der Maler, „vielleicht entspricht Ihnen die Verschleppung besser. Soll ich Ihnen das Wesen der Verschleppung erklären?“ K. nickte. Der Maler hatte sich breit in seinen Sessel zurückgelehnt, das Nachthemd war weit offen, er hatte eine Hand daruntergeschoben, mit der er über die Brust und die Seiten strich. „Die Verschleppung“, sagte der Maler und sah einen Augenblick vor sich hin, als suche er eine vollständig zutreffende Erklärung, „die Verschleppung besteht darin, dass der Prozess dauernd im niedrigsten Prozessstadium erhalten wird. Um dies zu erreichen, ist es nötig, dass der Angeklagte und der Helfer, insbesondere aber der Helfer in ununterbrochener persönlicher Fühlung mit dem Gericht bleibt. Ich wiederhole, es ist hier kein solcher Kraftaufwand nötig wie bei der Erreichung eines scheinbaren Freispruchs, wohl aber ist eine viel grössere Aufmerksamkeit nötig. Man darf den Prozess nicht aus den Augen verlieren, man muss zu dem betreffenden Richter in regelmässigen Zwischenräumen und ausserdem bei besonderen Gelegenheiten gehen und ihn auf jede Weise sich freundlich zu erhalten suchen; ist man mit dem Richter nicht persönlich bekannt, so muss man durch bekannte Richter ihn beeinflussen lassen, ohne dass man etwa deshalb die unmittelbaren Besprechungen aufgeben dürfte. Versäumt man in dieser Hinsicht nichts, so kann man mit genügender Bestimmtheit annehmen, dass der Prozess über sein erstes Stadium nicht hinauskommt. Der Prozess hört zwar nicht auf, aber der Angeklagte ist vor einer Verurteilung fast ebenso gesichert, wie wenn er frei wäre. Gegenüber dem scheinbaren Freispruch hat die Verschleppung den Vorteil, dass die Zukunft des Angeklagten weniger unbestimmt ist, er bleibt vor dem Schrecken der plötzlichen Verhaftung bewahrt und muss nicht fürchten, etwa gerade zu Zeiten, wo seine sonstigen Umstände dafür am wenigsten günstig sind, die Anstrengungen und Aufregungen auf sich nehmen zu müssen, welche mit der Erreichung des scheinbaren Freispruchs verbunden sind. Allerdings hat auch die Verschleppung für den Angeklagten gewisse Nachteile, die man nicht unterschätzen darf. Ich denke hierbei nicht daran, dass hier der Angeklagte niemals frei ist, das ist er ja auch bei der scheinbaren Freisprechung im eigentlichen Sinne nicht. Es ist ein anderer Nachteil. Der Prozess kann nicht stillstehen, ohne dass wenigstens scheinbare Gründe dafür vorliegen. Es muss deshalb im Prozess nach aussen hin etwas geschehen. Es müssen also von Zeit zu Zeit verschiedene Anordnungen getroffen werden, der Angeklagte muss verhört werden. Untersuchungen müssen stattfinden und so weiter. Der Prozess muss eben immerfort in dem kleinen Kreis, auf den er künstlich eingeschränkt worden ist, gedreht werden. Das bringt natürlich gewisse Unannehmlichkeiten für den Angeklagten mit sich, die Sie sich aber wiederum nicht zu schlimm vorstellen dürfen. Es ist ja alles nur äusserlich, die Verhöre beispielsweise sind also nur ganz kurz, wenn man einmal keine Zeit oder keine Lust hat, hinzugehen, darf man sich entschuldigen, man kann sogar bei gewissen Richtern die Anordnungen für eine lange Zeit im voraus gemeinsam festsetzen, es handelt sich im Wesen nur darum, dass man, da man Angeklagter ist, von Zeit zu Zeit bei seinem Richter sich meldet.“ Schon während der letzten Worte hatte K. den Rock über den Arm gelegt und war aufgestanden. „Er steht schon auf!“ rief es sofort draussen vor der Tür. „Sie wollen schon fortgehen?“ fragte der Maler, der auch aufgestanden war. „Es ist gewiss die Luft, die Sie von hier vertreibt. Es ist mir sehr peinlich. Ich hätte Ihnen auch noch manches zu sagen. Ich musste mich ganz kurz fassen. Ich hoffe aber, verständlich gewesen zu sein.“ „Oh ja“, sagte K., dem von der Anstrengung, mit der er sich zum Zuhören gezwungen hatte, der Kopf schmerzte. Trotz dieser Bestätigung sagte der Maler, alles noch einmal zusammenfassend, als wolle er K. auf den Heimweg einen Trost mitgeben: „Beide Methoden haben das Gemeinsame, dass sie eine Verurteilung des Angeklagten verhin-

> dern.“ „Sie verhindern aber auch die wirkliche Freisprechung“, sagte K. leise, als schäme er sich, das erkannt zu haben. „Sie haben den Kern der Sache erfasst“, sagte der Maler schnell.[498]

Das Ziel der am ungewöhnlichen *Gericht* geführten *Prozesse* besteht zum Vornherein darin – so die Annahme –, *dass der Prozess dauernd im niedrigsten Prozessstadium erhalten wird*. Die *niedrigen Beamten* und *Richter* auf den *Dachböden* sollen die *Angeklagten* in die Selbstverurteilung zwingen, dieses *dauernd im niedrigsten Prozessstadium*. Es kommt – so die Annahme – für das gesamte ungewöhnliche *Gericht* einer Niederlage gleich, wenn es ihm bei einem *Angeklagten* nicht gelingt, ihn auf die *Dachböden* und dort ins Tote und in die Selbstverurteilung zu ziehen. Weil dem *Gericht* im Fall von *Josef K.* eine solche Niederlage droht, sah es sich auch – so die Annahme – gezwungen, vermittels *Titorelli* zu intervenieren.

Hierbei geht es dem ungewöhnlichen *Gericht* nahezu – so die Annahme – um seine Daseinsberechtigung, weshalb *der Maler seine Hand unter das weit offene Nachthemd darunter geschoben hat* und mit ihr *die Brust und die Seite streicht*. Infolge des drohenden Scheiterns im Fall von *Josef K.* stehen *Titorelli* und das *Gericht* wie fast ganz entblösst da, versuchen – so die weitergehende Annahme – darüber hinweg zu täuschen, indem sie Ruhe und Überlegenheit und auch Normalität vorspielen. Dabei wirken sie aus einer menschlich-würdigen Perspektive gesehen immer auch – so die Annahme – sehr lächerlich. *Dieses gilt* nicht erst für den *sich die Brust und die Seite streichenden Titorelli*, sondern galt schon für alle anderen *Josef K.* attackierenden Mitglieder des vorgeblichen *Gerichts*.

Die *Verschleppung* stellt sich, so wird sie von *Titorelli* erklärt, zunächst als nichts anderes als das dar, was – so die Annahme – von jedem *Angeklagten* sowieso erwartet wird. *Man muss zu dem betreffenden Richter in regelmässigen Zwischenräumen und ausserdem bei besonderen Gelegenheiten gehen und ihn auf jede Weise sich freundlich zu erhalten suchen. Titorelli* hebt gegenüber *Josef K.* nur noch besonders hervor, dass *hier kein solcher Kraftaufwand nötig sei wie bei der Erreichung eines scheinbaren Freispruchs*. *Er, Josef K., werde* als *Angeklagter* zwar regelmässig *verhört*, *dürfe sich diese Verhöre aber wiederum nicht zu schlimm vorstellen*, dürfe *sich* auch einmal *entschuldigen, wenn er einmal keine Zeit oder keine Lust habe, hinzugehen*. *Es sei ja alles,* so die Darstellung durch *Titorelli, nur äusserlich. Im Wesen handle es sich nur darum*, *dass man, da man Angeklagter sei, von Zeit zu Zeit bei seinem Richter sich meldet.* Natürlich hebt *Titorelli* – so die Annahme – diese vorgeblich erleichternden Punkte nur hervor, um die *Verschleppung* für *Josef K.* anziehender erscheinen zu lassen. Selbstredend zielen die *Verhöre* auch im Falle der *Verschleppung* auf nichts anderes als die *Erniedrigung* und Zerstörung des Selbstwertgefühls des *Angeklagten* ab.

Titorelli erklärt, dass *Josef K. bei einer Verschleppung vor einer Verurteilung fast ebenso gesichert sei, wie wenn er frei wäre*. Mit der *Verurteilung* meint *Titorelli* eine von aussen vollzogene *Verurteilung*, doch ist das *Gericht* – so die Annahme – auf eine solche nicht aus, sondern will sie möglichst vermeiden, im Fall von *Josef K.* jetzt gerade vermit-

[498] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 137ff.

tels *Titorelli*. Es ist darauf aus, die *Angeklagten* mittels ständiger *Vorladungen* und *Verhöre* in die Knie, das heisst in eine von selber vollzogene *Verurteilung* zu zwingen.

Josef K. seinerseits ist einzig und allein daran interessiert, dass seine *Unschuld* erwiesen und er *wirklich freigesprochen* wird. Wie er erkennt, dass ihm Titorelli dazu nicht verhelfen kann, *steht er sofort auf*, um zu gehen. *Titorelli* abschliessender Hinweis, *dass beide Methoden, der scheinbare Freispruch und die Verschleppung, das Gemeinsame hätten, dass sie eine Verurteilung des Angeklagten verhindern*, nützt bei *Josef K.* nichts, da *sie aber auch,* wie er selber es sagt, *die wirkliche Freisprechung verhindern*. *Titorelli* bestätigt, dass *Josef K.* damit *den Kern der Sache erfasst habe*.

Josef K. erklärt gegenüber *Titorelli* zwar noch, dass er bald *wiederkommen werde* und kauft dem *Maler* auf dessen Drängen hin auch noch zwei jämmerliche *Bilder* von *Heidelandschaften* ab.[499] Doch ist hier – so die Annahme – auch für *Josef K.* selber bereits klar, dass er zu *Titorelli* und zum *Gericht* auf den *Dachböden* nicht mehr hingehen wird.

XXVII. Die Lage des ebenfalls angeklagten Kaufmann Block

Josef K. geht zu *Advokat Huld*, um ihm *seine Vertretung zu entziehen*.[500] Wie *Josef K.* zu später Stunde, es ist *elf Uhr nachts*,[501] das *Haus* von *Huld* betritt, trifft er zuerst auf *Kaufmann Block* und *Leni*, die beide nur spärlich bekleidet sind.[502] *Kaufmann Block* ist genau gleich wie *Josef K. verhaftet* und *angeklagt*, und auch er wird von *Advokat Huld vertreten*. *Leni* sagt zu *Josef K.*, dass sie sich *Blocks nur ein wenig angenommen habe, weil er eine grosse Kundschaft des Advokaten ist, aus keinem anderen Grund*.[503] Tatsächlich gehört die Betreuung der *Klienten*, nicht nur von *Josef K.*, durch *Leni* zu *Hulds Advokatur* fest dazu.[504]

Während *Leni* dem *Advokaten einen Teller Suppe* in dessen *Zimmer* bringt, kommen *Josef K.* und *Kaufmann Block* in *Lenis Küche* ins Gespräch.[505]

> **(Z.124)**
>
> K. wandte sich um, kaum bemerkte das der Kaufmann, als er sofort aufstehen wollte. „Bleiben Sie sitzen“, sagte K. und zog einen Sessel neben ihn. „Sie sind schon ein alter Klient des Advokaten?“ fragte K. „Ja“, sagte der Kaufmann, „ein sehr alter Klient." „Wieviel Jahre vertritt er Sie denn schon?“ fragte K. „Ich weiss nicht, wie Sie es meinen“, sagte der Kaufmann, „in geschäftlichen Rechtsangelegenheiten – ich habe ein Getreidegeschäft – vertritt mich der Advokat schon, seit ich das Geschäft übernommen habe, also etwa seit zwanzig Jahren, in meinem eigenen Prozess, auf den Sie wahrscheinlich anspielen, vertritt er mich auch seit Beginn, es ist schon länger als fünf Jahre. Ja, weit über fünf Jahre“, fügte er dann hinzu und zog eine alte Brieftasche hervor, „hier habe ich alles aufgeschrieben; wenn Sie wollen, sage ich Ihnen die genauen Daten. Es ist schwer, alles zu behalten. Mein Prozess dauert wahrscheinlich schon viel länger, er begann kurz nach dem Tod meiner Frau, und das ist schon länger als fünfeinhalb Jahre.“ K. rückte näher zu ihm. „Der Advokat übernimmt also auch

[499] Vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 139f.
[500] Vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 143ff.
[501] Vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 155.
[502] Vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 144.
[503] Vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 146.
[504] Vgl. oben, Abschnitt XVI.
[505] Vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 147.

> gewöhnliche Rechtssachen?“ fragte er. Diese Verbindung der Gerichte und Rechtswissenschaften schien K. ungemein beruhigend. „Gewiss“, sagte der Kaufmann und flüsterte dann K. zu: „Man sagt sogar, dass er in diesen Rechtssachen tüchtiger ist als in den andern.“ Aber dann schien er das Gesagte zu bereuen, er legte K. eine Hand auf die Schulter und sagte: „Ich bitte Sie sehr, verraten Sie mich nicht.“ K. klopfte ihm zur Beruhigung auf den Schenkel und sagte: „Nein, ich bin kein Verräter.“ „Er ist nämlich rachsüchtig“, sagte der Kaufmann. „Gegen einen so treuen Klienten wird er gewiss nichts tun“, sagte K. „O doch“, sagte der Kaufmann, „wenn er aufgeregt ist, kennt er keine Unterschiede, übrigens bin ich ihm nicht eigentlich treu.“ „Wieso denn nicht?“ fragte K. „Soll ich es Ihnen anvertrauen?“ fragte der Kaufmann zweifelnd. „Ich denke, Sie dürfen es“, sagte K. „Nun“, sagte der Kaufmann, „ich werde es Ihnen zum Teil anvertrauen, Sie müssen mir aber auch ein Geheimnis sagen, damit wir uns gegenüber dem Advokaten gegenseitig festhalten.“ „Sie sind sehr vorsichtig“, sagte K., „aber ich werde Ihnen ein Geheimnis sagen, das Sie vollständig beruhigen wird. Worin besteht also Ihre Untreue gegenüber dem Advokaten?“ „Ich habe“, sagte der Kaufmann zögernd und in einem Ton, als gestehe er etwas Unehrenhaftes ein, „ich habe ausser ihm noch andere Advokaten.“ „Das ist doch nichts so Schlimmes“, sagte K., ein wenig enttäuscht. „Hier ja“, sagte der Kaufmann, der noch seit seinem Geständnis schwer atmete, infolge K.s Bemerkung aber mehr Vertrauen fasste. „Es ist nicht erlaubt. Und am allerwenigsten ist es erlaubt, neben einem sogenannten Advokaten auch noch Winkeladvokaten zu nehmen. Und gerade das habe ich getan, ich habe ausser ihm noch fünf Winkeladvokaten.“ „Fünf!“ rief K., erst diese Zahl setzte ihn in Erstaunen, „fünf Advokaten ausser diesem?“ Der Kaufmann nickte: „Ich verhandle gerade noch mit einem sechsten.“ „Aber wozu brauchen Sie denn soviel Advokaten?“ fragte K. „Ich brauche alle“, sagte der Kaufmann. „Wollen Sie mir das nicht erklären?“ fragte K. „Gern“, sagte der Kaufmann. „Vor allem doch will ich meinen Prozess nicht verlieren, das ist doch selbstverständlich. Infolgedessen darf ich nichts, was mir nützen könnte, ausser acht lassen; selbst wenn die Hoffnung auf Nutzen in einem bestimmten Falle nur ganz gering ist, darf ich sie auch nicht verwerfen. Ich habe deshalb alles, was ich besitze, auf den Prozess verwendet. So habe ich zum Beispiel alles Geld meinem Geschäft entzogen, früher füllten die Büroräume meines Geschäfts fast ein Stockwerk, heute genügt eine kleine Kammer im Hinterhaus, wo ich mit einem Lehrjungen arbeite. Diesen Rückgang hat natürlich nicht nur die Entziehung des Geldes verschuldet, sondern mehr noch die Entziehung meiner Arbeitskraft. Wenn man für seinen Prozess etwas tun will, kann man sich mit anderem nur wenig befassen.“ „Sie arbeiten also auch selbst bei Gericht?“ fragte K. „Gerade darüber möchte ich gern etwas erfahren.“ „Darüber kann ich nur wenig berichten“, sagte der Kaufmann, „anfangs habe ich es wohl auch versucht, aber ich habe bald wieder davon abgelassen. Es ist zu erschöpfend und bringt nicht viel Erfolg. Selbst dort zu arbeiten und zu unterhandeln, hat sich wenigstens für mich als ganz unmöglich erwiesen. Es ist ja dort schon das blosse Sitzen und Warten eine grosse Anstrengung.[506]

Wenn *Kaufmann Block* neben *Advokat Huld* noch *fünf* weitere *Winkeladvokaten* beschäftigt und mit einem *sechsten* in *Verhandlung* steht, dann verfolgt er damit – so die Annahme – nicht das Ziel, seine *Unschuld* umso besser *verteidigen*[507] *zu können*. Er weiss genau – so die Annahme –, dass er an der ihm vom *Gericht* unterstellten *Schuld* nichts zu verändern vermag und macht auch ohne *Zögern*, dieses im genauen Gegensatz zu *Josef K.*, das *Geständnis*[508] vor *Gericht*. Deshalb stellt *Block* für das *Gericht* auch ein *ganz einfacher Fall*[509] dar. Die verschiedenen von *Block* engagierten *Advokaten* sollen ihm helfen – so die weitergehende Annahme –, seine Fügsamkeit im *Prozess* zu bekräftigen. Diese *kleinen Advokaten*, wie *Huld* sie bezeichnet,[510] belagern für *Block*

[506] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 147ff.
[507] Zum Wortgebrauch vgl. oben, Zitat Z.44.
[508] Zum Wortgebrauch vgl. Zitat Z.81.
[509] Zum Wortgebrauch oben, Zitat Z.92.
[510] Vgl. oben, Zitat Z.89.

das *Gericht* und bilden die äusserliche Stütze seines *Geständnisses*, sodass er dieses viel weniger, wie es im Sinne des *Gerichts* wäre, *auf sich gestellt* machen muss.[511] Auf diese Weise verhindert *Kaufmann Block* auf die eine Seite hin, *gewiss und bald verurteilt*[512] zu werden, kann auf die andere Seite hin sich im *Prozess* halten, ohne die unterstellte *Schuld* wirklich auf sich zu nehmen.

Auch in den Augen von *Advokat Huld*, der – wie angenommen – ganz die Seite des *Gerichts* vertritt, *sollen* die *Angeklagten* – so die Annahme – das *Geständnis* ganz *auf sich gestellt* und also möglichst ohne die Unterstützung von *kleinen Advokaten* machen.[513] Deshalb betont *Kaufmann Block* gegenüber *Josef K.*, dass *Huld* von seinen anderen *Advokaten* nicht wissen dürfe. Natürlich – so die Annahme – weiss *Huld*, der ja eben die engsten Kontakte mit dem ungewöhnlichen *Gericht* pflegt, um die von *Block* zusätzlich engagierten *Advokaten*. Das *Gericht* und *Huld* unternehmen nur deshalb nichts dagegen – so die weitergehende Annahme –, weil *Block* dank der *kleinen Advokaten* umso tiefer in den *Prozess* gezogen werden kann. *Block* soll, so das – hier angenommene – Kalkül des *Gerichts*, zur Entschädigung seiner vielen *Advokaten alles Geld* und auch seine Arbeitskraft *seinem Geschäft entziehen*, dafür umso mehr zu den *Advokaten* hinlaufen und vor diesen Rechenschaft ablegen müssen. Er soll, darin besteht das – hier angenommene – Ziel all dieser *Prozesse*, sowohl hinsichtlich seines Selbstwertgefühls als auch hinsichtlich seiner Finanzen in den Ruin getrieben werden, weshalb *Advokat Huld* ja auch ein *Armenadvokat* ist.[514] *Block* und die *Angeklagten* generell sollen *wie Strassenbettler mit geneigtem Rücken und geknickten Knien*[515] im *Prozess* stehen müssen, schliesslich von selbst in sich zusammenbrechen.

Kaufmann Block hat, wie er *Josef K.* erklärt, *bald wieder davon abgelassen, am Gericht selber zu arbeiten und zu unterhandeln*, weil *dort,* das heisst in den *Gerichtskanzleien*, *ja schon das blosse Sitzen und Warten eine grosse Anstrengung* bedeutet. Der tiefere inhaltliche Grund für dieses *Ablassen* besteht freilich – so die Annahme – darin, dass die *Beamten* am *Gericht* sich niemals dazu herablassen, mit einem *Angeklagten* direkt und auf Augenhöhe zu *unterhandeln*. Alle *Beamten* am ungewöhnlichen *Gericht* zielen darauf ab – so die Annahme –, die Angeklagten zu *demütigen*, zu *erniedrigen*. Das *Unterhandeln* will stattdessen – so die Annahme – von den *kleinen Advokaten* übernommen sein, doch geht es darin – wie angenommen – nicht um die Klärung der Frage von *Schuld* und *Unschuld*, sondern um die Abklärung der Frage, wie gefügig und selbstbezichtigend die *Angeklagten* sich präsentieren und wie sie noch gefügiger und noch selbstbezichtigender gemacht werden könnten.

Um sich im *Prozess* zu halten, ist es für *Block* – so die Annahme – von Nutzen, *fast jeden Tag*[516] in die *Gerichtskanzleien* zu gehen, auch wenn er dort nur *warten*, sich *beobachten* und *erniedrigen* lassen muss. Deshalb war es, wie er *Josef K.* zu dessen Erstaunen in der *Küche* von *Leni* jetzt erklärt, *kein so grosser Zufall gewesen*, dass da-

[511] Vgl. dazu oben, Abschnitt XXIII.
[512] Zum Wortgebrauch vgl. oben, Zitat Z.53.
[513] Vgl. oben, Abschnitt XVIII.
[514] Vgl. oben, Zitat Z.71.
[515] Zum Wortgebrauch vgl. oben, Zitat Z.52.
[516] Vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 149.

mals, als *Josef K.* die *Gerichtskanzleien* in Begleitung des *Gerichtsdieners* betrat,[517] er sich unter den *Wartenden* befand.

Josef K. will wissen, wie die *Angeklagten* sich untereinander verständigen.

> **(Z.125)**
>
> „Im allgemeinen verkehren sie nicht miteinander", sagte der Kaufmann, „das wäre nicht möglich, es sind ja so viele. Es gibt auch wenig gemeinsame Interessen. Wenn manchmal in einer Gruppe der Glaube an ein gemeinsames Interesse auftaucht, so erweist er sich bald als ein Irrtum. Gemeinsam lässt sich gegen das Gericht nichts durchsetzen. Jeder Fall wird für sich untersucht, es ist ja das sorgfältigste Gericht. Gemeinsam kann man also nichts durchsetzen, nur ein einzelner erreicht manchmal etwas im geheimen; erst wenn es erreicht ist, erfahren es die anderen; keiner weiss, wie es geschehen ist. Es gibt also keine Gemeinsamkeit, man kommt zwar hie und da in den Wartezimmern zusammen, aber dort wird wenig besprochen. Die abergläubischen Meinungen bestehen schon seit alters her und vermehren sich förmlich von selbst." „Ich sah die Herren dort im Wartzimmer", sagte K., „ihr Warten kam mir so nutzlos vor." „Das Warten ist nicht nutzlos", sagte der Kaufmann, „nutzlos ist nur das selbständige Eingreifen. Ich sagte schon, dass ich jetzt ausser diesem noch fünf Advokaten habe. Man sollte doch glauben – ich selbst glaubte es zuerst –, jetzt könnte ich ihnen die Sache vollständig überlassen. Das wäre aber ganz falsch. Ich kann sie ihnen weniger überlassen, als wenn ich nur einen hätte. Sie verstehen das wohl nicht?"[518]

Josef K. versteht es in der Tat nicht.[519] Er kann sich nicht vorstellen, dass es – wie hier angenommen – auch den *kleinen Advokaten* nicht um die *Verteidigung der Unschuld*[520], sondern darum geht, die *Angeklagten* vor *Gericht* als gefügig und *geständig* zu präsentieren. Um dieses aber zu erreichen – so die weitergehende Annahme –, müssen auch diese *kleinen Advokaten* die *Angeklagten*, ganz so wie die *Untersuchungsrichter* es auch machen, immer wieder *verhören*. Also muss *Kaufmann Block* immer auch all seinen momentan insgesamt sechs *Advokaten* regelmässig Rede und Antwort stehen, womit sein Aufwand für den *Prozess* nur noch grösser wird. *Block* kann seinen vielen *Advokaten seine Sache weniger überlassen als wenn er nur einen hätte*. Die vielen *Advokaten* sind für ihn nun aber eben *nicht nutzlos*, weil sie ihm – gemäss der Annahme – behilflich sind, seine Gefügigkeit zu belegen, er dadurch im *Prozess* sich zu halten vermag. So gesehen ist auch sein *Warten* in den *Gerichtskanzleien* oder sein Einhalten der *gerichtlichen Vorladungen nicht nutzlos*.

Mit den Terminen bei den *Advokaten*, mit dem *Warten* in den *Gerichtskanzleien* und mit den *Verhören* durch die *Untersuchungsrichter* wird allerdings zugleich – so die Annahme – ein ungeheurer *Druck* auf die *Angeklagten* und im gegebenen Fall auf *Kaufmann Block* ausgeübt. Sie und im gegebenen Fall er sollen die *Schuld* bei sich selber suchen, schliesslich das *Urteil* über sich selber fällen. In den *gewöhnlichen, mittleren Prozessen*[521] erliegen die *Angeklagten* – so die Annahme – regelmässig diesem Druck und *verlieren* den *Prozess* durch Selbstverurteilung, Selbstzerstörung. *Kaufmann Block* jedoch hat – so die Annahme – gegenüber den ganzen, ihm durch das ungewöhnliche

---

[517] Vgl. dazu oben, Zitat Z.52.
[518] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 150f.
[519] Vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 151.
[520] Zum Wortgebrauch vgl. oben, Zitat Z.44.
[521] Vgl. zum Wortgebrauch oben, Zitat Z.91.

Gericht zugefügten *Erniedrigungen* wie zu einem wirklichen *Block* sich versteift. Er lässt alle *prozessualen* Härten klaglos über sich ergehen, weshalb er für das *Gericht* zu einem *ganz einfachen Fall*[522] wurde, ohne dass er dadurch sich brechen lässt.

> **(Z.126)**
>
> „Ja, ich habe meinen Prozess fünf Jahre lang fortgewälzt“, sagte der Kaufmann und senkte den Kopf, „es ist keine kleine Leistung.“[523]

Die *Angeklagten* setzen sich – so die Annahme – mehr oder weniger stark zur Wehr gegen den *Prozess*. Die Spannbreite reicht von *Josef K.*, der dem *Gericht* opponiert und infolge der gemachten Erfahrungen sich ihm verweigert, bis zu *Kaufmann Block*, der dem *Gericht* ganz und gar sich fügt. Nicht zuletzt deshalb lässt sich ein *gemeinsames Interesse* unter den *Angeklagten* nur schwer finden[524], und die Differenz zwischen *Block* und *Josef K.* wird am selben Abend noch überdeutlich hervortreten.[525]

Wenn *Block* davon spricht, dass *jeder Fall für sich untersucht werde, es ja das sorgfältigste Gericht sei*,[526] dann gibt er damit – so die Annahme – etwas durchaus Richtiges zum *Gericht* wieder, nur ganz anders als üblich verstanden. Das ungewöhnliche *Gericht* nämlich prüft – wie angenommen – die Frage der *Unschuld* schon gar nicht erst, sondern nimmt sie als zum Vornherein beantwortet. Das *Gericht* interessiert sich einzig und allein für die Frage, wie es den jeweiligen *Angeklagten* in den *Prozess* ziehen und zur Selbstverurteilung bringen kann. Dafür – so die Annahme – arbeitet das ungewöhnliche *Gericht* überhaupt nur, ist dabei dann allerdings – so die weitergehende, von *Kaufmann Block* auch richtig wiedergegebene Annahme – *das sorgfältigste Gericht*. Wenn dabei Schwierigkeiten für das *Gericht* auftauchen, das heisst sich ein *Angeklagter* wie *Josef K.* dem *Prozess* verweigert oder sich bei einem *Angeklagten* wie *Kaufmann Block* der *Prozess* nicht zu Ende bringen lässt, tritt es umso mehr in Aktion, führt neue Attacken gegen den jeweiligen *Angeklagten* durch.

Kaufmann Block kommt auf die Anfangszeit seines *Prozesses* zu sprechen.

> **(Z.127)**
>
> „Ich erinnere mich noch an die Zeit genau“, begann der Kaufmann wieder, und K. war voll Aufmerksamkeit, „als mein Prozess etwa so alt war wie jetzt Ihr Prozess. Ich hatte damals nur diesen Advokaten, war aber nicht sehr mit ihm zufrieden.“ Hier erfahre ich ja alles, dachte K. und nickte lebhaft mit dem Kopf, als könne er dadurch den Kaufmann aufmuntern, alles Wissenswerte zu sagen. „Mein Prozess“, fuhr der Kaufmann fort, „kam nicht vorwärts, es fanden zwar Untersuchungen statt, ich kam auch zu jeder, sammelte Material, erlegte alle meine Geschäftsbücher bei Gericht, was, wie ich später erfuhr, nicht einmal nötig war, ich lief immer wieder zum Advokaten, er brachte auch verschiedene Eingaben ein –.“ „Verschiedene Eingaben?“ fragte K. „Ja, gewiss“, sagte der Kaufmann. „Das ist mir sehr wichtig“, sagte K., „in meinem Fall arbeitet er noch immer an der ersten Eingabe. Er hat noch nichts getan. Ich sehe jetzt, er vernachlässigt mich schändlich.“ „Dass die Eingabe noch nicht fertig ist, kann verschiedene berechtigte Gründe haben“, sagte der Kaufmann. „Übrigens hatte es sich bei meinen Eingaben später gezeigt, dass sie ganz wertlos waren. Ich habe sogar eine durch das Entgegenkommen eines Gerichtsbeamten selbst gelesen. Sie war zwar ge-

[522] Vgl. zum Wortgebrauch oben, Zitat Z.91.
[523] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 151.
[524] Vgl. oben, Zitat Z.125.
[525] Vgl. unten, Abschnitt XXXV.
[526] Vgl. oben, Zitat Z.125.

> lehrt, aber eigentlich inhaltslos. Vor allem sehr viel Latein, das ich nicht verstehe, dann seitenlange allgemeine Anrufungen des Gerichtes, dann Schmeicheleien für einzelne bestimmte Beamte, die zwar nicht genannt waren, die aber ein Eingeweihter jedenfalls erraten musste, dann Selbstlob des Advokaten, wobei er sich geradezu auf hündische Weise vor dem Gericht demütigte, und endlich Untersuchungen von Rechtsfällen aus alter Zeit, die dem meinigen ähnlich sein sollten. Diese Untersuchungen waren allerdings, soweit ich ihnen folgen konnte, sehr sorgfältig gemacht. Ich will auch mit diesem allen kein Urteil über die Arbeit des Advokaten abgeben, auch war die Eingabe, die ich gelesen habe, nur eine unter mehreren, jedenfalls aber, und davon will ich jetzt sprechen, konnte ich damals in meinem Prozess keinen Fortschritt sehen.“ „Was für einen Fortschritt wollten Sie denn sehen?“ fragte K. „Sie fragen ganz vernünftig“, sagte der Kaufmann lächelnd, „man kann in diesem Verfahren nur selten Fortschritte sehen. Aber damals wusste ich das noch nicht. Ich bin Kaufmann und war es damals noch viel mehr als heute, ich wollte greifbare Fortschritte haben, das Ganze sollte sich zum Ende neigen oder wenigstens den regelrechten Aufstieg nehmen. Statt dessen gab es nur Einvernehmungen, die meist den gleichen Inhalt hatten; die Antworten hatte ich schon bereit wie eine Litanei; mehrmals in der Woche kamen Gerichtsboten in mein Geschäft, in meine Wohnung oder wo sie mich sonst antreffen konnten; das war natürlich störend (heute ist es wenigstens in dieser Hinsicht viel besser, der telephonische Anruf stört viel weniger), auch unter meinen Geschäftsfreunden, insbesondere aber unter meinen Verwandten, fingen Gerüchte von meinem Prozess sich zu verbreiten an, Schädigungen gab es also von allen Seiten, aber nicht das geringste Anzeichen sprach dafür, dass auch nur die erste Gerichtsverhandlung in der nächsten Zeit stattfinden würde. Ich ging also zum Advokaten und beklagte mich. Er gab mir zwar lange Erklärungen, lehnte es aber entschieden ab, etwas in meinem Sinne zu tun, niemand habe Einfluss auf die Festsetzung der Verhandlung, in einer Eingabe darauf zu dringen – wie ich es verlangte –, sei einfach unerhört und würde mich und ihn verderben. Ich dachte: Was dieser Advokat nicht will oder kann, wird ein anderer wollen und können. Ich sah mich also nach anderen Advokaten um. Ich will es gleich vorwegnehmen: keiner hat die Festsetzung der Hauptverhandlung verlangt oder durchgesetzt, es ist, allerdings mit einem Vorbehalt, von dem ich noch sprechen werde, wirklich unmöglich, hinsichtlich dieses Punktes hat mich also dieser Advokat nicht getäuscht; im übrigen aber hatte ich es nicht zu bedauern, mich noch an andere Advokaten gewendet zu haben.“[527]

Für das ungewöhnliche *Gericht* sind – so die Annahme – die von den *Advokaten* oder den *Angeklagten* selber verfassten *Eingaben* in *Verteidigung der Unschuld*[528] immer *wertlos*, da es sich diese Frage nicht stellt, im Übrigen auch nicht möchte, dass der *Angeklagte* sie sich stellt. Nicht *wertlos* sind sie aber als Hinweis darauf, ob der jeweilige *Angeklagte* sich dem *Prozess* zu fügen bereit ist. Einen solchen Hinweis konnte *Advokat Huld* dem *Gericht* im Fall von *Josef K.* bis jetzt nicht, im *Fall* von *Kaufmann Block* aber sofort geben. *Kaufmann Block* zeigte sich – so die Erklärung – dem *Gericht* von allem Anfang gefügig, ging zu jeder *Untersuchung* hin und *erlegte* sogar *alle seine Geschäftsbücher bei Gericht*. Und weil er das tat – so die Annahme –, konnte *Advokat Huld* bei ihm sofort eine *Eingabe* machen, nicht aber bei *Josef K.*[529] *Josef K.* geht so richtig wie irrtümlich davon aus, dass es in den vom *Advokaten* gemachten *Eingaben* ans ungewöhnliche *Gericht* um die *Verteidigung der Unschuld* zu gehen hätte. Also kann er die von *Kaufmann Block* mit Bedacht nur allgemein angesprochenen *berechtigten Gründe*, *eine Eingabe noch nicht fertig zu stellen*, nicht nachvollziehen.

---

[527] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 151ff.
[528] Vgl. oben, Zitat Z.44.
[529] Vgl. oben, Zitat Z.85.

Zu *Fortschritten* im Sinn von zu absolvierenden Verfahrensschritten kann und soll es – so die Annahme – unter diesen Bedingungen in den *Prozessen* vor dem ungewöhnlichen *Gericht* nicht kommen, und also auch nicht zu so etwas wie einer *Hauptverhandlung*. Die *Schuld* steht ja – wie angenommen – von allem Anfang an fest und also muss diesbezüglich gar nichts eruiert und auch gar nichts *verhandelt* werden. Der einzige *Fortschritt*, den das *Gericht* sehen will, ist das Fortschreiten des *Angeklagten* in Richtung eines aus innerer Überzeugung gemachten *Geständnisses*. Alleine dieses interessiert das *Gericht* und zu diesem Zweck *beobachtet* es die *Angeklagten* ständig und lädt sie vor zu *Einvernahmen*. Während *Josef K.* dem so gearteten *Verfahren* aufs Schärfste opponiert und sich dem *Gericht* entzieht, entspricht *Kaufmann Block* diesem aufs Genaueste, liefert in den *Untersuchungen* diejenigen *Antworten*, die man von ihm hören will, *hat sie immer schon bereit wie eine Litanei*.

Kaufmann Block spielt mit dem von ihm erwähnten *Vorbehalt* auf das unter den *Angeklagten* kursierende Gerücht an, wonach es *grosse Advokaten* gäbe, zu denen *Advokat Huld* freilich nicht gehöre, die einem wirklich helfen und es zu einer *Hauptverhandlung* kommen lassen könnten.[530] Doch es wisse gar niemand von ihnen, sondern man *träume* als *Angeklagter* vor allem in der Anfangszeit des *Prozesses* nur immer wieder von ihnen.[531] Innerhalb der ungewöhnlichen *Prozesse* und der sie ermöglichenden Welt jedoch – so die Annahme – gibt es weder *Recht* noch das *Recht* vertretende so genannt *grosse Advokaten*. Es gibt freilich – so hier die Annahme – eine phantastische Welt und darin dann tatsächlich auch *grosse Advokaten*.[532]

Josef K. ärgert sich darüber, dass *Leni* derart lange beim *Advokaten* für das *Reichen der Suppe* braucht, wie recht es ihm gleichzeitig ist, mit *Kaufmann Block* reden zu können und so Informationen über den *Prozess* zu bekommen.[533] *Leni* freilich dürfte beim *Advokaten* von diesem – so die Annahme – instruiert werden, in welcher Weise mit dem überraschend eingetroffenen *Josef K.* zu verfahren ist. Nach einiger Zeit kommt *Leni* in die *Küche* zurück.

(Z.128)

„Hast Du mich angemeldet?“ fragte er Leni. „Natürlich“, sagte diese, „er wartet auf dich. Lass jetzt Block, mit Block kannst Du auch später reden. Er bleibt doch hier.“ K. zögerte noch. „Sie bleiben hier?“ fragte er den Kaufmann, er wollte dessen eigene Antwort, er wollte nicht, dass Leni vom Kaufmann wie von einem Abwesenden sprach, er war heute gegen Leni voll geheimen Ärgers. Und wieder antwortete nur Leni: „Er schläft hier öfters.“ „Schläft hier?“ rief K., er hatte gedacht, der Kaufmann werde hier nur auf ihn warten, während er die Unterredung mit dem Advokaten rasch erledigen würde, dann aber würden sie gemeinsam fortgehen und alles gründlich und ungestört besprechen. „Ja“, sagte Leni, „nicht jeder wird wie du, Josef, zu beliebiger Stunde beim Advokaten vorgelassen. Du scheinst dich ja gar nicht darüber zu wundern, dass dich der Advokat trotz seiner Krankheit noch um elf Uhr nachts empfängt. Du nimmst das, was deine Freunde für dich tun, doch als gar zu selbstverständlich an. Nun, deine Freunde oder zumindest ich, tun es gerne. Ich will keinen anderen Dank und brauche auch keinen anderen, als dass du mich liebhast.“ „Dich liebhaben?“ dachte K. im ersten Augenblick, erst dann ging es ihm durch den Kopf: „Nun ja, ich habe sie lieb.“ Trotzdem sagte er, alles andere vernachlässigend: „Er empfängt mich, weil ich sein

[530] Vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 153f.
[531] Ebda.
[532] Vgl. dazu oben, Einleitendes Exposé, 4. Abschnitt, sowie hier oben, Abschnitt III.
[533] Vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 151.

> Klient bin. Wenn auch dafür noch fremde Hilfe nötig wäre, müsste man bei jedem Schritt immer gleichzeitig betteln und danken." „Wie schlimm er heute ist, nicht?" fragte Leni den Kaufmann. „Jetzt bin ich der Abwesende", dachte K. und wurde fast sogar auf den Kaufmann böse, als dieser, die Unhöflichkeit Lenis übernehmend, sagte: „Der Advokat empfängt ihn auch noch aus anderen Gründen. Sein Fall ist nämlich interessanter als der meine. Ausserdem aber ist sein Prozess in den Anfängen, also wahrscheinlich noch nicht sehr verfahren, da beschäftigt sich der Advokat noch gern mit ihm. Später wird das anders werden." „Ja, ja", sagt Leni und sah den Kaufmann lachend an, „wie er schwatzt! Ihm darfst du nämlich", hierbei wandte sie sich an K., „gar nichts glauben. So lieb er ist, so geschwätzig ist er. Vielleicht mag ihn der Advokat auch deshalb nicht leiden. Jedenfalls empfängt er ihn nur, wenn er in Laune ist. Ich habe mir schon viel Mühe gegeben, das zu ändern, aber es ist unmöglich. Denke nur, manchmal melde ich Block an, er empfängt ihn aber erst am dritten Tag nachher. Ist Block aber zu der Zeit, wenn er vorgerufen wird, nicht zur Stelle, so ist alles verloren und er muss von neuem angemeldet werden. Deshalb habe ich Block erlaubt, hier zu schlafen, es ist ja schon vorgekommen, dass er in der Nacht um ihn geläutet hat. Jetzt ist also Block auch in der Nacht bereit. Allerdings geschieht es jetzt wieder, dass der Advokat, wenn es sich zeigt, dass Block da ist, seinen Auftrag, ihn vorzulassen, manchmal widerruft." K. sah fragend zum Kaufmann hin. Dieser nickte und sagte, so offen wie er früher mit K. gesprochen hatte, vielleicht war er zerstreut vor Beschämung: „Ja, man wird später sehr abhängig von seinem Advokaten." „Er klagt ja nur zum Schein", sagte Leni. „Er schläft ja hier sehr gern, wie er mir schon oft gestanden hat." Sie ging zu einer kleinen Tür und stiess sie auf. „Willst du sein Schlafzimmer sehen?" fragte sie. K. ging hin und sah von der Schwelle aus in den niedrigen fensterlosen Raum, der von einem schmalen Bett vollständig ausgefüllt war. In dieses Bett musste man über den Bettpfosten steigen. Am Kopfende des Bettes war eine Vertiefung in der Mauer, dort standen, peinlich geordnet, eine Kerze, Tintenfass und Feder sowie ein Bündel Papiere, wahrscheinlich Prozessschriften. „Sie schlafen im Dienstmädchenzimmer?" fragte K. und wendete sich zum Kaufmann zurück. „Leni hat es mir eingeräumt", antwortete der Kaufmann, „es ist sehr vorteilhaft." K. sah ihn lange an; der erste Eindruck, den er von dem Kaufmann erhalten hatte, war vielleicht doch der richtige gewesen; Erfahrungen hatte er, denn sein Prozess dauerte schon lange, aber er hatte diese Erfahrungen teuer bezahlt. Plötzlich ertrug K. den Anblick des Kaufmanns nicht mehr. „Bring ihn doch ins Bett!" rief er Leni zu, die ihn gar nicht zu verstehen schien. Er selbst aber wollte zum Advokaten gehen und durch die Kündigung sich nicht nur vom Advokaten, sondern auch von Leni und dem Kaufmann befreien. Aber noch ehe er zur Tür gekommen war, sprach ihn der Kaufmann mit leiser Stimme an: „Herr Prokurist", K. wandte sich mit bösem Gesicht um. „Sie haben Ihr Versprechen vergessen", sagte der Kaufmann und streckte sich von seinem Sitz aus bittend K. entgegen. „Sie wollten mir noch ein Geheimnis sagen." „Wahrhaftig", sagte K. und streifte auch Leni, die ihn aufmerksam ansah, mit einem Blick, „also hören Sie: es ist allerdings fast kein Geheimnis mehr. Ich gehe jetzt zum Advokaten, um ihn zu entlassen." „Er entlässt ihn!" rief der Kaufmann, sprang vom Sessel und lief mit erhobenen Armen in der Küche umher. Immer wieder rief er: „Er entlässt den Advokaten!" Leni wollte gleich auf K. losfahren, aber der Kaufmann kam ihr in den Weg, wofür sie ihm mit den Fäusten einen Hieb gab. Noch mit den zu Fäusten geballten Händen lief sie dann hinter K., der aber einen grossen Vorsprung hatte. Er war schon in das Zimmer des Advokaten eingetreten, als ihn Leni einholte. Die Tür hat er hinter sich fast geschlossen, aber Leni, die mit dem Fuss den Türflügel offenhielt, fasste ihn beim Arm und wollte ihn zurückziehen. Aber er drückte ihr Handgelenk so stark, dass sie unter einem Seufzer ihn loslassen musste. Ins Zimmer einzutreten, wagte sie nicht gleich, K. aber versperrte die Tür mit dem Schlüssel.[534]

Leni ist vom *Advokaten* instruiert worden – so die Annahme –, die Tatsache, dass *Josef K.* zusammen mit *Block* im Hause ist, dafür zu nutzen, *Josef K.* unter Verweis auf *Block* zu lehren, dass es nicht üblich ist, sofort vom *Advokaten* empfangen zu werden. Des-

[534] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 154ff.

halb hält sie *Josef K.* vor, dass *er sich ja gar nicht darüber zu wundern scheine, dass ihn der Advokat trotz seiner Krankheit,* und eben im Gegensatz zu *Block*, *noch um elf Uhr nachts empfängt. Er, Josef K., nehme das, was seine Freunde für ihn täten, doch als gar zu selbstverständlich an. Josef K.* freilich sieht die Sachlage ganz anders, auch ganz anders als *Block*, und verweist auf seinen Status als *Klient* des *Advokaten*. Zugleich spürt er – so die weitergehende Annahme – den von *Leni* ausgehenden Druck, sich dem *Advokaten* zu beugen, und muss von seinem ursprünglichen – hier angenommenen – Vorhaben abrücken, seine *Kündigung* des *Advokaten* zuerst mit ihr zu besprechen. *Josef K.* kann mit ihrem Rückhalt nicht rechnen, weshalb *er heute gegen sie voll geheimen Ärgers ist*.

Leni und *Block* wissen sofort – so die Annahme –, was für eine Folge *Josef K.s* angekündigter Schritt, den *Advokaten zu entlassen*, haben wird, nämlich, dass er mit Sicherheit *gewiss und bald verurteilt wird*[535]*.* Während *Leni* zu verhindern versucht, dass *Josef K.* die *Kündigung* vornimmt, ihn so retten will, fühlt *Kaufmann Block* sich ihm gegenüber als Sieger und läuft *mit erhobenen Armen in der Küche umher*.

XXVIII. Josef K.s Kündigung des Advokaten und der von Block zu bezahlende Preis

Josef K. wendet sich dem *Advokaten* zu.

(Z.129)

„Ich warte schon sehr lange auf Sie“, sagte der Advokat vom Bett aus, legte ein Schriftstück, das er beim Licht einer Kerze gelesen hatte, auf das Nachttischchen und setzte sich eine Brille auf, mit der er K. scharf ansah. Statt sich zu entschuldigen, sagte K.: „Ich gehe bald wieder weg.“ Der Advokat hatte K.s Bemerkung, weil sie keine Entschuldigung war, unbeachtet gelassen und sagte: „Ich werde Sie nächstens zu dieser späten Stunde nicht mehr vorlassen.“ „Das kommt meinem Anliegen entgegen“, sagte K. Der Advokat sah ihn fragend an. „Setzen Sie sich“, sagte er. „Weil Sie es wünschen“, sagte K., zog einen Sessel zum Nachttischchen und setzte sich. „Es schien mir, dass Sie die Tür abgesperrt haben“, sagte der Advokat. „Ja“, sagte K., „es war Lenis wegen.“ Er hatte nicht die Absicht, irgend jemanden zu schonen. Aber der Advokat fragte: „War sie wieder zudringlich?“ „Zudringlich?“ fragte K. „Ja“, sagte der Advokat, er lachte dabei, bekam einen Hustenanfall und begann, nachdem dieser vergangen war, wieder zu lachen. „Sie haben doch wohl ihre Zudringlichkeit schon bemerkt?“ fragte er und klopfte K. auf die Hand, die dieser zerstreut auf das Nachttischchen gestützt hatte und die er jetzt rasch zurückzog. „Sie legen dem nicht viel Bedeutung bei“, sagte der Advokat, als K. schwieg, „desto besser. Sonst hätte ich mich vielleicht bei Ihnen entschuldigen müssen. Es ist eine Sonderbarkeit Lenis, die ich ihr übrigens längst verziehen habe und von der ich auch nicht reden würde, wenn Sie nicht eben jetzt die Tür abgesperrt hätten. Diese Sonderbarkeit, Ihnen allerdings müsste ich sie wohl am wenigsten erklären, aber Sie sehen mich so bestürzt an und deshalb tue ich es, diese Sonderbarkeit besteht darin, dass Leni die meisten Angeklagten schön findet. Sie hängt sich an alle, liebt alle, scheint allerdings auch von allen geliebt zu werden; um mich zu unterhalten, erzählt sie mir dann, wenn ich es erlaube, manchmal davon. Ich bin über das Ganze nicht so erstaunt, wie Sie es zu sein scheinen. Wenn man den richtigen Blick dafür hat, findet man die Angeklagten wirklich oft schön. Das allerdings ist eine merkwürdige, gewissermassen naturwissenschaftliche Erscheinung. Es tritt natürlich als Folge der Anklage nicht etwa eine deutliche, genau zu bestimmende Veränderung des Aussehens ein. Es ist doch nicht wie bei anderen

[535] Zum Wortgebrauch vgl. oben, Zitat Z.53.

> Gerichtssachen, die meisten bleiben in ihrer gewöhnlichen Lebensweise und werden, wenn sie einen guten Advokaten haben, der für sie sorgt, durch den Prozess nicht behindert. Trotzdem sind diejenigen, welche darin Erfahrung haben, imstande, aus der grössten Menge die Angeklagten, Mann für Mann, zu erkennen. Woran? werden Sie fragen. Meine Antwort wird Sie nicht befriedigen. Die Angeklagten sind eben die Schönsten. Es kann nicht die Schuld sein, die sie schön macht, denn – so muss wenigstens ich als Advokat sprechen – es sind doch nicht alle schuldig, es kann auch nicht die richtige Strafe sein, die sie jetzt schon schön macht, denn es werden doch nicht alle bestraft, es kann also nur an dem gegen sie erhobenen Verfahren liegen, das ihnen irgendwie anhaftet. Allerdings gibt es unter den Schönen auch besonders schöne. Schön sind aber alle, selbst Block, dieser elende Wurm.“[536]

Der *Advokat* spricht zuerst unter Bezugnahme auf *Lenis* allgemeine Zuwendung zu den *Angeklagten* davon, dass man*, wenn man den richtigen Blick dafür habe, die Angeklagten wirklich oft schon finde*. Dieser Eindruck erklärt sich – so die Annahme – damit, dass die *Angeklagten* infolge ihrer *Verhaftung* und ihres *Prozesses* aus dem die Normalität kennzeichnenden Schuldzusammenhang herauskatapultiert und, ganz und gar implizit, als *Unschuldige* exponiert werden. Explizit stellen sie das Gegenteil vor, *Schuldige* eben. Der *Prozess*, sofern das durch ihn Angestrebte gelingt, macht die *Angeklagten* äusserlich zwar *wie zu Strassenbettlern*[537], zugleich aber auch, da qua *Verhaftung* nicht mehr im vorgeblich normalen Schuldzusammenhang verstrickt, zu von eben diesem Schuldzusammenhang paradox Befreiten. Dieses Paradox ist es – so die Annahme –, das die *Angeklagten*, gerade im Verhältnis zu den normal ins Schuldverhältnis Verstrickten, *schön* macht. *Leni* erkennt es und auch der *Advokat* kann es nachvollziehen, wenn auch beide den Zusammenhang mit der Schuldfrage – so die Annahme – nicht durchschauen.

So sehr in der Prostitution sich immer auch die oft brutalen gesellschaftlichen Machtverhältnisse widerspiegeln, so sehr macht in ihr – so die Annahme – auch deren Gegenteil sich geltend, die momenthafte Aufhebung aller Macht- und damit Schuldzusammenhänge. *Leni* bewegt sich unvermittelt in beiden Sphären, erkennt die durch die Machtverhältnisse paradox herausgestellte *Unschuld* der *Angeklagten* sowie deren dadurch bewirkte *Schönheit*. *Leni* nimmt primär diese *Schönheit* wahr und versteht es auch, sie für sich zu nutzen. Zugleich hilft sie den *Angeklagten* dabei, im *Prozess* sich zu halten, ohne dabei aber – so die Annahme – den *Prozess* selber auch nur einen Moment lang in Frage zu stellen.

Josef K. hatte gegenüber *Leni* von allem Anfang an klargestellt, dass er einen Unterschied zwischen ihr und seiner *Geliebten Elsa* mache, da letztere, *selbst wenn sie etwas von seinem Prozess wüsste*, *daran nicht denken würde*, und *sie ihn nicht zur Nachgiebigkeit zu überreden suchen würde*.[538] Der Nachteil von *Leni*, welche diese freilich als Vorteil darzustellen versucht,[539] besteht – so die Annahme – darin, dass sie abhängig vom *Advokaten* und damit vom *Gericht* ist. Ihr kann das *Gericht* nicht gleichgültig sein, und sie hilft den *Angeklagten* einzig dabei, sich im *Prozess* zu halten, fordert

---

[536] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 157f.
[537] Zum Wortgebrauch vgl. oben, Zitat Z.52.
[538] Vgl. oben, Zitat Z.17.
[539] Vgl. oben, Zitat Z.82.

sie deshalb dazu auf, das *Geständnis zu machen*[540]*. Erst* mit einem *Geständnis*, so hatte sie *Josef K.* erklärt, *sei die Möglichkeit zu entschlüpfen gegeben*.[541]

Das für *Josef K.* zentrale Ziel, den Erweis seiner wirklichen *Unschuld* und den daraus folgenden wirklichen *Freispruch*, kommt – so die Annahme – für *Leni* nicht in Betracht. Während *Josef K.s* Geliebte *Elsa* von der *Unschuld* wie selbstverständlich ausgeht und sich dementsprechend für das ungewöhnliche *Gericht* nicht interessiert, denkt *Leni* ständig an das *Gericht*, um die von ihr betreuten *Angeklagten* dabei und eben nur dabei zu unterstützen, im *Prozess* sich zu halten. Dementgegen will *Josef K.* im *Prozess* sich gar nicht halten, sondern wirklich *frei gesprochen* werden. Diese *Unnachgiebigkeit* hinwiederum macht *Leni* ihm zum Vorwurf.[542] Jetzt will sie ihn daran hindern, dem *Advokaten* zu *kündigen*[543], weil sie weiss – so die Annahme –, wie stark eine *Kündigung* ihn gefährdet.

Advokat Huld sah – wie er jetzt gegenüber *Josef K.* erklärt – die enge Beziehung *Lenis* zu den *Angeklagten* einmal als eine *Sonderbarkeit* oder gar Fehler an, den er *ihr übrigens längst verziehen hat*. Im Grunde gönnt der *Advokat* – so die Annahme – den *Angeklagten* überhaupt nichts, doch hat er erkannt, dass die *Angeklagten* oft nur *Lenis* wegen überhaupt wieder in sein Haus kommen. Und tatsächlich geht es auch *Josef K.* bei seinen *Besuchen* der *Advokatur* immer wieder durch den Kopf, dass *die einzige wohltätige Unterbrechung Leni* war.[544] Wie *Josef K.* jetzt, um *elf Uhr nachts* in der *Advokatur* eintrifft, nimmt der *Advokat* auch sofort an, dass er *Lenis* wegen komme. Und nach der von ihm nicht verstandenen Auseinandersetzung zwischen *Josef K.* und *Leni* lacht er darüber, als habe soeben ein Zwist zwischen Freier und Prostituierter stattgefunden. *Josef K.* freilich kann die Anspielungen des *Advokaten* überhaupt nicht nachvollziehen. Der *Advokat* täuscht sich – so die Annahme – nicht nur über den wirklichen Zweck des Besuchs von *Josef K.*, sondern auch über dessen genauso um *Unschuld* bemühtes Verhältnis zu *Leni*. *Josef K.* nimmt *Leni* als einen Menschen wahr, nicht als Prostituierte.

Josef K. beharrt auf seiner *Unschuld*, stellt sich dem ungewöhnlichen *Gericht* definitiv entgegen, *kündigt* dem *Advokaten*.

> **(Z.130)**
> Der Advokat merkte wohl, dass ihm K. diesmal mehr Widerstand leistete als sonst, denn er verstummte jetzt, um K. die Möglichkeit zu geben, selbst zu sprechen, und fragte dann, da K. stumm blieb: „Sind Sie heute mit einer bestimmten Absicht zu mir gekommen?“ „Ja“, sagte K. und blendete mit der Hand ein wenig die Kerze ab, um den Advokaten besser zu sehen, „ich wollte Ihnen sagen, dass ich Ihnen mit dem heutigen Tage meine Vertretung entziehe.“ „Verstehe ich Sie recht?“ fragte der Advokat, erhob sich halb im Bett und stützte sich mit einer Hand auf die Kissen. „Ich nehme es an“, sagte K., der straff aufgerichtet, wie auf der Lauer, dasass.[545]

---

[540] Vgl. oben, Zitat Z.81.
[541] Vgl. ebda.
[542] Vgl. ebda.
[543] Vgl. oben, Zitat Z.128.
[544] Vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 107.
[545] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 158.

Der *Advokat* versucht in der Folge alles, um *Josef K.* zur Rücknahme seiner *Kündigung* zu bewegen. Er verweist auf seine *Freundschaft* zum *Onkel* von *Josef K.*, er verweist darauf, dass *Josef K.* zu *ungeduldig* sei, darauf, dass er als *Advokat* sich immer mehr auf diese *besonderen Gerichtssachen* beschränkt habe, weil er glaube, darin besonders tüchtig zu sein, dabei aber *vor Überanstrengung krank* geworden sei. Dieses alles hört *Josef K.* sich – so die Annahme – eher angewidert an, lässt sich dadurch nicht umstimmen, ganz im Gegenteil.[546]

Zuletzt gibt *Josef K.* dem *Advokaten* die Gelegenheit, ihn durch Hinweis auf zukünftige Verbesserungen in der *Vertretung* vielleicht doch noch umzustimmen.

> **(Z.131)**
> „Was wollen Sie in meiner Sache unternehmen, wenn Sie die Vertretung behalten?“ Der Advokat fügte sich sogar dieser beleidigenden Frage und antwortete: „In dem, was ich für Sie bereits unternommen habe, weiter fortfahren.“ „Ich wusste es ja“, sagte K., „nun ist aber jedes weitere Wort überflüssig.“[547]

Josef K.s Kündigung wird definitiv. Für *Advokat Huld* käme die *Kündigung* durch einen *Angeklagten* – so die Annahme – einer schweren Niederlage gegenüber dem *Gericht* gleich, in dessen Auftrag er *besonders schwierige Fälle*[548] wie den von *Josef K.* bearbeitet. Deshalb will er *Josef K.* nicht gehen lassen. Um zu erreichen, dass *Josef K.* seine Kündigung zurückzieht, will er ihm am Beispiel des ebenfalls angeklagten *Kaufmann Block* vorführen, wie vergleichsweise gut er, *Josef K.*, von ihm und vom *Gericht* behandelt werde. *Josef K.* habe, so die Suggestion des *Advokaten*, gerade im Vergleich zu *Block* gar keinen Grund, sich über die Art, wie man mit ihm umgehe, zu beschweren.

> **(Z.132)**
> „Ich werde noch einen Versuch machen“, sagte der Advokat, als geschehe das, was K. erregte, nicht K., sondern ihm. „Ich habe nämlich die Vermutung, dass Sie nicht nur zu der falschen Beurteilung meines Rechtsbeistandes, sondern auch zu Ihrem sonstigen Verhalten dadurch verleitet werden, dass man Sie, obwohl Sie Angeklagter sind, zu gut behandelt oder, richtiger ausgedrückt, nachlässig, scheinbar nachlässig behandelt. Auch dieses letztere hat seinen Grund; es ist oft besser in Ketten, als frei zu sein. Aber ich möchte Ihnen doch zeigen, wie andere Angeklagte behandelt werden, vielleicht gelingt es Ihnen, daraus eine Lehre zu nehmen. Ich werde jetzt nämlich Block vorrufen, sperren Sie die Tür auf und setzen Sie sich hier neben den Nachttisch!“ „Gerne“, sagte K. und tat, was der Advokat verlangt hatte; zu lernen war er immer bereit. Um sich aber für jeden Fall zu sichern, fragte er noch: „Sie haben aber zur Kenntnis genommen, dass ich Ihnen meine Vertretung entziehe?“ „Ja“, sagte der Advokat, „Sie können es aber heute noch rückgängig machen.“ Er legte sich wieder ins Bett zurück, zog das Federbett bis zum Kinn und drehte sich der Wand zu. Dann läutete er.[549]

Wenn *Advokat Huld* davon spricht, dass *Josef K. seinen Rechtsbeistand falsch beurteile*, meint er damit, was er offen allerdings nie ausspricht, dass *sein Rechtsbeistand* gar nicht die Funktion hat, die *Unschuld des Angeklagten* zu *verteidigen*[550], sondern diejeni-

---

[546] Vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 158ff.
[547] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 162.
[548] Vgl. zum Wortgebrauch oben, Zitat Z.91.
[549] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 162.
[550] Zum Wortgebrauch vgl. oben, Zitat Z.44.

ge, ihn zum *Geständnis*[551] zu führen. *Josef K.* werde zur *falschen Beurteilung* und auch zu *seinem sonstigen*, nämlich oppositionellen *Verhalten verleitet*, weil *man ihn nachlässig, scheinbar nachlässig behandle*. Das als *nachlässig* Erscheinende an der *Behandlung* erwächst – so die Annahme – aus der Erwartung des ungewöhnlichen *Gerichts*, dass die *Angeklagten* ihm von selber sich unterwerfen, man deshalb nur so viel Zwang ausübt, wie der *Angeklagte* es von sich aus zugesteht, dieses freilich immer vor dem Hintergrund der Drohung durch das *Gericht*, dass widerspenstige *Angeklagte gewiss und bald verurteilt werden*[552]. Infolge dieser Erwartung, dass die *Angeklagten* von selber sich ihrem *Prozess* ausliefern, erscheint es so, zumindest im Fall von *Josef K.* erscheint es so, als wenn die Angeklagten *frei sein* können. Wenn sie dem *Gericht* trotz *Vorladung* fernbleiben, passiert ihnen tatsächlich unmittelbar nichts. Dieses *Frei-sein*-Können hat nun allerdings den besagten grossen Haken. Und wegen dieses Hakens ist die *Behandlung* eine nur, wie der *Advokat* sich ausdrückt, *scheinbar nachlässige*.

Damit die *Angeklagten* ihr *Frei-sein*-Können nicht, wie der *Advokat* es *Josef K.* unterstellt, *falsch beurteilen*, sei es für sie, so das Argument des *Advokaten*, *oft besser in Ketten, als frei zu sein*. Wenn die *Angeklagten in Ketten seien*, so die – hier angenommene – Unterstellung des *Advokaten*, spiegle dieses deren wirkliche Lage, nämlich, dass sie so und so dem Untergang geweiht sind, besser wider. Die Alternative, der gemäss die *Angeklagten* tatsächlich *unschuldig* sein könnten und also mit allem Recht, wie *Josef K.* es tut, auf ihrer *Freiheit* insistieren, kommt – so die Annahme – im Orientierungshorizont des *Advokaten* und auch des ungewöhnlichen *Gerichts* nicht vor. Für sie sind die *Angeklagten* natürlich *schuldig* und also wäre es gerade in denjenigen Fällen, wo die *Angeklagten* daran nicht glauben wollen, besser, wenn sie wie *Schuldige*, das heisst *in Ketten* gingen. Dazu freilich müssten die *Angeklagten*, und vor dieser Schwierigkeit steht das ungewöhnliche *Gericht* in *Fällen* wie dem von *Josef K.*, von selber bereit sein. Eine solche Bereitschaft will – so die Annahme – der *Advokat Josef K.* am Beispiel von *Kaufmann Block* demonstrieren.

> **(Z.133)**
>
> Fast gleichzeitig mit dem Glockenzeichen erschien Leni, sie suchte durch rasche Blicke zu erfahren, was geschehen war; dass K. ruhig beim Bett des Advokaten sass, schien ihr beruhigend. Sie nickte K., der sie starr ansah, lächelnd zu. „Hole Block“, sagte der Advokat. Statt ihn aber zu holen, trat sie nur vor die Tür, rief: „Block! Zum Advokaten!“ und schlüpfte dann, wahrscheinlich weil der Advokat zur Wand abgekehrt blieb und sich um nichts kümmerte, hinter K.s Sessel. Sie störte ihn von nun ab, indem sie sich über die Sessellehne vorbeugte und mit den Händen, allerdings sehr zart und vorsichtig, durch sein Haar fuhr und über seine Wangen strich. Schliesslich suchte K. sie daran zu hindern, indem er sie bei einer Hand erfasste, die sie ihm nach einigem Widerstreben überliess.
>
> Block war auf den Anruf hin gleich gekommen, blieb aber vor der Tür stehen und schien zu überlegen, ob er eintreten sollte. Er zog die Augenbrauen hoch und neigte den Kopf, als horche er, ob sich der Befehl, zum Advokaten zu kommen, wiederholen würde. K. hätte ihn zum Eintreten aufmuntern können, aber er hatte sich vorgenommen, nicht nur mit dem Advokaten, sondern mit allem, was hier in der Wohnung war, endgültig zu brechen und verhielt sich deshalb regungslos. Auch Leni schwieg. Block bemerkte, dass ihn wenigstens niemand verjage und trat auf den Fussspitzen ein, das Gesicht gespannt, die Hände auf dem Rücken verkrampft. Die Tür hatte er für einen

[551] Zum Wortgebrauch vgl. Zitat Z.81.
[552] Vgl. oben, Zitat Z.53.

möglichen Rückzug offen gelassen. K. blickte er gar nicht an, sondern immer nur das hohe Federbett, unter dem der Advokat, da er sich ganz nahe an die Wand geschoben hatte, nicht einmal zu sehen war. Da hörte man aber seine Stimme: „Block hier?“ fragte er. Diese Frage gab Block, der schon eine grosse Strecke weitergerückt war, förmlich einen Stoss in die Brust und dann einen in den Rücken, er taumelte, blieb tief gebückt stehen und sagte: „Zu dienen.“ „Was willst du?“ fragte der Advokat, „du kommst ungelegen.“ „Wurde ich nicht gerufen?“ fragte Block mehr sich selbst als den Advokaten, hielt die Hände zum Schutze vor und war bereit, wegzulaufen. „Du wurdest gerufen“, sagte der Advokat, „trotzdem kommst du ungelegen.“ Seitdem der Advokat sprach, sah Block nicht mehr auf das Bett hin, er starrte vielmehr irgendwo in eine Ecke und lauschte nur, als sei der Anblick des Sprechers zu blendend, als dass er ihn ertragen könnte. Es war aber auch das Zuhören schwer, denn der Advokat sprach gegen die Wand, und zwar leise und schnell. „Wollt Ihr, dass ich weggehe?“ fragte Block. „Nun bist du einmal da“, sagte der Advokat. „Bleib!“ Man hätte glauben können, der Advokat habe nicht Blocks Wunsch erfüllt, sondern ihm, etwa mit Prügeln, gedroht, denn jetzt fing Block wirklich zu zittern an. „Ich war gestern“, sagte der Advokat, „beim Dritten Richter, meinem Freund, und habe allmählich das Gespräch auf dich gelenkt. Willst du wissen, was er sagte?“ „O bitte“, sagte Block. Da der Advokat nicht gleich antwortete, wiederholte Block nochmals die Bitte und neigte sich, als wolle er niederknien. Da fuhr ihn aber K. an: „Was tust du?“ rief er. Da ihn Leni an dem Ausruf hatte hindern wollen, fasste er auch ihre zweite Hand. Es war nicht der Druck der Liebe, mit dem er sie festhielt, sie seufzte auch öfters und suchte ihm die Hände zu entwinden. Für K.s Ausruf aber wurde Block gestraft, denn der Advokat fragte ihn: „Wer ist denn dein Advokat?“ „Ihr seid es“, sagte Block. „Und ausser mir?“, fragte der Advokat. „Niemand ausser Euch“, sagte Block. „Dann folge auch niemandem sonst“, sagte der Advokat. Block erkannte das vollständig an, er mass K. mit bösen Blicken und schüttelte heftig gegen ihn den Kopf. Hätte man dieses Benehmen in Worte übersetzt, so wären es grobe Beschimpfungen gewesen. Mit diesem Menschen hatte K. freundschaftlich über seine eigene Sache reden wollen! „Ich werde dich nicht mehr stören“, sagte K., in den Sessel zurückgelehnt. „Knie nieder oder krieche auf allen vieren, tu, was du willst. Ich werde mich darum nicht kümmern.“ Aber Block hatte doch Ehrgefühl, wenigstens gegenüber K., denn er ging, mit den Fäusten fuchtelnd, auf ihn zu, und rief so laut, als er es nur in der Nähe des Advokaten wagte: „Sie dürfen nicht so mit mir reden, das ist nicht erlaubt. Warum beleidigen Sie mich? Und überdies noch hier, vor dem Herrn Advokaten, wo wir beide, Sie und ich, nur aus Barmherzigkeit geduldet sind? Sie sind kein besserer Mensch als ich, denn Sie sind auch angeklagt und haben auch einen Prozess. Wenn Sie aber trotzdem noch ein Herr sind, dann bin ich ein ebensolcher Herr, wenn nicht gar ein noch grösserer. Und ich will auch als ein solcher angesprochen werden, gerade von Ihnen. Wenn Sie sich aber dadurch für bevorzugt halten, dass Sie hier sitzen und ruhig zuhören dürfen, während ich, wie Sie sich ausdrücken, auf allen vieren krieche, dann erinnere ich Sie an den alten Rechtsspruch: für den Verdächtigen ist Bewegung besser als Ruhe, denn der, welcher ruht, kann immer, ohne es zu wissen, auf einer Waagschale sein und mit seinen Sünden gewogen werden.“[553]

Kaufmann Block kann sich – so die Annahme – dank seines unterwürfigen Verhaltens im *Prozess* halten, und er hat sich so bereits *fünf Jahre lang* darin halten können.[554] *Block* scheint – so die Annahme – den über ihn hereingebrochenen *Prozess* genauso hinzunehmen wie er möglicherweise eine wirtschaftliche Rezession hinnehmen würde, kritiklos. Er macht alles peinlichst genau so, wie das ungewöhnliche *Gericht* und der *Advokat* es von ihm verlangen. Er verhält sich wie ein *Schuldiger*. Ob er *schuldig* oder *nicht schuldig* ist, fragt er sich nicht und hat er sich seit *Prozess*beginn nie gefragt. Diese Fraglosigkeit ist es zugleich auch – so die Annahme –, die ihn vor dem bewahrt, was das ungewöhnliche *Gericht* längst schon von ihm erwartet, nämlich, dass er auch inner-

[553] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 162ff.
[554] Vgl. oben, Zitate Z.124 und Z.126.

lich das *Geständnis* macht und so selber über sich das *Urteil* spricht. *Kaufmann Block* hat – so die Annahme – sein Selbst und sein Ehrgefühl dermassen aufgegeben, dass ihm auch eine Selbstbezichtigung gar nicht mehr richtig möglich ist.

Wenn *Block* gegenüber *Josef K.* davon spricht, dass *Bewegung für den Verdächtigen besser sei als Ruhe*, da dieser dann ja nicht *gewogen werden* könne, dann meint er damit wesentlich – so die Annahme –, dass er selber sich nicht wiegen wolle. Er *bewegt* sich ganz im Sinne des ungewöhnlichen *Gerichts*, und enthebt sich so der Aufgabe, zu der ihn das ungewöhnliche *Gericht* verleiten will, nämlich das eigene Selbst zu befragen und dieses in der Folge zu bezichtigen. Dieser Aufgabe verweigert sich *Block*, weil er weiss, dass er nur so im *Prozess* sich halten und also länger leben kann. Dafür gibt er seine ganze Freiheit auf.

Das ungewöhnliche *Gericht* kennt eine *Waagschale* – so die Annahme – jedoch gar nicht. Es kennt nur die *Jagd*[555] auf die *Unschuld*, sodass es die *Angeklagten*, der Annahme von *Block* entgegen, gar nie *mit seinen Sünden wiegt*. Dieses sollen – so die Annahme – die *Angeklagten* selber machen und dabei, natürlich, zu einem negativen Schluss gelangen. *Kaufmann Block wiegt* schon gar nicht erst, stellt die Schuldfrage gar nicht, sondern bekennt äusserlich sofort sich *schuldig*, führt auch das Leben eines *Schuldigen*, *geht in Ketten*[556]. Demgegenüber stellt *Josef K.* sich die Schuldfrage sofort, *wiegt* sich innerlich und kommt, wider die Erwartung des ungewöhnlichen *Gerichts*, zu einem für sich positiven Ergebnis: *Es gibt keine Schuld.*[557]

Josef K. staunt über den vor dem *Advokaten* dermassen sich *erniedrigenden Kaufmann Block*.

> **(Z.134)**
>
> K. sagte nichts, er staunte nur mit unbeweglichen Augen diesen verwirrten Menschen an. Was für Veränderungen waren mit ihm nur schon in der letzten Stunde vor sich gegangen! War es der Prozess, der ihn so hin und her warf und ihn nicht erkennen liess, wo Freund und wo Feind war? Sah er denn nicht, dass der Advokat ihn absichtlich demütigte und diesmal nichts anderes bezweckte, als sich vor K. mit seiner Macht zu brüsten und sich dadurch vielleicht auch K. zu unterwerfen? Wenn Block aber nicht fähig war, das zu erkennen oder wenn er den Advokaten so sehr fürchtete, dass ihm jene Erkenntnis nichts helfen konnte, wie kam es, dass er doch wieder so schlau oder so kühn war, den Advokaten zu betrügen und ihm zu verschweigen, dass er ausser ihm noch andere Advokaten für sich arbeiten liess? Und wie wagte er es, K. anzugreifen, da dieser doch gleich sein Geheimnis verraten konnte?[558]

Natürlich weiss *Advokat Huld* – so die Annahme –, dass *Block* noch andere *Advokaten* genommen hat, und wahrscheinlich weiss auch *Block*, dass *Huld* es weiss. *Advokat Huld* hat in Wirklichkeit nichts dagegen einzuwenden, weil viele *Advokaten* den *Angeklagten* ja nur umso mehr an das *Gericht* binden.[559] Doch kann *Huld* durch Vortäuschen seines Unwissens – so die Annahme – wie in einem *Verhör* vor *Gericht* drohend die Frage an *Block* richten, ob *ausser ihm noch jemand sei*[560] und versuchen, auf diese

---

[555] Vgl. oben, Zitat Z.114.
[556] Zum Wortgebrauch vgl. oben, Zitat Z.132.
[557] Vgl. oben, Zitat Z.97.
[558] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 164f.
[559] Vgl. so schon oben, Abschnitt XXVII.
[560] Vgl. oben, Zitat Z.133.

Weise bei *Block* doch, wider dessen ganzen Verdrängungen, Schuldgefühle zu provozieren. *Block* seinerseits verneint die Frage ohne Zögern, *wie in einer Litanei*[561], in der man über den Gehalt des Gesagten gar nicht mehr nachdenkt.

Kaufmann Block beschwert sich beim *Advokaten* über *Josef K.* mit dem Ziel – so die Annahme –, sich selber dem *Advokaten* und dem *Gericht* als untadelig zu präsentieren.

> **(Z.135)**
> Aber er wagte noch mehr, er ging zum Bett des Advokaten und begann, sich nun auch dort über K. zu beschweren: „Herr Advokat“, sagte er, „habt Ihr gehört, wie dieser Mann mit mir gesprochen hat? Man kann noch die Stunden seines Prozesses zählen, und schon will er mir, einem Mann, der fünf Jahre im Prozess steht, gute Lehren geben. Er beschimpft mich sogar. Weiss nichts und beschimpft mich, der ich, soweit meine schwachen Kräfte reichen, genau studiert habe, was Anstand, Pflicht und Gerichtsgebrauch verlangt.“ „Kümmere dich um niemanden“, sagte der Advokat, „und tue, was dir richtig scheint.“ „Gewiss“, sagte Block, als spreche er sich selbst Mut zu, und kniete unter einem kurzen Seitenblick nun knapp beim Bett nieder. „Ich knie schon, mein Advokat“, sagte er. Der Advokat schwieg aber. Block streichelte mit einer Hand vorsichtig das Federbett. In der Stille, die jetzt herrschte, sagte Leni, indem sie sich von K.s Händen befreite: „Du machst mir Schmerzen. Lass mich. Ich gehe zu Block.“ Sie ging hin und setzte sich auf den Bettrand. Block war über ihr Kommen sehr erfreut, er bat sie gleich durch lebhafte, aber stumme Zeichen, sich beim Advokaten für ihn einzusetzen. Er benötigte offenbar die Mitteilungen des Advokaten sehr dringend, aber vielleicht nur zu dem Zweck, um sie durch seine übrigen Advokaten ausnutzen zu lassen. Leni wusste wahrscheinlich genau, wie man dem Advokaten beikommen könne, sie zeigte auf die Hand des Advokaten und spitzte die Lippen wie zum Kuss. Gleich führte Block den Handkuss aus und wiederholte ihn, auf eine Aufforderung Lenis hin, noch zweimal. Aber der Advokat schwieg noch immer. Da beugte sich Leni über den Advokaten hin, der schöne Wuchs ihres Körpers wurde sichtbar, als sie sich so streckte, und strich, tief zu seinem Gesicht geneigt, über sein langes, weisses Haar. Das zwang ihm nun doch eine Antwort ab. „Ich zögere, es ihm mitzuteilen“, sagte der Advokat, und man sah, wie er den Kopf ein wenig schüttelte, vielleicht, um des Druckes von Lenis Hand mehr teilhaftig zu werden. Block horchte mit gesenktem Kopf, als übertrete er durch dieses Horchen ein Gebot. „Warum zögerst du denn?“ fragte Leni. K. hatte das Gefühl, als höre er ein einstudiertes Gespräch, das sich schon oft wiederholt hatte, das sich noch oft wiederholen würde und das nur für Block seine Neuheit nicht verlieren konnte. „Wie hat er sich heute verhalten?“ fragte der Advokat, statt zu antworten. Ehe sich Leni darüber äusserte, sah sie zu Block hinunter und beobachtete ein Weilchen, wie er die Hände ihr entgegenhob und bittend aneinander rieb. Schliesslich nickte sie ernst, wandte sich zum Advokaten und sagte: „Er war ruhig und fleissig.“ Ein alter Kaufmann, ein Mann mit langem Bart, flehte ein junges Mädchen um ein günstiges Zeugnis an. Mochte er dabei auch Hintergedanken haben, nichts konnte ihn in den Augen eines Mitmenschen rechtfertigen. K. begriff nicht, wie der Advokat hatte daran denken können, durch diese Vorführung ihn zu gewinnen. Hätte er ihn nicht schon früher verjagt, er hätte es durch diese Szene erreicht. Er entwürdigte fast den Zuseher. So bewirkte also die Methode des Advokaten, welcher K. glücklicherweise nicht lange genug ausgesetzt gewesen war, dass der Klient schliesslich die ganze Welt vergass und nur auf diesem Irrweg zum Ende des Prozesses sich fortzuschleppen hoffte. Das war kein Klient mehr, das war der Hund des Advokaten. Hätte ihm dieser befohlen, unter das Bett wie in eine Hundehütte zu kriechen und von dort aus zu bellen, er hätte es mit Lust getan. Als sei K. beauftragt, alles, was hier gesprochen wurde, genau in sich aufzunehmen, an einem höheren Ort die Anzeige davon zu erstatten und einen Bericht abzulegen, hörte er prüfend und überlegen zu.[562]

[561] Zum Wortgebrauch vgl. oben, Zitat Z.127.
[562] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 165f.

Leni unterstützt *Kaufmann Block* darin – so die Annahme –, sich im *Prozess* zu halten. Sie sagt ihm, wie er das von ihm erwartet unterwürfige Spiel, das in Wahrheit weit mehr als nur ein Spiel ist, es geht ja ums Überleben, richtig zu spielen hat, was sich dann gar bis zur Folter steigern kann. *Block* fühlt sich durch *Leni* in seinem unterwürfigen, jegliches Ehrgefühl aufgebenden Verhalten gestützt, dürfte ab und an auch einen Lustgewinn daraus ziehen. Mit diesem Verhalten hielt *Block* sich tatsächlich schon sehr lange, nämlich über *fünf Jahre lang* im *Prozess*, das heisst – wie hier angenommen – am Leben. Er musste dafür aber, ebenfalls bereits über *fünf Jahre lang*, *in Ketten*[563] gehen.

(Z.136)

„Was hat er während des ganzen Tages getan?“ fragte der Advokat. „Ich habe ihn“, sagte Leni, „damit er mich bei der Arbeit nicht störe, in dem Dienstmädchenzimmer eingesperrt, wo er sich ja gewöhnlich aufhält. Durch die Lücke konnte ich von Zeit zu Zeit nachsehen, was er machte. Er kniete immer auf dem Bett, hatte die Schriften, die du ihm geliehen hast, auf dem Fensterbrett aufgeschlagen und las in ihnen. Das hat einen guten Eindruck auf mich gemacht; das Fenster führt nämlich nur in einen Luftschacht und gibt fast kein Licht. Dass Block trotzdem las, zeigte mir, wie folgsam er ist.“ „Es freut mich, das zu hören“, sagte der Advokat. „Hat er aber auch mit Verständnis gelesen?“ Block bewegte während dieses Gesprächs unaufhörlich die Lippen, offenbar formulierte er die Antworten, die er von Leni erhoffte. „Darauf kann ich natürlich“, sagte Leni, „nicht mit Bestimmtheit antworten. Jedenfalls habe ich gesehen, dass er gründlich las. Er hat den ganzen Tag über die gleiche Seite gelesen und beim Lesen den Finger die Zeilen entlanggeführt. Immer, wenn ich zu ihm hineinsah, hat er geseufzt, als mache ihm das Lesen viel Mühe. Die Schriften, die du ihm geliehen hast, sind wahrscheinlich schwer verständlich.“ „Ja“, sagte der Advokat, „das sind sie allerdings. Ich glaube auch nicht, dass er etwas von ihnen versteht. Sie sollen ihm nur eine Ahnung davon geben, wie schwer der Kampf ist, den ich zu seiner Verteidigung führe. Und für wen führe ich diesen schweren Kampf? Für – es ist fast lächerlich, es auszusprechen – für Block. Auch was das bedeutet, soll er begreifen lernen. Hat er ununterbrochen studiert?“ „Fast ununterbrochen“, antwortete Leni, „nur einmal hat er mich um Wasser zum Trinken gebeten. Da habe ich ihm ein Glas durch die Luke gereicht. Um acht Uhr habe ich ihn dann herausgelassen und ihm etwas zu essen gegeben.“ Block streifte K. mit einem Seitenblick, als werde hier Rühmendes von ihm erzählt und müsse auch auf K. Eindruck machen. Er schien jetzt gute Hoffnungen zu haben, bewegte sich freier und rückte auf den Knien hin und her.[564]

Die Taktik nicht nur des ungewöhnlichen *Gerichts*, sondern mit ihm auch des *Advokaten Huld* besteht darin – so die Annahme –, die *Angeklagten* immer und überall, sofern dieselbigen es zulassen, zu *erniedrigen*. Sie sollen möglichst wie *Schuldige* behandelt werden, auf dass sie als solche auch gehen und in der Folge selber sich richten. Darin, die *Angeklagten* dahin zu führen, besteht der *schwere Kampf*, den der *Advokat*, wie er vorgibt, für *Block* und allgemein die *Angeklagten* führt.

Block allerdings hat sich – wie bereits angenommen – mit der Rolle des *Schuldigen* derart identifiziert, dass er *Schuld* so wenig wie Ehrgefühl noch kennt, weshalb eine Selbstverurteilung bei ihm kaum noch zu erwarten ist. Dieses scheint so auch, wie *Advokat Huld* es *Block* im Folgenden eröffnet, vom *Gericht* festgestellt worden zu sein.

(Z.137)

Desto deutlicher war es, wie er (Block; kw) unter den folgenden Worten des Advokaten erstarrte: „Du lobst ihn“, sagte der Advokat. „Aber gerade das macht es mir

[563] Zum Wortgebrauch, vgl. oben Zitat Z.132.
[564] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 166f.

> schwer, zu reden. Der Richter hatte sich nämlich nicht günstig ausgesprochen, weder über Block selbst, noch über seinen Prozess.“ „Nicht günstig?“ fragte Leni. „Wie ist das möglich?“ Block sah sie mit einem so gespannten Blick an, als traue er ihr die Fähigkeit zu, jetzt noch die längst ausgesprochenen Worte des Richters zu seinen Gunsten zu wenden. „Nicht günstig“, sagte der Advokat. „Er war sogar unangenehm berührt, als ich von Block zu sprechen anfing. ‚Reden sie nicht von Block‘, sagte er. ‚Er ist mein Klient‘, sagte ich. ‚Sie lassen sich missbrauchen‘, sagte er. ‚Ich halte seine Sache nicht für verloren‘, sagte ich. ‚Sie lassen sich missbrauchen‘, wiederholte er. ‚Ich glaube es nicht‘, sagte ich. ‚Block ist im Prozess fleissig und immer hinter seiner Sache her. Er wohnt fast bei mir, um immer auf dem laufenden zu sein. Solchen Eifer findet man nicht immer. Gewiss, er ist persönlich nicht angenehm, hat hässliche Umgangsformen und ist schmutzig, aber in prozessualer Hinsicht ist er untadelhaft.‘ Ich sagte untadelhaft, ich übertrieb absichtlich. Drauf sagte er: ‚Block ist bloss schlau. Er hat viel Erfahrung angesammelt und versteht es, den Prozess zu verschleppen. Aber seine Unwissenheit ist noch viel grösser als seine Schlauheit. Was würde er wohl sagen, wenn er erführe, dass sein Prozess noch gar nicht begonnen hat, wenn man ihm sagte, dass noch nicht einmal das Glockenzeichen zum Beginn des Prozesses gegeben ist.‘ Ruhig Block“, sagte der Advokat, denn Block begann sich gerade auf unsicheren Knien zu erheben und wollte offenbar um Erklärung bitten. Es war jetzt das erstemal, das sich der Advokat mit ausführlichen Worten geradezu an Block wendete. Mit müden Augen sah er halb ziellos, halb zu Block hinunter, der unter diesem Blick wieder langsam in die Knie zurücksank. „Diese Äusserung des Richters hat für dich gar keine Bedeutung“, sagte der Advokat. „Erschrick doch nicht bei jedem Wort. Wenn sich das wiederholt, werde ich gar nichts mehr verraten. Man kann keinen Satz beginnen, ohne dass du einen anschaust, als ob jetzt dein Endurteil käme. Schäme dich hier vor meinem Klienten! Auch erschütterst du das Vertrauen, das er in mich setzt. Was willst du denn? Noch lebst du, noch stehst du unter meinem Schutz. Sinnlose Angst! Du hast irgendwo gelesen, dass das Endurteil in manchen Fällen unversehens komme, aus beliebigem Munde, zu beliebiger Zeit. Mit vielen Vorbehalten ist das allerdings wahr, ebenso wahr aber ist es, dass mich deine Angst anwidert und dass ich darin einen Mangel des notwendigen Vertrauens sehe. Was habe ich denn gesagt? Ich habe die Äusserung eines Richters wiedergegeben. Du weisst, die verschiedenen Ansichten häufen sich um das Verfahren bis zur Undurchdringlichkeit. Dieser Richter zum Beispiel nimmt den Anfang des Verfahrens zu einem anderen Zeitpunkt an als ich. Ein Meinungsunterschied, nichts weiter. In einem gewissen Stadium des Prozesses wird nach altem Brauch ein Glockenzeichen gegeben. Nach der Ansicht dieses Richters beginnt damit der Prozess. Ich kann dir jetzt nicht alles sagen, was dagegen spricht, du würdest es auch nicht verstehen, es genüge dir, dass viel dagegen spricht.“ Verlegen fuhr Block unten mit den Fingern durch das Fell des Bettvorlegers, die Angst wegen des Ausspruchs des Richters liess ihn zeitweise die eigene Untertänigkeit gegenüber dem Richter vergessen, er dachte dann nur an sich und drehte die Worte des Richters nach allen Seiten. „Block“, sagte Leni in warnendem Ton und zog ihn am Rockkragen ein wenig in die Höhe. „Lass jetzt das Fell und höre dem Advokaten zu.“[565]

Wenn der *Richter* zum *Advokaten* sagt, dass *Block* ihn *missbrauche*, dann meint er damit – so die Annahme –, dass *Block* den erwarteten *Prozess* der Selbstbezichtigung gar nicht wirklich durchläuft, sondern *schlau* dem *Gericht* nur aufs Genaueste gehorcht, auch immer wieder das *Geständnis* macht, dieses nicht aber innerlich vollzieht, nicht zur *Verurteilung* von sich selbst voranschreitet. In der Sicht des *Richters* ist *Block* noch gar nicht in den *Prozess* eingetreten und hat der *Prozess*, zumindest so, wie ihn das ungewöhnliche *Gericht* haben will, noch gar nicht begonnen. Deshalb *werde*, so *Huld*, *in einem gewissen Stadium des Prozesses*, wo dieser – so die Annahme – nicht von Fleck kommt und worin *Block* sich befindet, *nach altem Brauch ein Glockenzeichen gegeben*.

---

[565] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 167f. (Das entsprechende Kapitel mit der Überschrift *Kaufmann Block – Kündigung des Advokaten* endet hier, wurde von Kafka nicht vollendet; vgl. die Anmerkung, ebda, S.168.)

Mit dem Glockenzeichen wird – so die weitergehende Annahme – angezeigt, was *Huld* so nicht offen legen will, dass ein *Prozess*, der gar nicht in Gang gekommen ist, jetzt rasch beendet werde. *Huld* sagt bloss, *dass nach der Ansicht dieses Richters damit der Prozess beginne,* er selber, *Huld*, diesbezüglich aber *anderer Meinung* sei.

Der *Prozess Blocks* beginnt jetzt zwar, jedoch – so die Annahme – nicht noch einmal so, wie er einmal begann und die letzten *fünf Jahre* anhielt. Das *Glockenzeichen* bedeutet – so die Annahme –, dass man Block *gewiss und bald verurteilen wird*[566]. Es wird ihm mit der *Glocke* das letzte Stündchen geschlagen. Es kommt bei ihm, was *Huld* nur zur Beruhigung von *Block* sofort bestreitet, zum *Endurteil*. *Block* hat von dieser Möglichkeit bereits gehört und reagiert, wie sie bei ihm Realität zu werden scheint, entsprechend schockiert. Er hatte doch alles darauf angelegt – so die Annahme –, sein Leben, wie erbärmlich immer, zu erhalten. Und jetzt ereilt ihn doch das *Endurteil*.

Auch *Leni* hatte angenommen, dass einem derart gefügigen *Angeklagten* wie *Block* nichts weiter geschehen könne. Sie ging sogar davon aus, dass ihm sich irgendeinmal die Chance böte, *zu entschlüpfen*[567]. So überrascht *Leni* zuerst ob des Bescheids von *Huld* ist, so rasch findet sie wieder in ihre Rolle zurück, ermahnt *Block* aufzupassen, und *Huld* versucht seinerseits, *Block* zu beruhigen.

XXIX. Die Verkündigung des Endurteils über Josef K.

Josef K. kündigt nicht nur dem *Advokaten*, er beachtet auch die ihn erreichenden *Vorladungen* durch das ungewöhnliche *Gericht* nicht mehr.

> **(Z.138)**
>
> Eines Tages wurde K. knapp vor dem Weggehen telephonisch angerufen und aufgefordert, sofort in die Gerichtskanzlei zu kommen. Man warnte ihn davor, ungehorsam zu sein. Seine unerhörten Bemerkungen darüber, dass die Verhöre unnütz seien, kein Ergebnis haben und keines haben können, dass er nicht mehr hinkommen werde, dass er telephonische oder schriftliche Einladungen nicht beachten und Boten aus der Türe werfen werde – alle diese Bemerkungen seien protokolliert und hätten ihm schon sehr geschadet. Warum wolle er sich denn nicht fügen? Sei man nicht etwa, ohne Rücksicht auf Zeit und Kosten, bemüht, in seine verwickelte Sache Ordnung zu bringen? Wolle er darin mutwillig stören und es zu Gewaltmassnahmen kommen lassen, mit denen man ihn bisher verschon habe? Die heutige Vorladung sei ein letzter Versuch. Er möge tun, was er wolle, jedoch bedenken, dass das hohe Gericht seiner nicht spotten lassen könne.
>
> Nun hatte K. für diesen Abend Elsa seinen Besuch angezeigt und konnte schon aus diesem Grunde nicht zu Gericht kommen; er war froh darüber, sein Nichterscheinen vor Gericht dadurch rechtfertigen zu können, wenn er auch natürlich niemals von dieser Rechtfertigung Gebrauch machen würde und sehr wahrscheinlich auch dann nicht zu Gericht gegangen wäre, wenn er für diesen Abend nicht die geringste sonstige Verpflichtung gehabt hätte. Immerhin stellte er im Bewusstsein seines guten Rechtes durch das Telephon die Frage, was geschehen würde, wenn er nicht käme. „Man wird Sie zu finden wissen“, war die Antwort. „Vorzüglich“, sagte K., „was für einen Grund sollte ich denn aber haben, der heutigen Vorladung Folge zu leisten?“ „Man pflegt die Machtmittel des Gerichts nicht auf sich zu hetzen“, sagte die schwächer werdende und schliesslich vergehende Stimme. „Es ist sehr unvorsichtig, wenn man das nicht

[566] Zum Wortgebrauch vgl. oben, Zitat Z.53.
[567] Vgl. oben, Zitat Z.81.

> tut“, dachte K. im Weggehen, „man soll doch versuchen, die Machtmittel kennenzulernen.“
>
> Ohne zu zögern fuhr er zu Elsa. Behaglich in die Wagenecke gelehnt, die Hände in den Taschen des Mantels – es begann schon kühl zu werden –, überblickte er die lebhaften Strassen. Mit einer gewissen Zufriedenheit dachte er daran, dass er dem Gericht, falls es wirklich in Tätigkeit war, nicht geringe Schwierigkeiten bereitete. Er hatte sich nicht deutlich ausgesprochen, ob er zu Gericht kommen würde oder nicht; der Richter wartete also, vielleicht wartete sogar eine ganze Versammlung, nur K. würde zur besonderen Enttäuschung der Galerie nicht erscheinen. Unbeirrt durch das Gericht fuhr er dorthin, wo er wollte. Einen Augenblick lang war er nicht sicher, ob er nicht aus Zerstreutheit dem Kutscher die Gerichtsadresse angegeben hatte, er rief ihm daher laut Elsas Adresse zu; der Kutscher nickte, ihm war keine andere gesagt worden. Von da an vergass K. allmählich das Gericht, und die Gedanken an die Bank begannen ihn wieder, wie in früheren Zeiten, ganz zu erfüllen.[568]

Es geht *Josef K.* mit seinem Widerstand, wie er in seiner Rede bei der *ersten Untersuchung* hervorgehoben hatte,[569] nicht nur um ihn selber, sondern um alle *Angeklagten*, um die Rettung der *Unschuld* und Würde aller. Insofern er zugunsten aller, im Grunde aller Menschen, Widerstand leistet, relativiert sich das von ihm mit seinem Widerstand in Kauf genommene Risiko, *gewiss und bald verurteilt zu werden*[570]. Mit seinem Entscheid für die Beibehaltung eines lebendigen Lebens, wie viel kürzer es auch dauern mag, steht er für das jedem Menschen zustehende menschenwürdige Leben ein. Hierin auch besteht der grundlegende Unterschied zum Verhalten von *Kaufmann Block*.

Es ist kein Zufall – so die Annahme –, wenn *Josef K. knapp vor dem Weggehen telephonisch angerufen und aufgefordert wird, sofort in die Gerichtskanzlei zu kommen.* Man möchte ihn von seinem Besuch bei *Elsa* abhalten, das heisst von dem abhalten, was für *Josef K.* das Leben lebenswert macht. Wie Josef K., fast ganz *ohne zu zögern*, *zu Elsa fährt*, *vergisst er allmählich das Gericht, und die Gedanken an die Bank beginnen ihn wieder, wie in früheren Zeiten, ganz zu erfüllen.* Auch seine Arbeit in der *Bank* macht für ihn das Leben lebenswert, vermittelt ihm Würde. Dabei geht es weniger um die Frage als solche, ob er sich in der *Bank* zu halten vermag oder nicht, sondern um diejenige, ob er das, was ihm Würde verleiht, wie eben seine Arbeit in der *Bank*, weiterführen kann oder nicht.

Die gegen *Josef K.* Prozessierenden lassen nicht zu, dass er sein Leben weiterführen kann wie bisher.

> **(Z.139)**
>
> K. bekam den Auftrag, einem italienischen Geschäftsfreund der Bank, der für sie sehr wichtig war und sich zum erstenmal in dieser Stadt aufhielt, einige Kunstdenkmäler zu zeigen. Es war ein Auftrag, den er zu anderer Zeit gewiss für ehrend gehalten hätte, den er aber jetzt, da er nur mit grosser Anstrengung sein Ansehen in der Bank noch wahren konnte, widerwillig übernahm. Jede Stunde, die er dem Büro entzogen wurde, machte ihm Kummer; er konnte zwar die Bürozeit bei weitem nicht mehr so ausnützen wie früher, er brachte manche Stunden nur unter dem notdürftigsten Anschein wirklicher Arbeit hin, aber desto grösser waren seine Sorgen, wenn er nicht im Büro war. Er glaubte dann zu sehen, wie der Direktor-Stellvertreter, der ja immer auf der Lauer gewesen war, von Zeit zu Zeit in sein Büro kam, sich an seinen Schreibtisch setzte, sei-

---

[568] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 197f. (Beim hier zitierten Abschnitt handelt es sich um ein von Kafka unvollendetes und in den Roman (noch) nicht integriertes Kapitel; vgl. ebda.)
[569] Vgl. oben, Zitat Z.41.
[570] Zum Wortgebrauch vgl. oben, Zitat Z.53.

> ne Schriftstücke durchsuchte, Parteien, mit denen K. seit Jahren fast befreundet gewesen war, empfing und ihm abspenstig machte, ja vielleicht sogar Fehler aufdeckte, von denen sich K. während der Arbeit jetzt immer aus tausend Richtungen bedroht sah und die er nicht mehr vermeiden konnte. Wurde er daher einmal, sei es in noch so auszeichnender Weise, zu einem Geschäftsweg oder gar zu einer kleinen Reise beauftragt – solche Aufträge hatten sich in der letzten Zeit ganz zufällig gehäuft –, dann lag immerhin die Vermutung nahe, dass man ihn für ein Weilchen aus dem Büro entfernen und seine Arbeit überprüfen wolle oder wenigstens, dass man im Büro ihn für leicht entbehrlich halte. Die meisten dieser Aufträge hätte er ohne Schwierigkeiten ablehnen können, aber er wagte es nicht, denn, wenn seine Befürchtung auch nur im geringsten begründet war, bedeutete die Ablehnung des Auftrags Geständnis seiner Angst. Aus diesem Grunde nahm er solche Aufträge scheinbar gleichmütig hin und verschwieg sogar, als er eine anstrengende zweitägige Geschäftsreise machen sollte, eine ernstliche Verkühlung, um sich nur nicht der Gefahr auszusetzen, mit Berufung auf das gerade herrschende regnerische Herbstwetter von der Reise abgehalten zu werden. Als er von dieser Reise mit wütenden Kopfschmerzen zurückkehrte, erfuhr er, dass er dazu bestimmt sei, am nächsten Tag den italienischen Geschäftsfreund zu begleiten. Die Verlockung, sich wenigstens dieses Mal zu weigern, war sehr gross, vor allem aber war das, was man ihm hier zugedacht hatte, keine unmittelbar mit dem Geschäft zusammenhängende Arbeit, aber die Erfüllung dieser geschäftlichen Pflicht gegenüber dem Geschäftsfreund war an sich zweifellos wichtig genug, nur nicht für K., der wohl wusste, dass er sich nur durch Arbeitserfolge erhalten könne und dass es, wenn ihm das nicht gelänge, vollständig wertlos war, wenn er diesen Italiener unerwarteterweise sogar bezaubern sollte; er wollte nicht einmal für einen Tag aus dem Bereich der Arbeit geschoben werden, denn die Furcht, nicht mehr zurückgelassen zu werden, war zu gross, eine Furcht, die er sehr genau als übertrieben erkannte, die ihn aber doch beengte. In diesem Fall allerdings war es fast unmöglich, einen annehmbaren Einwand zu erfinden. K.s Kenntnis des Italienischen war zwar nicht sehr gross, aber immerhin genügend; das Entscheidende aber war, dass K. aus früherer Zeit einige kunsthistorische Kenntnisse besass, was in äusserst übertriebener Weise dadurch in der Bank bekanntgeworden war, dass K. eine Zeitlang, übrigens auch nur aus geschäftlichen Gründen, Mitglied des Vereins zur Erhaltung der städtischen Kunstdenkmäler gewesen war. Nun aber war der Italiener, wie man gerüchteweise erfahren hatte, ein Kunstliebhaber, und die Wahl K.s zu seinem Begleiter war daher selbstverständlich.[571]

Josef K. wird – so die Annahme – in Permanenz signalisiert, dass er in der *Bank* wie allgemein im gesellschaftlichen Leben keine Daseinsberechtigung mehr habe. Er setzt sich dagegen mit allen Kräften zur Wehr, nimmt alle ihn bedrängenden *Aufträge scheinbar gleichmütig hin und verschweigt sogar, wie er eine anstrengende zweitägige Geschäftsreise machen soll, eine ernstliche Verkühlung*. Er geht davon aus, *nur durch Arbeitserfolge sich erhalten zu können*, glaubt nach wie vor daran, *sich erhalten zu können*. Er hofft sogar noch darauf, den *italienischen Geschäftsfreund der Bank*, der – so die Annahme – das *Endurteil*[572] über ihn verkündigen wird, mit seinem *Zeigen der Kunstdenkmäler* vielleicht *unerwarteterweise sogar zu bezaubern*. *Josef K.* hat auf den *Auftrag* umso gewissenhafter sich vorbereitet.

> **(Z.140)**
>
> Es war ein sehr regnerischer, stürmischer Morgen, als K. voll Ärger über den Tag, der ihm bevorstand, schon um sieben Uhr ins Büro kam, um wenigstens einige Arbeit noch fertigzubringen, ehe der Besuch ihn allem entziehen würde. Er war sehr müde, denn er hatte die halbe Nacht mit dem Studium einer italienischen Grammatik verbracht, um sich ein wenig vorzubereiten; das Fenster, an dem er in der letzten Zeit viel

[571] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 169f.
[572] Zum Wortgebrauch vgl. oben, Zitat Z.137.

zu oft zu sitzen pflegte, lockte ihn mehr als der Schreibtisch, aber er widerstand und setzte sich zur Arbeit. Leider trat gerade der Diener ein und meldete, der Direktor habe ihn geschickt, um nachzusehen, ob der Herr Prokurist schon hier sei; sei er hier, möge er so freundlich sein und ins Empfangszimmer hinüberkommen, der Herr aus Italien sei schon da. „Ich komme schon“, sagte K., steckte ein kleines Wörterbuch in die Tasche, nahm ein Album der städtischen Sehenswürdigkeiten, das er für den Fremden vorbereitet hatte, unter den Arm und ging durch das Büro des Direktor-Stellvertreters in das Direktionszimmer. Das Büro des Direktor-Stellvertreters war natürlich noch leer wie in tiefer Nacht, wahrscheinlich hatte der Diener auch ihn ins Empfangszimmer berufen sollen, es war aber erfolglos gewesen. Als K. ins Empfangszimmer eintrat, erhoben sich die zwei Herren aus den tiefen Fauteuils. Der Direktor lächelte freundlich, offenbar war er sehr erfreut über K.s Kommen, er besorgte sofort die Vorstellung, der Italiener schüttelte K. kräftig die Hand und nannte lächelnd irgendjemanden einen Frühaufsteher. K. verstand nicht genau, wen er meinte, es war überdies ein sonderbares Wort, dessen Sinn K. erst nach einem Weilchen erriet. Er antwortete mit einigen glatten Sätzen, die der Italiener wieder lachend hinnahm, wobei er mehrmals mit nervöser Hand über seinen graublauen, buschigen Schnurrbart fuhr. Dieser Bart war offenbar parfümiert, man war fast versucht, sich zu nähern und zu riechen. Als sich alle gesetzt hatten und ein kleines, einleitendes Gespräch begann, bemerkte K. mit grossem Unbehagen, dass er den Italiener nur bruchstückweise verstand. Wenn er ganz ruhig sprach, verstand er ihn fast vollständig, das waren aber nur seltene Ausnahmen, meistens quoll ihm die Rede aus dem Mund, er schüttelte den Kopf wie vor Lust darüber. Bei solchen Reden aber verwickelte er sich regelmässig in irgendeinen Dialekt, der für K. nichts Italienisches mehr hatte, den aber der Direktor nicht nur verstand, sondern auch sprach, was K. allerdings hätte voraussehen können, denn der Italiener stammte aus Süditalien, wo auch der Direktor einige Jahre gewesen war. Jedenfalls erkannte K., dass ihm die Möglichkeit, sich mit dem Italiener zu verständigen, zum grössten Teil genommen war, denn auch dessen Französisch war nur schwer verständlich, auch verdeckte der Bart die Lippenbewegungen, deren Anblick vielleicht zum Verständnis geholfen hätte. K. begann viel Unannehmlichkeiten vorauszusehen, vorläufig gab er es auf, den Italiener verstehen zu wollen – in der Gegenwart des Direktors, der ihn so leicht verstand, wäre es unnötige Anstrengung gewesen –, und er beschränkte sich darauf, ihn verdriesslich zu beobachten, wie er tief und doch leicht in dem Fauteuil ruhte, wie er öfters an seinem kurzen, scharf geschnittenen Röckchen zupfte und wie er einmal mit erhobenen Armen und lose in den Gedanken bewegten Gelenken irgend etwas darzustellen versuchte, das K. nicht begreifen konnte, obwohl er vorgebeugt die Hände nicht aus den Augen liess. Schliesslich machte sich bei K., der sonst unbeschäftigt, nur mechanisch mit den Blicken dem Hin und Her der Reden folgte, die frühere Müdigkeit geltend, und er ertappte sich einmal zu seinem Schrecken, glücklicherweise noch rechtzeitig, dabei, dass er in der Zerstreutheit gerade hatte aufstehen, sich umdrehen und weggehen wollen. Endlich sah der Italiener auf die Uhr und sprang auf. Nachdem er sich vom Direktor verabschiedet hatte, drängte er sich an K., und zwar so dicht, dass K. seinen Fauteuil zurückschieben musste, um sich bewegen zu können. Der Direktor, der gewiss an K.s Augen die Not erkannte, in der er sich gegenüber diesem Italienisch befand, mischte sich in das Gespräch, und zwar so klug und so zart, dass es den Anschein hatte, als füge er nur kleine Ratschläge bei, während er in Wirklichkeit alles, was der Italiener, unermüdlich ihm in die Rede fallend, vorbrachte, in aller Kürze K. verständlich machte. K. erfuhr von ihm, dass der Italiener vorläufig noch einige Geschäfte zu besorgen habe, dass er leider auch im ganzen nur wenig Zeit haben werde, dass er auch keinesfalls beabsichtige, in Eile alle Sehenswürdigkeiten abzulaufen, dass er sich vielmehr – allerdings nur, wenn K. zustimme, bei ihm allein liege die Entscheidung – entschlossen habe, nur den Dom, diesen aber gründlich, zu besichtigen. Er freue sich ungemein, diese Besichtigung in Begleitung eines so gelehrten und liebenswürdigen Mannes – damit war K. gemeint, der mit nichts anderem beschäftigt war, als den Italiener zu überhören und die Worte des Direktors schnell aufzufassen – vornehmen zu können, und er bitte ihn, wenn ihm die Stunde gelegen sei, in zwei Stunden, etwa um zehn Uhr, sich im Dom einzufinden. Er selbst hoffe, um diese Zeit schon bestimmt dort sein zu können. K. antwortete einiges Entsprechende, der Italiener drückte zuerst dem Direktor, dann

> K., dann nochmals dem Direktor die Hand und ging, von beiden gefolgt, nur noch halb ihnen zugewendet, im Reden aber noch immer nicht aussetzend, zur Tür.[573]

Der *Italiener* wird zum *Dom* dann gar nicht hinkommen.[574] Dass *Josef K.* dem *Italiener* städtische Sehenswürdigkeiten zeigen soll, ist *Josef K.* – so die Annahme – nur vorgegaukelt worden, um ihn an diesem Tag zuerst auf den *Italiener*, etwas später im *Dom* auf den *Gefängniskaplan*[575] treffen lassen zu können. Der *Bankdirektor* und der *italienische Geschäftsfreund der Bank* sind auch – so die Annahme – über das frühe Eintreffen von *Josef K.* zum Vornherein informiert, noch bevor der *Diener* nachschauen kommt. Alle ausser *Josef K.* selber wissen Bescheid über das Bevorstehende, und wenn *das Büro des Bankdirektor-Stellvertreters natürlich noch leer wie in tiefer Nacht ist*, dann deshalb, weil dem *Bankdirektor-Stellvertreter* bei der Urteilsverkündigung keine unmittelbare Rolle zukommt. Er darf gar nicht anwesend sein. Hätte er eine Rolle dabei spielen müssen, wäre mit Sicherheit schon da gewesen.

Der *italienische Geschäftsfreund der Bank fährt*, wie er *Josef K.* zu sehen bekommt, *mehrmals mit nervöser Hand über seinen graublauen, buschigen Schnurrbart*. Zwar trägt der *Italiener* keinen Vollbart wie die *niedrigen Richter* auf den *Dachböden*, weshalb er sich auch nicht, wie jene es tun, dann, wenn ihm ein *Angeklagter* gegenüber tritt, *an einem Bartstrahn in der Mitte seines Bartes zieht*.[576] Aber er *fährt über seinen Schnurrbart*, der sogar noch, wie *Josef K.* bemerkt, *parfümiert* ist.

Gerade dort – so die Annahme –, wo der *Italiener Josef K.* zu loben scheint, versteckt sich die *Anklage* gegen *Josef K.*, darin bestehend, des Bemühens um *Unschuld* sich *schuldig* zu machen. Wenn der *Italiener*, wohlverstanden im Wissen darum, dass er zur *Besichtigung* gar nicht hingehen wird, feststellt, dass *er sich ungemein freue, diese Besichtigung in Begleitung eines so gelehrten und liebenswürdigen Mannes vornehmen zu können*, dann ist das – so die Annahme – nicht bloss dreist gelogen, sondern zugleich, unter dem Deckmantel grösster Freundlichkeit, dreist anklagend gemeint. *Josef K. hatte sich,* fast wie ein *Gelehrter*, auf die *Besichtigung* bestmöglich *vorbereitet – er besitzt aus früherer Zeit einige kunsthistorische Kenntnisse –*, *verbrachte die halbe Nacht mit dem Studium einer italienischen Grammatik*.[577] Eine solche *Vorbereitung* wird vom *Italiener* wie von den *hohen Behörden* insgesamt als Bestätigung seiner *Schuld* angesehen. Dazu gehört, dass *Josef K.* besonders früh ins *Büro* kam, um vor der geplanten *Besichtigung wenigstens einige* andere *Arbeit noch fertigzubringen*. Dieses ist für *Josef K.* ein derart Normales, dass er den *Italiener*, wie dieser ihn als *Frühaufsteher* bezeichnet, gar nicht recht versteht. Aber auch dieses schon, als Lob verkleidet, ist *Anklage*.

Josef K. ist *liebenswürdig* dadurch, dass er möglichst allen Menschen mit dem gleichen Respekt begegnet[578] und also niemanden zum Vornherein sozial auf- oder abwertet, er nebenbei aus freien Stücken sogar *Besichtigungen* durchführt. *Frau Grubach* hatte ihn

---

[573] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 170ff.
[574] Vgl. unten, Abschnitt XXXVIII.
[575] Zum Wortgebrauch vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 179.
[576] Vgl. dazu oben, Zitat Z.83.
[577] Vgl. oben, Zitat Z.140.
[578] Vgl. oben, Abschnitt XXX.

als ihren *liebsten Mieter* bezeichnet.[579] Und er *war* in der *Bank* mit den *Parteien seit Jahren fast befreundet gewesen*.[580] Gerade ein solches, vom jeweiligen Status absehendes, so genannt *liebenswürdiges* Verhalten erregt – so die Annahme – den Argwohn der *hohen Behörden* und des *Italieners*. Wenn der *Italiener Josef K.* als einen *liebenswürdigen Mann* bezeichnet, ist in Wirklichkeit das genaue Gegenteil gemeint. *Liebenswürdig* zu sein ist ihm gemäss, ohne dass er es so sagt, *Schuld*. Auch die geplante *Besichtigung* von Sehenswürdigkeiten, als was sie von *Josef K.* aufgefasst wird und er glaubt, sie anschliessend durchführen zu können, trägt für den *Italiener* für sich Momente des *Schuldhaften* in sich. Dem *Italiener* gemäss soll man – so die Annahme – überhaupt nicht *sehen* wollen, und wenn schon eine *Besichtigung*, dann eine, bei der man nichts sieht und auch gar nichts sehen will. Es wird nachher – so die Annahme – zu einer *Besichtigung* auch nicht kommen, oder schon zu einer, aber zu einer gegen sich selbst verkehrten.[581]

Josef K., der doch eigentlich über einige Kenntnisse des *Italienischen* verfügt, kann den *Italiener* nicht oder *nur bruchstückweise verstehen*. Und auch *dessen Französisch ist nur schwer verständlich*. Dieses freilich liegt – so die Annahme – gar nicht am Dialekt, an der Sprechweise oder an dem *die Lippen* des *Italieners verdeckenden Schnurrbart.* Es liegt daran, dass der *Italiener* das *Endurteil* verkündigt und dieses *Endurteil* mit menschlich rationalen Massstäben sich nicht nachvollziehen, nicht verstehen lässt. Wenn einem um *Unschuld* sich bemühenden Menschen gerade dieses Bemühen als *Schuld* ausgelegt und in ein *Endurteil* umgemünzt wird, ist es – so die Annahme – nicht zu verstehen.

Natürlich können Gründe für die Irrationalität des *Urteils* gefunden werden. Um *Unschuld* sich bemühende Menschen wie *Josef K.* stehen den Macht- und Profitinteressen der *hohen Behörden* im Weg. Also werden diese Menschen aus dem Weg geräumt. So besehen – so die Annahme – ist das *Endurteil* in seiner Irrationalität durchschau- und auch nachvollziehbar, an seiner Irrationalität, seinem Widermenschlichen ändert dieses freilich nichts. Der in gewisser Weise ganz und gar naiv gebliebene *Josef K.* vermag in seinem Denken auf diese Ebene des Irrationalen gar nicht zu gelangen, kann es dementsprechend nicht durchschauen.[582] Es ist ihm völlig fremd und also rechnet er auch nicht damit. Also kann er – so die Annahme – den *Italiener* auch nicht oder *nur bruchstückweise verstehen*, sodass ihm sogar das vom *Italiener* verkündigte *Endurteil* entgeht.

Die vom *Italiener einmal mit erhobenen Armen und lose in den Gedanken bewegten Gelenken* gegebenen *Darstellungen* werden von *Josef K.* in einem dann wieder verworfenen Gedanken für *das Fallen des Wassers in einem Springbrunnen gehalten*[583]. Die

---

[579] Vgl. oben, Zitat Z.9.
[580] Vgl. oben, Zitat Z.140.
[581] Vgl. dazu nachstehend, Abschnitt XXXVIII.
[582] Vgl. dazu schon, Einleitendes Exposé, 5. Abschnitt.
[583] Zu der in Zitat Z.140 zitierten Stelle: … *wie er einmal mit erhobenen Armen und lose in den Gedanken bewegten Gelenken irgend etwas darzustellen versuchte*, hatte Kafka in einer dann aber gestrichenen Stelle beigefügt: *… was man, wenigstens auf den ersten Blick und ohne zu wissen, wovon er sprach, für das Fallen des Wassers in einem Springbrunnen gehalten hätte.* (Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 221; in: *Die vom Autor gestrichenen Stellen*).

Bewegungen sollen – so die Annahme – anzeigen, was von *Josef K.* so nicht verstanden wird, nämlich, wie die Glieder der *verleumderischen Kreise* der *höheren Klassen*, ganz und gar in *Schuld* verstrickt und deshalb *lose in den Gedanken*, von oben in die Gesellschaft fahren. Es werden in der Gesellschaft die um *Unschuld* sich Bemühenden identifiziert und als vorgeblich *Schuldige* verurteilt respektive eliminiert. Eine ähnliche Anzeige macht der *Italiener* mit dem *über den Schnurrbart fahren*. Was für *Josef K. Besichtigung*, *Springbrunnen* oder *Dom*, bedeutet für den *italienischen Geschäftsfreund* – so die Annahme – *Schuld*, *Hetze*, *Endurteil*, ein Bedeuten, das irrational ist und deshalb von *Josef K.* weder verstanden noch als das, was es ist, durchschaut werden kann. Derartiges Bedeuten gilt den *verleumderischen* Kreisen als das Normale, und wenn es heisst, dass der *Italiener* als *Kunstliebhaber* gilt[584], dann kann es durchaus sein, dass diese *Liebhaberschaft* dem Motiv des irrationalen Nicht-sehen-Wollens geschuldet ist. Mit *Kunst* lässt sich – so die Annahme – alles machen.

Der *Italiener* plärrt den von den *verleumderischen* Kreisen der *höheren Klassen* verfochtenen irrationalen Glauben und damit das *Endurteil* über *Josef K.* vor sich hin, ohne jede Selbstbesinnung, vielmehr – so die Annahme – mit offensichtlicher *Lust* an der eigenen Besinnungslosigkeit. *Meistens quillt ihm die Rede aus dem Mund* und *er schüttelt den Kopf wie vor Lust darüber*. Es gebe zum Leben in der Gesellschaft, so lautet implizit seine – hier angenommene – irrationale Botschaft, nur die Möglichkeit, in dessen Schuldzusammenhang blind sich einzufügen, sich anzupassen und also einem genau hinsehenden lebendigen Leben zu entsagen. Andernfalls werde man, wie es jetzt mit *Josef K.* geschehe, für *schuldig* erklärt, *verurteilt*.

Josef K. hört und *sieht* dem *Italiener* zuerst aufs Genaueste zu, um schliesslich festzustellen, dass er diesen *nicht zu verstehen* vermag. *Josef K. will* in seiner *Zerstreutheit*, die die Rede des *Italieners* ihm verursacht, *aufstehen, sich umdrehen und weggehen*. *Josef K.* ging damals beim ersten Besuch von *Huld* auf die Rede des plötzlich erschienenen *Kanzleidirektors* hin auch einfach weg, als sich ihm die Gelegenheit bot.[585] Hier besinnt er sich und bleibt sitzen, doch hätte er genauso gut *weggehen* können. Er lässt sich vom Wortschwall des *Italieners* nicht einschüchtern, insistiert auf der Prüfung dessen, was er hört und nicht hört und *beschränkt sich darauf, den Italiener verdriesslich zu beobachten*.

Damit zeigt er – so die Annahme – dem *Italiener* an, dass er nicht bereit ist, ihm ohne *zu verstehen* und alles akzeptierend zuzuhören. Er hält daran fest, *nicht zu verstehen*, den Italiener dementsprechend *verdriesslich zu beobachten*. Dieses stört seinerseits den *Italiener*, der *sich* – so die Annahme – deshalb bei der Verabschiedung *an K. drängt, und zwar so dicht, dass K. seinen Fauteuil zurückschieben muss, um sich bewegen zu können.* Bereits zu Beginn des *Prozesses*, bei der *Verhaftung*, als *Josef K.* seinen *Verstand*[586] sich zu bewahren, *Klarheit über seine Lage zu bekommen* suchte,

[584] Vgl. oben, Zitat Z.140.
[585] Vgl. oben, Zitat Z.78.
[586] Zum Wortgebrauch vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 118.

stiess der Bauch des zweiten Wächters förmlich freundschaftlich an ihn.[587] Es meint nicht *Freundschaft*, es meint Feindschaft.

> **(Z.141)**
> K. blieb dann noch ein Weilchen mit dem Direktor beisammen, der heute besonders leidend aussah. Er glaubte, sich bei K. irgendwie entschuldigen zu müssen und sagte – sie standen vertraulich nahe beisammen –, zuerst hätte er beabsichtigt, selbst mit dem Italiener zu gehen, dann aber – er gab keinen näheren Grund an – habe er sich entschlossen, lieber K. zu schicken. Wenn er den Italiener nicht gleich im Anfang verstehe, so müsse er sich dadurch nicht verblüffen lassen, das Verständnis komme sehr rasch, und wenn er auch viel überhaupt nicht verstehen sollte, sei es auch nicht so schlimm, denn für den Italiener sei es nicht gar so wichtig, verstanden zu werden. Übrigens sei K.s Italienisch überraschend gut, und er werde sich gewiss ausgezeichnet mit der Sache abfinden. Damit war K. verabschiedet.[588]

Der *Bankdirektor* weiss, dass der *Italiener* soeben das *Endurteil* über *Josef K.* verkündigt hat, übersetzt das *Urteil* für den nichts oder *nur bruchstückweise*[589] verstehenden *Josef K.* aber so, als werde wirklich nur über die geplante *Besichtigung* gesprochen. Das *Gericht* möchte – so die Annahme –, eine Widerrede von *Josef K.*, wie er sie in der *ersten Untersuchung* gehalten hatte[590], unter allen Umständen vermeiden, wofür hier jetzt – so die Annahme – der *Bankdirektor* besorgt ist. Der *Bankdirektor* nimmt eine dementsprechend vernebelnde Übersetzungsfunktion gegen einen Untergebenen immer so, wie hier jetzt gegen *Josef K.*, vor, wenn es darum geht – so die Annahme –, dessen *Unschuld* zu verfolgen. Dazu verschanzt er sich hinter einer Art Opferrolle und *sieht besonders leidend aus*. Er tut dann gar noch so, was ihm von *Josef K.* sogar noch geglaubt wird, als würde er nur sein Bestes für den Untergegebenen wollen, behauptet gegenüber *Josef K.* sogar, dass er die *Besichtigung* mit dem *Italiener* ursprünglich selber machen wollte. Das wollte er – so die Annahme – natürlich nicht, denn er weiss ja, dass eine *Besichtigung* gar nie vorgesehen war. Es sagt es bloss – so die Annahme –, um *Josef K.* in Sicherheit zu wiegen.

Der *Bankdirektor* widerspricht sich. Einerseits sagt er, dass für *Josef K.* mit Bezug auf die geplante *Besichtigung das Verständnis* für den *Italiener sehr rasch komme*, andererseits stellt er fest, *dass wenn Josef K.* vom *Italiener auch viel überhaupt nicht verstehen sollte, es auch nicht so schlimm* sei, *es für den Italiener nicht gar so wichtig sei, verstanden zu werden. Frau Grubach* äusserte sich damals, am Abend nach der *Verhaftung*, analog widersprüchlich, als sie zu *Josef K.* sagte, dass ihr seine *Verhaftung wie etwas Gelehrtes vorkomme, das sie zwar nicht verstehe, das man aber auch nicht verstehen muss.*[591] Wie jetzt der *Bankdirektor* meinte auch sie, dass man *Prozess* und *Urteil* gar *nicht verstehen müsse*, man es aber doch, auch wenn man es nicht *verstehe*, als etwas Übergeordnetes, etwas *Gelehrtes*, blind zu akzeptieren habe, insofern das *Verständnis*, wie der *Bankdirektor* sich ausdrückt, *sehr rasch komme*. Man wirbt – so die Annahme – für das *Verständnis* eines nicht Verstehbaren.

---

[587] Vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 9.
[588] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 172f.
[589] Vgl. oben, Zitat Z.140.
[590] Vgl. oben, Abschnitt X.
[591] Vgl. oben, Zitat Z.9.

Beim *Italiener* handelt es sich insofern um einen *sehr wichtigen Geschäftsfreund der Bank*[592], als er – so die Annahme – an dem vermittels der *Bank* reproduzierten Schuldzusammenhang besonders kräftig mitwebt und mitverdient. Er erledigt für die *Bank* und für die *hohen Behörden* – so die weitergehende Annahme – die schmutzigen Geschäfte wie die Beseitigung missliebig gewordener Menschen. Im Gegenzug dafür decken die *hohen Behörden* seine Geschäfte, waschen beispielsweise seine aus kriminellen Geschäften stammenden Gelder rein. Beim *italienischen Geschäftsfreund der Bank* handelt es sich – so die Annahme – um so etwas wie einen Paten oder einen Mafiaboss.

Der *Italiener* ist – so die Annahme – mit den die ungewöhnlichen *Prozesse* führenden *hohen Behörden* zwar eng liiert, doch gehört er ihnen nicht unmittelbar an. Der *Italiener* wird – so die weitergehende Annahme – von den *hohen Behörden* immer dann von aussen beigezogen, wenn ein *Prozess* wie der gegen *Josef K.* nicht gewonnen werden kann und kein anderes Mittel übrig bleibt als das, den *Prozess* mittels Verkündigung des *Endurteils* abzubrechen. Das über *Josef K.* gesprochene Endurteil signalisiert – so die Annahme –, dass bei ihm das Ziel des *Prozesses* nicht erreicht ist, und zwar ganz anders nicht erreicht ist wie bei *Kaufmann Block*. *Josef K.* lässt sich im Gegensatz zu *Block* nicht in die Knie zwingen.

Allerdings sind die *hohen Behörden* – so die Annahme – nach wie vor interessiert und bestrebt, *Josef K.* davon zu überzeugen, von selber aus dem Leben zu scheiden. Sie wollen das durch den *Italiener* verkündigte *Endurteil* gegen *Josef K.* – so die weitergehende Annahme – als letzte ultimative Drohung verstanden wissen, jetzt von eigener Hand aus dem Leben zu scheiden. Dieses würde dem üblichen Gang der ungewöhnlichen *Prozesse* dann noch einigermassen genügen und man käme, in der Sicht der *hohen Behörden*, um einen Auftragsmord herum. Was man von *Josef K.* erwartet, soll ihm – so die Annahme – im *Dom* unmittelbar vorgeführt und auch in Worten klar gemacht werden.[593] Mit dieser Drohung für sich hat der *Italiener* – so die Annahme – nichts zu tun, weshalb er zur *Besichtigung des Doms* nicht hinkommen wird, solches auch gar nie geplant war.

[592] Vgl. zum Wortgebrauch oben, Zitat Z.140.
[593] Vgl. unten, Abschnitte XXX, XXXI, XXXII.

XXX. Josef K. soll aus dem Leben gehetzt werden: im Dom

Josef K. bleibt auch nach dem eben mit dem *Italiener* Erlebten sich selber treu und versucht die *Besichtigung* des *Doms* so gewissenhaft wie möglich vorzubereiten. Er soll den *Italiener etwa um zehn Uhr im Dom* treffen.[594]

> **(Z.142)**
>
> Die Zeit, die ihm noch freiblieb, verbrachte er damit, seltene Vokabeln, die er zur Führung im Dom benötigte, aus dem Wörterbuch herauszuschreiben. Es war eine äusserst lästige Arbeit, Diener brachten die Post, Beamte kamen mit verschiedenen Anfragen und blieben, da sie K. beschäftigt sahen, bei der Tür stehen, rührten sich aber nicht weg, bevor sie K. angehört hatte, der Direktor-Stellvertreter liess es sich nicht entgehen, K. zu stören, kam öfters herein, nahm ihm das Wörterbuch aus der Hand und blätterte offenbar ganz sinnlos darin, selbst Parteien tauchten, wenn sich die Tür öffnete, im Halbdunkel des Vorzimmers auf und verbeugten sich zögernd – sie wollten auf sich aufmerksam machen, waren aber dessen nicht sicher, ob sie gesehen werden –, das alles bewegte sich um K. als um seinen Mittelpunkt, während er selbst die Wörter, die er brauchte, zusammenstellte, dann im Wörterbuch suchte, dann herausschrieb, dann ihre Aussprache übte und schliesslich auswendig zu lernen versuchte. Sein früheres gutes Gedächtnis schien ihn aber ganz verlassen zu haben, manchmal wurde er auf den Italiener, der ihm diese Anstrengung verursachte, so wütend, dass er das Wörterbuch unter Papieren vergrub, mit der festen Absicht, sich nicht mehr vorzubereiten, dann aber sah er ein, dass er doch nicht stumm mit dem Italiener vor den Kunstwerken im Dom auf und ab gehen könne, und er zog mit noch grösserer Wut das Wörterbuch wieder hervor.[595]
>
> Gerade um halb zehn, als er weggehen wollte, erfolgte ein telephonischer Anruf. Leni wünschte ihm guten Morgen und fragte nach seinem Befinden, K. dankte eilig und bemerkte, er könne sich jetzt unmöglich in ein Gespräch einlassen. Denn er müsse in den Dom. „In den Dom?“ sagte Leni. „Nun ja, in den Dom.“ „Warum denn in den Dom?“ sagte Leni. K. suchte es ihr in Kürze zu erklären, aber kaum hatte er damit angefangen, sagte Leni plötzlich: „Sie hetzen dich.“ Bedauern, das er nicht herausgefordert und erwartet hatte, vertrug K. nicht, er verabschiedete sich mit zwei Worten, sagte aber doch, während er den Hörer an seinen Platz hängte, halb zu sich, halb zu dem fernen Mädchen, das es nicht mehr hörte: „Ja, sie hetzen mich.“[596]

Leni weiss – so die Annahme –, wie das ungewöhnliche *Gericht* auf *Fälle* wie den von *Josef K.* reagiert und fragt deshalb bei diesem, dem sie weiterhin dabei behilflich sein will, am Leben zu bleiben, nach dem Befinden. Wie dieser ihr die Sache mit dem *Dom* erklärt, weiss sie sofort – so die Annahme –, was es damit auf sich hat. Und *Josef K.* sieht sich gezwungen, offen auszusprechen, was er zwar spürt, bislang jedoch nicht, nicht mal sich selber gegenüber, einzugestehen vermochte, nämlich eben, dass *sie ihn hetzen*. Bei dieser *Hetze* geht es nicht mehr darum, *Josef K.* ans *Gericht* auf den *Dachböden* zu zwingen, auf dass er in der Folge selber den *Prozess* sich mache. Dem *Gericht* ist dieses übliche *Verfahren* misslungen. Es musste den *Prozess* gegen *Josef K.* abbrechen und durch den *Italiener* das *Endurteil* verkündigen lassen. Jetzt will man ihn – so die Annahme – aus dem Leben *hetzen*, das heisst in den Selbstmord zwingen, was mit der Verkündigung des *Endurteils* zugleich so auch vorbereitet wurde. In der

---

[594] Vgl. oben Zitat Z.140.
[595] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 173.
[596] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 173f.

Bank lässt man *Josef K.* nicht einmal mehr die *Besichtigung* des *Doms*, zu der man ihn ja beauftragt hatte, *richtig vorbereiten*.

Josef K. lässt sich mit einem *Automobil* zum *Dom* fahren, bei *feuchtem, kühlem, dunklem* Wetter.[597]

> **(Z.143)**
> Der Domplatz war ganz leer, K. erinnerte sich, dass es ihm schon als kleinem Kind aufgefallen war, dass in den Häusern dieses engen Platzes immer fast alle Fenstervorhänge herabgelassen waren. Bei dem heutigen Wetter war es allerdings verständlicher als sonst. Auch im Dom schien es leer zu sein, es fiel natürlich niemandem ein, jetzt hierherzukommen. K. durchlief beide Seitenschiffe, er traf nur ein altes Weib, das, eingehüllt in ein warmes Tuch, vor einem Marienbild kniete und es anblickte. Von weitem sah er dann noch einen hinkenden Diener in einer Mauertür verschwinden. K. war pünktlich gekommen, gerade bei seinem Eintritt hatte es zehn geschlagen, der Italiener war aber noch nicht hier. K. ging zum Haupteingang zurück, stand dort eine Zeitlang unentschlossen und machte dann im Regen einen Rundgang um den Dom, um nachzusehen, ob der Italiener nicht vielleicht bei irgendeinem Seiteneingang warte. Er war nirgends zu finden. Sollte der Direktor etwa die Zeitangabe missverstanden haben? Wie konnte man auch diesen Menschen richtig verstehen? Wie es aber auch sein mochte, jedenfalls musste K. zumindest eine halbe Stunde auf ihn warten. Da er müde war, wollte er sich setzen, er ging wieder in den Dom, fand auf einer Stufe einen kleinen, teppichartigen Fetzen, zog ihn mit der Fussspitze vor eine nahe Bank, wickelte sich fester in seinen Mantel, schlug den Kragen in die Höhe und setzte sich. Um sich zu zerstreuen, schlug der das Album auf, blätterte darin ein wenig, musste aber bald aufhören, denn es wurde so dunkel, dass er, als er aufblickte, in dem nahen Seitenschiff kaum eine Einzelheit unterscheiden konnte.[598]

In den Häusern des engen Domplatzes sind immer fast alle Fenstervorhänge herabgelassen, weil hier, in der Innenstadt – so die Annahme – die das ungewöhnliche *Gericht* befehligenden Kreise, Mitglieder der *hohen Behörden* wohnen. Diese *Mitglieder* des *Gerichts*, die im Gleichen als *Ankläger* und oberste *Richter* fungieren, ziehen an allen und auch an schönen Tagen die Dunkelheit vor, haben deshalb *die Fenstervorhänge immer herabgelassen*. Sie suchen – so die weitergehende Annahme – die Nähe zum *Dom*, weil sie das von ihnen betriebene ungewöhnliche *Gericht* wie eine ins Überirdische und Übersinnliche reichende Kirche, als ein Eigengesetzliches vorzustellen suchen, das heisst als eine Macht, an die kein normal Sterblicher, kein *Beamter* und erst recht kein *Angeklagter* heranzureichen vermag.

Josef K. wurde damals, wie er an einem Abend *Arm in Arm mit dem Staatsanwalt Hasterer gegangen war*, vom *Bankdirektor*, wie dieser es ihm am nächsten Tag in der *Bank* vorwurfsvoll berichtet, *an der Längsseite einer Kirche* beobachtet.[599] Das von *Josef K.* zum Ausdruck gebrachte Bemühen um *Unschuld*, ablesbar an seiner *Freundschaft* mit *Staatsanwalt Hasterer*, ging damals – so die Annahme – unmittelbar vor den *Häusern* derer vorbei, die von dieser *Unschuld* negativ angezogen werden. Und der *Bankdirektor* gab seine *Beobachtung* am folgenden Tag wieder, als hätte *er eine Luftspiegelung beschreiben wollen*[600]*,* als gäbe er eine dem nahezu Übersinnlichen entstammende *Beobachtung* wieder. Schon *Advokat Huld* sprach von der *unendlichen Steigerung des*

---

[597] Vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 174.
[598] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 174.
[599] Vgl. oben, Zitat Z.20.
[600] Vgl. ebda.

Gerichts, die selbst für den Eingeweihten nicht absehbar sei.[601] Der *Gerichtsmaler Titorelli* sagte zu *Josef K.*, dass das – wie angenommen – in Wirklichkeit gar nicht existierende *Recht, endgültig freizusprechen, nur das oberste, für Sie, für mich und für uns alle ganz unerreichbare Gericht habe*[602].

Je mehr dieser Glaube von dem *für uns alle ganz unerreichbaren Gericht* von der breiten Bevölkerung akzeptiert wird, sie daran glaubt, dass es sich beim ungewöhnlichen *Gericht* um einen *grossen,* durch nichts zu gefährdender *Organismus* handle[603], desto weniger brauchen – so die Annahme – die das *Gericht* befehligenden *hohen Behörden*[604] sowie die die *Prozesse* vollstreckenden niedrigen *Beamten* zu befürchten, für ihre Untaten zur Rechenschaft gezogen zu werden. Alle diese Täter reden sich selber sogar ein – so die Annahme –, dass gar nicht sie selber, sondern jene *unerreichbare* Kraft für die *Prozesse* verantwortlich sei, sie nichts weiter als im Grunde *teilnahmslose*[605] Vollzugsbeamte darstellten. Zur Reproduktion und Stärkung der entsprechenden Vorstellung wird – so die Annahme – der *Dom* benützt.

Gerade an *kühlen und regnerischen Tagen* wie diesem, *wo es natürlich niemandem einfällt, jetzt hierherzukommen*, ist der *Dom* – so die Annahme – von der den *Prozess* gegen *Josef K.* führenden *hohen Behörde* ganz in Besitz genommen. Sie weiss um das Eintreffen von *Josef K.* und wartet – so die weitergehende Annahme – so lange zu, bis er sich in der *Kirche* irgendwo hinsetzt. Sogleich lassen sie es noch *dunkler* um ihn herum werden, lassen gezielt nur wenige *Kerzen* brennen.

> **(Z.144)**
> In der Ferne funkelte auf dem Hauptaltar ein grosses Dreieck von Kerzenlichtern, K. hätte nicht mit Bestimmtheit sagen können, ob er sie schon früher gesehen hatte. Vielleicht waren sie erst jetzt angezündet worden. Die Kirchendiener sind berufsmässige Schleicher, man bemerkt sie nicht. Als sich K. zufällig umdrehte, sah er nicht weit hinter sich eine hohe, starke, an einer Säule befestigte Kerze gleichfalls brennen. So schön das war, zur Beleuchtung der Altarbilder, die meistens in der Finsternis der Seitenaltäre hingen, war das gänzlich unzureichend, es vermehrte vielmehr die Finsternis. Es war vom Italiener ebenso vernünftig als unhöflich gehandelt, dass er nicht gekommen war, es wäre nichts zu sehen gewesen, man hätte sich damit begnügen müssen, mit K.s elektrischer Taschenlampe einige Bilder zollweise abzusuchen. Um zu versuchen, was man davon erwarten könnte, ging K. zu einer nahen Seitenkapelle, stieg ein paar Stufen bis zu einer niedrigen Marmorbrüstung und, über sie vorgebeugt, beleuchtete er mit der Lampe das Altarbild. Störend schwebte das ewige Licht davor. Das erste, was K. sah und zum Teil erriet, war ein grosser, gepanzerter Ritter, der am äussersten Rande des Bildes dargestellt war. Er stützte sich auf sein Schwert, das er in den kahlen Boden vor sich – nur einige Grashalme kamen hie und da hervor – gestossen hatte. Er schien aufmerksam einen Vorgang zu beobachten, der sich vor ihm abspielte. Es war erstaunlich, dass er so stehenblieb und sich nicht näherte. Vielleicht war er dazu bestimmt, Wache zu stehen. K., der schon lange keine Bilder gesehen hatte, betrachtete den Ritter längere Zeit, obwohl er immerfort mit den Augen zwinkern musste, da er das grüne Licht der Lampe nicht vertrug. Als er dann das Licht über den übrigen Teil des Bildes streichen liess, fand er eine Grablegung Christi in

[601] Vgl. oben, Zitat Z.93.
[602] Vgl. oben, Zitat Z.121.
[603] Vgl. oben, Zitat Z.87.
[604] Zum Wortgebrauch vgl. oben, Zitat Z.3.
[605] Zum Wortgebrauch vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 182.

> gewöhnlicher Auffassung, es war übrigens ein neueres Bild. Er steckte die Lampe ein und kehrte wieder zu seinem Platz zurück.[606]

Dieses *neuere Bild* stellt vor, was unter den Augen eines wohl *Wache stehenden Ritters* mit Jesu Christi geschah. Im Bild spiegelt sich zugleich das von der *hohen Behörde Josef K.* zugedachte Schicksal, wobei *Josef K.* nicht – so die Annahme – wie Jesu Christi die *Schuld* der Menschheit auf sich nehmen und so seine *Unschuld*, sondern umgekehrt, er deren *Unschuld* auf sich nehmen und so seine *Schuld* bezeugen soll. Der dargestellte *Ritter beobachtet die Grablegung Christi aufmerksam*, doch auch ungerührt und zustimmend, weshalb er, worüber *Josef K.* staunt, *sich nicht nähert*. Wäre *Josef K.* der *Ritter* gewesen, er hätte sich *der Grablegung genähert*.

> **(Z.145)**
>
> Es war nun schon wahrscheinlich unnötig, auf den Italiener zu warten, draussen war aber gewiss strömender Regen, und da es hier nicht so kalt war, wie K. erwartet hatte, beschloss er, vorläufig hierzubleiben. In seiner Nachbarschaft war die grosse Kanzel, auf ihrem kleinen runden Dach waren halb liegend zwei leere, goldene Kreuze angebracht, die einander mit ihrer äussersten Spitze überquerten. Die Aussenwand der Brüstung und der Übergang zur tragenden Säule war von grünem Laubwerk gebildet, in das kleine Engel griffen, bald lebhaft, bald ruhend. K. trat vor die Kanzel und untersuchte sie von allen Seiten, die Bearbeitung des Steines war überaus sorgfältig, das tiefe Dunkel zwischen dem Laubwerk und hinter ihm schien wie eingefangen und festgehalten, K. legte seine Hand in eine solche Lücke und tastete dann den Stein vorsichtig ab, von dem Dasein dieser Kanzel hatte er bisher gar nicht gewusst.[607]

Dasjenige, was *Josef K.* an der *Aussenwand der Brüstung* entdeckt, stellt – so die Annahme – das vom ungewöhnlichen *Gericht* ersehnte *Dunkel* vor. Es steht für die seitens des *Gerichts* von den Menschen erwartete, vorgeblich die *Unschuld* bezeugende Verstrickung in *Schuld*. Alle Menschen sollen, und gar noch von *Engeln* geleitet, da hineingelockt werden. *Das tiefe Dunkel zwischen dem Laubwerk und hinter ihm scheint wie eingefangen und festgehalten*. Wer aber der Lockung widersteht und sie sogar, wie *Josef K.* es tut, *vorsichtig abtastet* und prüfend untersucht, gilt – so die Annahme – als *schuldig*. So wenig *Josef K.* in der Zeit vor seiner *Verhaftung* vom ungewöhnlichen *Gericht* wusste, so wenig wusste er vor diesem Besuch des *Doms vom Dasein dieser Kanzel*.

Das ungewöhnliche *Gericht* ist – so die Annahme – nicht nur in und um die *Pension* von *Josef K.* zugegen, nicht nur auf den *Dachböden der Mietshäuser der Vorstädte*, nicht nur in der *Bank* und in den *Villen* und auf *Segelbooten* und in den repräsentativen Häusern der *Innenstadt*, sondern auch im *Dom*.

> **(Z.146)**
>
> Da bemerkte er zufällig hinter der nächsten Bankreihe einen Kirchendiener, der dort in einem hängenden, faltigen, schwarzen Rock stand, in der linken Hand eine Schnupftabakdose hielt und ihn betrachtete. Was will denn der Mann? dachte K. Bin ich ihm verdächtig? Will er ein Trinkgeld? Als sich aber nun der Kirchendiener von K. bemerkt sah, zeigte er mit der Rechten, zwischen zwei Fingern hielt er noch eine Prise Tabak, in irgendeiner unbestimmten Richtung. Sein Benehmen war fast unverständlich, K. wartete noch ein Weilchen. Aber der Kirchendiener hörte nicht auf, mit der Hand et-

[606] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 175.
[607] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 175f.

> was zu zeigen und bekräftigte es noch durch Kopfnicken. „Was will er denn?“ fragte K. leise, er wagte es nicht, hier zu rufen; dann aber zog er die Geldtasche und drängte sich durch die nächste Bank, um zu dem Mann zu kommen. Doch dieser machte sofort eine abwehrende Bewegung mit der Hand, zuckte die Schultern und hinkte davon. Mit einer ähnlichen Gangart, wie es dieses eilige Hinken war, hatte K. als Kind das Reiten auf Pferden nachzuahmen versucht. „Ein kindischer Alter“, dachte K., „sein Verstand reicht nur noch zum Kirchendienst aus. Wie er stehenbleibt, wenn ich stehe, und wie er lauert, ob ich weitergehen will.“ Lächelnd folgte K. dem Alten durch das ganze Seitenschiff fast bis zur Höhe des Hauptaltars, der Alte hörte nicht auf, etwas zu zeigen, aber K. drehte sich absichtlich nicht um, das Zeigen hatte keinen anderen Zweck, als ihn von der Spur des Alten abzubringen. Schliesslich liess er wirklich von ihm, er wollte ihn nicht zu sehr ängstigen, auch wollte er die Erscheinung, für den Fall, dass der Italiener doch noch kommen sollte, nicht ganz verscheuchen.[608]

Josef K. soll – so die Annahme – ins absolute Dunkel getrieben werden, wobei das *Gericht* es noch hier so erscheinen lassen will, als wenn der *Angeklagte* von selber in es finde, von selber gemäss jener unterstellten Eigengesetzlichkeit handle. Deshalb agiert der vorgebliche *Kirchendiener*, in Wirklichkeit teuflischer *Diener* der *hohen Behörden*, derart defensiv und mit seinem *Schnupftabak* scheinbar wie mit sich selbst beschäftigt. Die Szenerie ist für *Josef K.* nicht verstehbar.

Josef K. selber hat auch gar kein Interesse an den Vorgängen im *Dom*, von denen er sich auch nicht vorstellen kann – so die Annahme –, dass sie mit seinem *Prozess* oder besser *Prozess*ende zu tun haben. Er ist ja gekommen, um dem *Italiener* den *Dom* zu zeigen.

> **(Z.147)**
>
> Als er in das Hauptschiff trat, um seinen Platz zu suchen, auf dem er das Album liegengelassen hatte, bemerkte er an einer Säule, fast angrenzend an die Bänke des Altarchors, eine kleine Nebenkanzel, ganz einfach, aus kahlem, bleichen Stein. Sie war so klein, dass sie aus der Ferne wie eine noch leere Nische erschien, die für die Aufnahme einer Heiligenstatue bestimmt war. Der Prediger konnte gewiss keinen vollen Schritt von der Brüstung zurücktreten. Ausserdem begann die steinerne Einwölbung der Kanzel ungewöhnlich tief und stieg, und zwar ohne jeden Schmuck, aber derartig geschweift in die Höhe, dass ein mittelgrosser Mann dort nicht aufrecht stehen konnte, sondern sich dauernd über die Brüstung vorbeugen musste. Das Ganze war wie zur Qual des Predigers bestimmt, es war unverständlich, wozu man diese Kanzel benötigte, da man doch die andere, grosse und so kunstvoll geschmückte zur Verfügung hatte.[609]

Die andere, grosse und so kunstvoll geschmückte Kanzel dient den Kirchendienern des *Doms*, *die kleine Nebenkanzel, ganz einfach, aus kahlem, bleichen Stein*, dient – so die Annahme – den *Dienern* oder *Beamten* der *hohen Behörden*. Am ungewöhnlichen *Gericht* ist es die Regel – so die weitergehende Annahme –, dass die ihm *Dienenden* vor ihm *gebeugt* stehen. Schon in jenem *Zimmer*, wo die *erste Untersuchung* gegen *Josef K.* erfolgte, *konnten die Leute auf der Galerie nur gebückt stehen und stiessen mit Kopf und Rücken an die Decke*.[610] Genauso haben diejenigen zu stehen, die von dieser *Nebenkanzel* herab predigen wollen.

---

[608] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 176.
[609] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 176f.
[610] Vgl. oben, Zitat Z.33.

(Z.148)

K. wäre auch diese kleine Kanzel gewiss nicht aufgefallen, wenn nicht oben eine Lampe befestigt gewesen wäre, wie man sie kurz vor einer Predigt bereitzustellen pflegt. Sollte jetzt etwa eine Predigt stattfinden? In der leeren Kirche? K. sah an der Treppe hinab, die an die Säule sich anschmiegend zur Kanzel führte und so schmal war, als sollte sie nicht für Menschen, sondern nur zum Schmuck der Säule dienen. Aber unten an der Kanzel, K. lächelte vor Staunen, stand wirklich der Geistliche, hielt die Hand am Geländer, bereit aufzusteigen, und sah auf K. hin. Dann nickte er ganz leicht mit dem Kopf, worauf K. sich bekreuzigte und verbeugte, was er schon früher hätte tun sollen. Der Geistliche gab sich einen kleinen Aufschwung und stieg mit kurzen, schnellen Schritten die Kanzel hinauf. Sollte wirklich eine Predigt beginnen? War vielleicht der Kirchendiener doch nicht so ganz vom Verstand verlassen und hatte K. dem Prediger zutreiben wollen, was allerdings in der leeren Kirche äusserst notwendig gewesen war? Übrigens gab es ja noch irgendwo vor einem Marienbild ein altes Weib, das auch hätte kommen sollen. Und wenn es schon eine Predigt sein sollte, warum wurde sie nicht von der Orgel eingeleitet? Aber die blieb still und blinkte nur schwach aus der Finsternis ihrer grossen Höhe.

K. dachte daran, ob er sich jetzt nicht eiligst entfernen sollte, wenn er es jetzt nicht tat, war keine Aussicht, dass er es während der Predigt tun könnte, er musste dann bleiben, solange sie dauerte, im Büro verlor er soviel Zeit, auf den Italiener zu warten, war er längst nicht mehr verpflichtet, er sah auf seine Uhr, es war elf. Aber konnte denn wirklich gepredigt werden? Konnte K. allein die Gemeinde darstellen? Wie, wenn er ein Fremder gewesen wäre, der die Kirche besichtigen wollte? Im Grunde war er auch nichts anderes. Es war unsinnig, daran zu denken, dass gepredigt werden sollte, jetzt um elf Uhr, an einem Werktag, bei grässlichstem Wetter. Der Geistliche – ein Geistlicher war es zweifellos, ein junger Mann mit glattem, dunklem Gesicht – ging offenbar nur hinauf, um die Lampe zu löschen, die irrtümlich angezündet worden war.[611]

Der vorgebliche *Geistliche* wird nicht auf die *Kanzel* gehen, um die *Lampe zu löschen*, aber auch nicht, um eine *Predigt* zu halten, wie sie in einem *Dom* üblich ist.

XXXI. Die zum Schreien sich steigernde Predigt des Geistlichen

Der *Geistliche* erklimmt die *Nebenkanzel*, um zu *Josef K*. zu sprechen.

(Z.149)

Es war aber nicht so, der Geistliche prüfte vielmehr das Licht und schraubte es noch ein wenig auf, dann drehte er sich langsam der Brüstung zu, die er vorn an der kantigen Einfassung mit beiden Händen erfasste. So stand er eine Zeitlang und blickte, ohne den Kopf zu rühren, umher. K. war ein grosses Stück zurückgewichen und lehnte mit den Ellbogen an der vordersten Kirchenbank. Mit unsicheren Augen sah er irgendwo, ohne den Ort genau zu bestimmen, den Kirchendiener, mit krummem Rücken, friedlich, wie nach beendeter Aufgabe, sich zusammenkauern. Was für eine Stille herrschte jetzt im Dom! Aber K. musste sie stören, er hatte nicht die Absicht, hierzubleiben; wenn es die Pflicht des Geistlichen war, zu einer bestimmten Stunde, ohne Rücksicht auf die Umstände, zu predigen, so mochte er es tun, es würde auch ohne K.s Beistand gelingen, ebenso wie die Anwesenheit K.s die Wirkung gewiss nicht steigern würde. Langsam setzte sich als K. in Gang, tastete sich auf den Fussspitzen an der Bank hin, kam dann in den breiten Hauptweg und ging dort ganz ungestört, nur dass der steinerne Boden unter dem leisesten Schritt erklang und die Wölbungen schwach, aber ununterbrochen, in vielfachem, gesetzmässigem Fortschreiten davon widerhallten. K. fühlte sich ein wenig verlassen, als er dort, vom Geistlichen vielleicht beobachtet, zwischen den leeren Bänken allein hindurchging, auch schien ihm die Grösse des Doms gerade an der Grenze des für Menschen noch Erträglichen zu liegen. Als er zu seinem früheren Platz kam, haschte er förmlich, ohne weiteren Aufent-

[611] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 177f.

halt, nach dem dort liegengelassenen Album und nahm es an sich. Fast hatte er schon das Gebiet der Bänke verlassen und näherte sich dem freien Raum, der zwischen ihnen und dem Ausgang lag, als er zum ersten Mal die Stimme des Geistlichen hörte. Eine mächtige, geübte Stimme. Wie durchdrang sie den zu ihrer Aufnahme bereiten Dom! Es war aber nicht die Gemeinde, die der Geistliche anrief, es war ganz eindeutig, und es gab keine Ausflüchte, er rief: „Josef K.!“

K. stockte und sah vor sich auf den Boden. Vorläufig war er noch frei, er konnte noch weitergehen und durch eine der drei kleinen, dunklen Holztüren, die nicht weit von ihm waren, sich davonmachen. Es würde eben bedeuten, dass er nicht verstanden hatte, oder dass er zwar verstanden hatte, sich aber darum nicht kümmern wollte. Falls er sich aber umdrehte, war er festgehalten, denn dann hatte er das Geständnis gemacht, dass er gut verstanden hatte, dass er wirklich der Angerufene war und dass er auch folgen wollte. Hätte der Geistliche nochmals gerufen, wäre K. gewiss fortgegangen, aber da alles still blieb, solange K. auch wartete, drehte er doch ein wenig den Kopf, denn er wollte sehen, was der Geistliche jetzt mache. Er stand ruhig auf der Kanzel wie früher, es war aber deutlich zu sehen, dass er K.s Kopfwendung bemerkt hatte. Es wäre ein kindliches Versteckenspiel gewesen, wenn sich jetzt K. nicht vollständig umgedreht hätte. Er tat es und wurde vom Geistlichen durch ein Winken des Fingers näher gerufen. Da jetzt alles offen geschehen konnte, lief er – er tat es auch aus Neugierde und um die Angelegenheit abzukürzen – mit langen, fliegenden Schritten der Kanzel entgegen. Bei den ersten Bänken machte er halt, aber dem Geistlichen schien die Entfernung noch zu gross, er streckte die Hand aus und zeigte mit dem scharf gesenkten Zeigefinger auf eine Stelle knapp vor der Kanzel. K. folgte auch darin, er musste auf diesem Platz den Kopf schon weit zurückbeugen, um den Geistlichen noch zu sehen. „Du bist Josef K.“, sagte der Geistliche und erhob eine Hand auf der Brüstung in einer unbestimmten Bewegung. „Ja“, sagte K., er dachte daran, wie offen er früher immer seinen Namen genannt hatte, seit einiger Zeit war er ihm eine Last, auch kannten jetzt seinen Namen Leute, mit denen er zum erstenmal zusammenkam, wie schön war es, sich zuerst vorzustellen und dann erst gekannt zu werden. „Du bist angeklagt“, sagte der Geistliche besonders leise. „Ja“, sagte K., „man hat mich davon verständigt.“ „Dann bist du der, den ich suche“, sagte der Geistliche. „Ich bin der Gefängniskaplan.“ „Ach so“, sagte K. „Ich habe dich hierher rufen lassen“, sagte der Geistliche, „um mit dir zu sprechen.“ „Ich wusste es nicht“, sagte K. „Ich bin hierhergekommen, um einem Italiener den Dom zu zeigen.“ „Lass das Nebensächliche“, sagte der Geistliche. „Was hältst du in der Hand? Ist es ein Gebetbuch?“ „Nein“, antwortete K., „es ist ein Album der städtischen Sehenswürdigkeiten.“ „Leg es aus der Hand“, sagte der Geistliche. K. warf es so heftig weg, dass es aufklappte und mit zerdrückten Blättern ein Stück über den Boden schleifte. „Weisst du, dass dein Prozess schlecht steht?“ fragte der Geistliche. „Es scheint mir auch so“, sagte K. „Ich habe mir alle Mühe gegeben, bisher ohne Erfolg. Allerdings habe ich die Eingabe noch nicht fertig.“ „Wie stellst du dir das Ende vor?“ fragte der Geistliche. „Früher dachte ich, es müsse gut enden“, sagte K., „jetzt zweifle ich daran manchmal selbst. Ich weiss nicht, wie es enden wird. Weisst du es?“ „Nein“, sagte der Geistliche, „aber ich fürchte, es wird schlecht enden. Man hält dich für schuldig. Dein Prozess wird vielleicht über ein niedriges Gericht gar nicht hinauskommen. Man hält wenigstens vorläufig deine Schuld für erwiesen.“[612]

Der *Gefängniskaplan* weiss natürlich – so die Annahme – um *Schuld* und *Endurteil*, gibt es gegenüber *Josef K.* offen aber nicht zu, sondern sagt bloss, dass *dessen Prozess schlecht stehe*. Auch hier noch soll *Josef K.* möglichst von selber darauf kommen, wodurch die Wahrscheinlichkeit erhöht werden soll, dass er die von ihm erwartete Konsequenz auch zieht. Der *Gefängniskaplan* will – so die Annahme – ausfindig machen, wie weit *Josef K.,* nach vollzogener *Hetze*, auf seinem Weg, das *Endurteil* anzuerkennen und auf sich zu nehmen, jetzt ist.

[612] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 178ff.

Josef K. bekreuzigt und *verbeugt sich* zwar, aber einzig vor der *Kirche* und deren Vertreter, für den er den *Geistlichen* zuerst irrtümlich hält[613], nicht vor dem ungewöhnlichen *Gericht*. Er macht dem *Gefängniskaplan* und dem *Gericht* den Gefallen nicht – so die Annahme –, das über ihn ergangene *Endurteil*, das zu verstehen er gar nicht imstande ist, anzuerkennen, geschweige denn, es anzunehmen. Er spricht dementgegen von der noch fertig zu stellenden *Eingabe*, gibt zwar zu, dass er selber im *Zweifel* über den *Ausgang des Prozesses* sei, womit er aber gerade nicht meint, an der eigenen *Unschuld* zu zweifeln.[614]

(Z.150)

„Ich bin aber nicht schuldig“, sagte K., „es ist ein Irrtum. Wie kann denn ein Mensch überhaupt schuldig sein. Wir sind hier doch alle Menschen, einer wie der andere.“ “Das ist richtig“, sagte der Geistliche, „aber so pflegen die Schuldigen zu reden.“ „Hast auch du ein Vorurteil gegen mich?“ fragte K. „Ich habe kein Vorurteil gegen dich“, sagte der Geistliche. „Ich danke dir“, sagte K., „alle anderen aber, die an dem Verfahren beteiligt sind, haben ein Vorurteil gegen mich. Sie flössen es auch den Unbeteiligten ein. Meine Stellung wird immer schwieriger.“ „Du missverstehst die Tatsachen“, sagte der Geistliche, „Das Urteil kommt nicht mit einemmal, das Verfahren geht allmählich ins Urteil über.“ „So ist es also“, sagte K. und senkte den Kopf. „Was willst du nächstens in deiner Sache tun?“ fragte der Geistliche. „Ich will noch Hilfe suchen“, sagte K. und hob den Kopf, um zu sehen, wie der Geistliche es beurteile. „Es gibt noch gewisse Möglichkeiten, die ich nicht ausgenützt habe.“ „Du suchst zu viel fremde Hilfe“, sagte der Geistliche missbilligend, „und besonders bei Frauen. Merkst du denn nicht, dass es nicht die wahre Hilfe ist?“ „Manchmal und sogar oft könnte ich dir recht geben“, sagte K., „aber nicht immer. Die Frauen haben eine grosse Macht. Wenn ich einige Frauen, die ich kenne, dazu bewegen könnte, gemeinschaftlich für mich zu arbeiten, müsste ich durchdringen. Besonders bei diesem Gericht, das fast nur aus Frauenjägern besteht. Zeig dem Untersuchungsrichter eine Frau aus der Ferne, und er überrennt, um nur rechtzeitig hinzukommen, den Gerichtstisch und den Angeklagten.“ Der Geistliche neigte den Kopf zur Brüstung, jetzt erst schien die Überdachung der Kanzel ihn niederzudrücken. Was für ein Unwetter mochte draussen sein? Das war kein trüber Tag mehr, das war schon tiefe Nacht. Keine Glasmalerei der grossen Fenster war imstande, die dunkle Wand auch nur mit einem Schimmer zu unterbrechen. Und gerade jetzt begann der Kirchendiener, die Kerzen auf dem Hauptaltar, eine nach der anderen, auszulöschen. „Bist du mir böse?“ fragte K. den Geistlichen. „Du weisst vielleicht nicht, was für einem Gericht du dienst.“ Er bekam keine Antwort. „Es sind doch nur meine Erfahrungen“, sagte K. Da schrie der Geistliche zu K. hinunter: „Siehst du denn nicht zwei Schritte weit?“ Es war im Zorn geschrien, aber gleichzeitig wie von einem, der jemanden fallen sieht und, weil er selbst erschrocken ist, unvorsichtig, ohne Willen schreit.[615]

Mit der *wahren Hilfe* meint der *Geistliche* – so die Annahme – die *Hilfe* von Seiten des ungewöhnlichen *Gerichts*. Sie würde *Josef K. helfen*, die so genannten *Tatsachen* zu *verstehen* und sich von selbst seinem Schicksal, das seines dann aber ja gar nicht wäre, zu ergeben. *Josef K.* insistiert dementgegen auf seinen mit dem *Gericht* gemachten *Erfahrungen* und fragt den *Geistlichen* handkehrum, ob er *wisse*, *was für einem Gericht er diene*. Diese Frage freilich – so die Annahme – muss der *Geistliche* sich verbieten oder müsste er, verböte er sie sich nicht, ähnlich wie *Josef K.* beantworten. Dann aber könnte er – so die weitergehende Annahme – dem *Gericht* nicht mehr *dienen*.

---

[613] Vgl. oben, Zitat Z.148.
[614] Teile des folgenden Zitats sind bereits oben zitiert, mit Zitat Z.6 und Zitat Z.98.
[615] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 180f.

Der *Geistliche* erklärt *Josef K.*, dass *das Urteil nicht mit einem mal komme*, sondern *das Verfahren allmählich ins Urteil übergehe*. Damit legt der *Geistliche* Nachdruck auf die den *Prozess* kennzeichnende Erwartung, dass das *Urteil* nicht plötzlich von aussen gegen den *Angeklagten* ergeht, sondern der *Angeklagte* mehr und mehr von selber zu ihm findet. Dieses ist bei *Josef K.* so allerdings – so die Annahme – nicht gelungen, doch besteht von Seiten des *Gerichts* wenigstens noch die Erwartung, dass er das *Gesetz*, dem das ungewöhnliche *Gericht* vorgeblich dient, doch noch erkenne und auch anerkenne. Davon will man ihn jetzt im *Dom* mittels der ganzen Szenerie und der Sonderpredigt des *Geistlichen* überzeugen. *Josef K.* nimmt die Worte des *Geistlichen* mit seinem *So ist es also* zur Kenntnis, denkt dabei aber nach wie vor nicht – so die Annahme – an sich selbst. Er will seinen *Prozess* – so die Annahme –, wenn vielleicht nicht mehr gewinnen, so ihm doch aber entgehen.

Der *Geistliche schreit* nicht deshalb zu *Josef K. hinunter*, weil er *Josef K. fallen sieht* – *Josef K.* wird so und so *fallen –,* sondern – so die Annahme – weil er ihn nicht im Sinne des *Gerichts*, stattdessen als einen dem *Gericht* Widerstehenden, als einen an es nicht Glaubenden *fallen sieht*. *Josef K.* will, so muss der *Geistliche* erkennen, seine vorgeblich aus absoluter Dunkelheit bestehende Lage und die Konsequenz, die er aus dieser Lage zu ziehen hätte, partout nicht anerkennen, sieht nicht bloss, wie von ihm erwartet, *nicht nur zwei Schritte weit*, sondern nach wie vor sehr viel weiter, kann überhaupt noch *sehen*. Das *Schreien* des *Geistlichen* ist – so die Annahme – Ausdruck des vom ungewöhnlichen *Gericht* gegen *Josef K.* verlorenen *Prozesses*.

Zwar *warf Josef K.* zuvor *das Album der städtischen Sehenswürdigkeiten heftig weg*, doch *warf* er es *weg* – so die Annahme –, weil der *Italiener* nicht eintraf und der Zweck seines Besuchs des *Doms* sich schlagartig änderte, nicht deshalb, weil er bloss noch *zwei Schritte weit sehen*, er die *Dunkelheit* um ihn herum anerkennen und vom *Album* prinzipiell keinen Gebrauch mehr machen wollte. Er hätte dem *Italiener* den *Dom* auch jetzt noch sehr gerne gezeigt. Er will auch jetzt noch so weit wie möglich *sehen*, stört sich nach wie vor an der im *Dom* herrschenden *Dunkelheit*.

> **(Z.151)**
>
> Nun schwiegen beide lange. Gewiss konnte der Geistliche in dem Dunkel, das unten herrschte, K. nicht genau erkennen, während K. den Geistlichen im Licht der kleinen Lampe deutlich sah. Warum kam der Geistliche nicht herunter? Eine Predigt hatte er ja nicht gehalten, sondern K. nur einige Mitteilungen gemacht, die ihm, wenn er sie genau beachtete, wahrscheinlich mehr schaden als nützen würden. Wohl aber schien K. die gute Absicht des Geistlichen zweifellos zu sein, es war nicht unmöglich, dass er sich mit ihm, wenn er herunterkäme, einigen würde, nicht etwa wie der Prozess zu beeinflussen war, sondern wie man aus dem Prozess ausbrechen, wie man ihn umgehen, wie man ausserhalb des Prozesses leben könnte. Diese Möglichkeit musste bestehen. K. hatte in der letzten Zeit öfters an sie gedacht. Wusste aber der Geistliche eine solche Möglichkeit, würde er sie vielleicht, wenn man ihn darum bat, verraten, obwohl er selbst zum Gericht gehörte und obwohl er, als K. das Gericht angegriffen hatte, sein sanftes Wesen unterdrückt und K. sogar angeschrien hatte.[616]

[616] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 181.

Der *Geistliche* ist auch – so die Annahme – mit seiner Sonderpredigt gescheitert. *Josef K.* hat sich seinen *ruhig einteilenden Verstand*[617] bewahrt. Jetzt kann er den *Geistlichen im Licht der kleinen Lampe deutlich sehen*, *der Geistliche* umgekehrt *ihn aber nicht genau erkennen*. *Josef K.* fasst die Ausführungen des *Geistlichen* als blosse *Mitteilungen* über das *Gericht* auf und entnimmt ihnen, dass es nicht mehr möglich ist, den *Prozess zu beeinflussen*. Doch hofft er einen Weg zu finden, *wie man ausserhalb des Prozesses leben könnte*. Hierfür erhofft er sich vom *Geistlichen* weitere Mitteilungen.

XXXII. Die vom Geistlichen erzählte unförmliche Geschichte

Josef K. will mit dem *Geistlichen* ins Gespräch kommen.

> **(Z.152)**
>
> „Willst du nicht herunterkommen?“ sagte K. „Es ist doch keine Predigt zu halten. Komm zu mir herunter.“ „Jetzt kann ich schon kommen“, sagte der Geistliche, er bereute vielleicht sein Schreien. Während er die Lampe von ihrem Haken löste, sagte er: „Ich musste zuerst aus der Entfernung mit dir sprechen. Ich lass mich sonst zu leicht beeinflussen und vergesse meinen Dienst.“
>
> K. erwartete ihn unten an der Treppe. Der Geistliche streckte ihm schon von einer oberen Stufe im Hinuntergehen die Hand entgegen. „Hast du ein wenig Zeit für mich?“ fragte K. „Soviel Zeit, als du brauchst“, sagte der Geistliche und reichte K. die kleine Lampe, damit er sie trage. Auch in der Nähe verlor sich eine gewisse Feierlichkeit aus seinem Wesen nicht. „Du bist sehr freundlich zu mir“, sagte K., sie gingen nebeneinander im dunklen Seitenschiff auf und ab. „Du bist eine Ausnahme unter allen, die zum Gericht gehören. Ich habe mehr Vertrauen zu dir als zu irgend jemandem von ihnen, so viele ich schon kenne. Mit dir kann ich offen reden.“ „Täusche dich nicht“, sagte der Geistliche. „Worin sollte ich mich denn täuschen?“ fragte K. „In dem Gericht täuscht du dich“, sagte der Geistliche (…)[618]

Der *Geistliche* glaubt an das ungewöhnliche *Gericht* und diese Gläubigkeit – so die Annahme – verleiht seinem *Wesen eine gewisse Feierlichkeit*. Weil er bedingungslos glaubt, sieht er, im Gegensatz zu den anderen Angehörigen des *Gerichts*, auch gar keine Notwendigkeit, *Josef K.* bewusst zu hintergehen. Deshalb wird er von *Josef K.* als *Ausnahme unter allen, die zum Gericht gehören*, angesehen. Das meint freilich gerade nicht, dass *Josef K.* mit dem *Geistlichen* übereinstimmen würde. Die gemachten *Erfahrungen mit dem Gericht*[619] haben *Josef K.* – so die Annahme – von allen Illusionen über dieses befreit. Er sucht nur noch einen Weg, *wie man aus dem Prozess ausbrechen, wie man ihn umgehen, wie man ausserhalb des Prozesses leben könnte.*[620]

Das Ziel des *Geistlichen* besteht dementgegen darin – so die Annahme –, *Josef K.* dazu zu bringen, an die Macht des waltenden *Gesetzes* als einer positiven zu glauben und das ergangene *Urteil* als solches zu erkennen, in der Folge als unabweislich anzunehmen, die vom *Gericht* erwünschten Konsequenz zu ziehen. Dieses will der *Geistliche Josef K.* so nun auch – so die Annahme – erklären oder vielmehr verklären. Der *Geistliche* hält, wie alle anderen dem *Gericht* Angehörigen, *Josef K.* für *schuldig* und er gibt es

---

[617] Zum Wortgebrauch vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 192.
[618] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 181f.
[619] Vgl. oben, Zitat Z.150.
[620] Vgl. oben, Zitat Z.151.

auch offen zu.[621] Doch für ihn ist es normal – so die Annahme –, dass einzelne Menschen, wie er es *Josef K.* unterstellt, vom gesellschaftlich vorgezeichneten Weg abfallen und durch vorgeblich verbotene *Unschuld schuldig* werden. Der *Geistliche* macht es *Josef K.* nicht zum Vorwurf*, er hat kein Vorurteil gegen ihn*[622], sondern ist als *Gefängniskaplan*[623] einzig darauf aus, *Josef K.s* Seelenheil zu retten, ihn mit jenem vorgeblich übernatürlichen *Gesetz*, dem *Josef K.* sich ‚nur' zu beugen hätte, zu versöhnen.

Wenn der *Geistliche* sagt, dass *Josef K. sich in dem Gericht täusche*, dann meint er damit – so die Annahme –, dass *Josef K.* in der Auffassung, das ungewöhnliche *Gericht* sei ein täuschendes, korruptes, sich *täusche*.

(Z.153)

„Worin sollte ich mich denn täuschen?" fragte K. „In dem Gericht täuscht du dich", sagte der Geistliche, „in den einleitenden Schriften zum Gesetz heisst es von dieser Täuschung: Vor dem Gesetz steht ein Türhüter. Zu diesem Türhüter kommt ein Mann vom Lande und bittet um Eintritt in das Gesetz. Aber der Türhüter sagt, dass er ihm jetzt den Eintritt nicht gewähren könne. Der Mann überlegt und fragt dann, ob er also später werde eintreten dürfen. ‚Es ist möglich', sagt der Türhüter, ‚jetzt aber nicht'. Da das Tor zum Gesetz offensteht wie immer und der Türhüter beiseite tritt, bückt sich der Mann, um durch das Tor in das Innere zu sehen. Als der Türhüter das merkt, lacht er und sagt: ‚Wenn es dich so lockt, versuche es doch, trotz meinem Verbot hineinzugehen. Merke aber: Ich bin mächtig. Und ich bin nur der unterste Türhüter. Von Saal zu Saal stehen aber Türhüter, einer mächtiger als der andere. Schon den Anblick des dritten kann nicht einmal ich mehr vertragen.' Solche Schwierigkeiten hat der Mann vom Lande nicht erwartet, das Gesetz soll doch jedem zugänglich sein, denkt er, aber als er jetzt den Türhüter in seinem Pelzmantel genauer ansieht, seine grosse Spitznase, den langen, dünnen, schwarzen, tartarischen Bart, entschliesst er sich doch, lieber zu warten, bis er die Erlaubnis zum Eintritt bekommt. Der Türhüter gibt ihm einen Schemel und lässt ihn seitwärts vor der Tür sich niedersetzen. Dort sitzt er Tage und Jahre. Er macht viele Versuche, eingelassen zu werden und ermüdet den Türhüter durch seine Bitten. Der Türhüter stellt öfters kleine Verhöre mit ihm an, fragte ihn nach seiner Heimat aus und nach vielem anderen, es sind aber teilnahmslose Fragen, wie sie grosse Herren stellen, und zum Schlusse sagte er ihm immer wieder, dass er ihn noch nicht einlassen könne. Der Mann, der sich für seine Reise mit vielem ausgerüstet hat, verwendet alles, und sei es noch so wertvoll, um den Türhüter zu bestechen. Dieser nimmt zwar alles an, aber sagt dabei: ‚Ich nehme es nur an, damit du nicht glaubst, etwas versäumt zu haben.' Während der vielen Jahre beobachtete der Mann den Türhüter fast ununterbrochen. Er vergisst die anderen Türhüter, und dieser erste scheint ihm das einzige Hindernis für den Eintritt in das Gesetz. Er verflucht den unglücklichen Zufall in den ersten Jahren laut, später, als er alt wird, brummt er nur noch vor sich hin. Er wird kindisch, und da er in dem jahrelangen Studium des Türhüters auch die Flöhe in seinem Pelzkragen erkannt hat, bittet er auch die Flöhe, ihm zu helfen und den Türhüter umzustimmen. Schliesslich wird sein Augenlicht schwach, und er weiss nicht, ob es um ihn wirklich dunkler wird oder ob ihn nur die Augen täuschen. Wohl aber erkennt er jetzt im Dunkel einen Glanz, der unverlöschlich aus der Türe des Gesetzes bricht. Nun lebt er nicht mehr lange. Vor seinem Tode sammeln sich in seinem Kopfe alle Erfahrungen der ganzen Zeit zu einer Frage, die er bisher an den Türhüter noch nicht gestellt hat. Er winkt ihm zu, da er seinen erstarrenden Körper nicht mehr aufrichten kann. Der Türhüter muss sich tief zu ihm hinunterneigen, denn die Grössenunterschiede haben sich sehr zuungunsten des Mannes verändert. ‚Was willst du denn jetzt noch wissen?' fragt der Türhüter, ‚du bist unersättlich.' ‚Alle streben doch nach dem Gesetz', sagt der Mann, ‚wie kommt es, dass in den vielen Jahren niemand ausser mir Einlass verlangt hat?' Der Türhüter erkennt, dass der Mann schon

[621] Vgl. oben, Zitat Z.150.
[622] Vgl. oben, Zitat Z.150.
[623] Vgl. oben, Zitat Z.149.

> am Ende ist, und um sein vergehendes Gehör noch zu erreichen, brüllt er ihn an: ‚Hier konnte niemand sonst Einlass erhalten, denn dieser Eingang war nur für dich bestimmt. Ich gehe jetzt und schliesse ihn.‘“[624]

Der *Geistliche* erzählt die *Geschichte* als Gleichnis auf *Josef K.s Fall*, weshalb *Josef K.*, wie sich zeigt, *von der Geschichte sehr stark angezogen* ist.[625] Der *Geistliche* geht, nachdem er die *Geschichte* beendet hat, dazu über, sie *Josef K.* auszulegen, um ihn – so die Annahme – von ihr zu überzeugen. *Josef K.* reagiert auf die *Geschichte* sofort mit der Feststellung, dass *der Türhüter den Mann also getäuscht habe*.[626] Der *Geistliche* erwidert, dass von *Täuschung nichts in der Geschichte stehe* und er, *Josef K.*, *zu wenig Achtung vor der Schrift habe*, *er die Geschichte verändere*.[627]

Der dem ungewöhnlichen *Gericht dienende* und an es glaubende *Geistliche* unterstellt, dass wenn in der *Geschichte* von *Täuschung* nichts steht, es darin zu einer *Täuschung* auch nicht kommen könne. Anzunehmen ist allerdings – so die Annahme – das Umgekehrte. Wenn das *Gericht* vermittels der Person des *Türhüters täuschen* will, wovon *Josef K.* überzeugt ist, wird es die *Täuschung* innerhalb der es rechtfertigenden *Geschichte*, die sich gemäss Angaben des *Geistlichen* in den *einleitenden Schriften zum Gesetz* befindet, gerade nicht offen legen. Der *Geistliche* hingegen kann – so die Annahme – einen Zweifel an der *Schrift* und damit am ungewöhnlichen *Gericht* unter keinen Umständen zulassen, sondern legt immer sofort alles zu deren Gunsten aus. Er pocht auf die *Achtung vor der Schrift* und fordert diese *Achtung* auch von *Josef K.* ein.

Für den *Geistlichen* bildet es *kein Widerspruch*, wenn der *Eingang zum Gesetz* zwar, wie vom *Türhüter* am Ende der *Geschichte* bestätigt, für den *Mann bestimmt ist*, man ihm aber *jetzt den Eintritt nicht gewähren kann*.[628] Der *Türhüter sei* nämlich, so der *Geistliche*, *über seine Pflicht hinausgegangen*, wie *er dem Mann eine zukünftige Möglichkeit des Einlasses in Aussicht gestellt habe*.[629] Seine *Pflicht* bestehe lediglich darin, den *Mann abzuweisen*.[630]

Zwischen der *Bestimmung des Eingangs für den Mann* und dem ihm *nicht gewährten Eintritt* besteht in der vom *Geistlichen* vertretenen Sicht des ungewöhnlichen *Gerichts* – so die Annahme – tatsächlich *kein Widerspruch*. Das vom *Gericht* mit dem *Mann* geplante *Verfahren* soll nämlich – so die Annahme – gar nicht, wie vom *Mann* erwartet, hinter dem *Eingang* und also *im Innern des* vorgeblichen *Gesetzes* stattfinden. Vielmehr stellt das in bestimmter Weise ausgestaltete *Warten* des *Mannes vor dem Eingang* das *Verfahren* unmittelbar dar. Im *Verfahren* gegen den *Mann* geht es – so die Annahme –, auch nicht darum, über *Schuld* und *Unschuld* zu entscheiden, da für das in der *Geschichte* als solches nicht vorkommende, sondern als ein Übersinnliches vorgestellte *Gericht* die *Schuld* des *Mannes* zum Vornherein feststeht. Es soll im *Verfahren* nur noch darum gehen – so die Annahme –, das *Warten* des *Mannes*, das nun eben das *Verfahren* selber sein soll, ins *Urteil* übergehen zu lassen. Darin besteht das vom ins Über-

---

[624] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 182f.
[625] Vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 183.
[626] Vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 183.
[627] Vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 183f.
[628] Vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 184.
[629] Vgl. ebda.
[630] Vgl. ebda.

sinnliche versetzten *Gericht* angestrebte, heimliche Ziel des dem *Mann* aufgenötigten *Wartens vor dem Eingang*. Für dieses *Verfahren* bedarf es – so die weitergehende Annahme – gar keiner *Untersuchungen* hinsichtlich der Frage von *Schuld* und *Unschuld* und auch keiner gerichtlichen *Verhandlungen*, so dass der zum Vornherein als *schuldig* angesehene *Mann* auch keinen *Zutritt in das* vorgebliche *Gesetz* erhalten können soll, der *Türhüter* ihm diesen *Zutritt* deshalb auch nicht gewähren darf. Der *Eingang* ist – so die Annahme – durchaus für den *Mann* bestimmt, jedoch nicht als ein zu durchschreitender, sondern als ein Ort des *Wartens*, an dem das *Verfahren* ins *Urteil* überzugehen hat. In der Sicht des ungewöhnlichen *Gerichts*, vom *Geistlichen* mit Bezug auf die *Geschichte* so auch ausgelegt, besteht *kein Widerspruch*, während in der Sicht des *Mannes* ein solcher besteht. Der *Mann* erwartet ja gerade die *gerichtliche* Abklärung seines *Falls*, rechnet hierfür mit *Einlass in das Gesetz*.

Der *Geistliche* unterstellt, dass der *Türhüter auf eine zukünftige Möglichkeit des Einlasses* gar nicht hätte hinzuweisen brauchen. Damit übergeht er allerdings – so die Annahme – die vom ungewöhnlichen *Gericht* an das *Verfahren* und damit das *Warten des Mannes* zusätzlich gestellten Erfordernisse. Das *Warten vor dem Eingang* hat gemäss *Gericht* nicht nur aus einem reinen *Warten* zu bestehen, sondern soll geradezu das ins *Urteil* hinüberführende *Verfahren* sein. Und über dieses *Verfahren*, das in der *Geschichte* sehr wohl angesprochen wird, schweigt sich der *Geistliche* aus. Der Geistliche, selber wirklich bloss *zwei Schritte weit sehend*, will davon nichts wissen.

Zu diesem *Verfahren* gehört – so die Annahme – essentiell dazu, dem *Mann* immer wieder Hoffnung auf *Einlass* zu machen. Deshalb gibt der *Türhüter* auch sofort den Hinweis *auf eine zukünftige Möglichkeit des Einlasses*. Zum einen soll dieses dazu beitragen*, dass der Mann* das *Warten* nicht aufgibt*.* Zum andern soll dem *Mann* Hoffnung auf *Einlass zum Gesetz* gemacht werden, um eben diese Hoffnung zu seinen Lasten jedes Mal wieder zerstören zu können. Der wartende *Mann* soll, und dieses ist – so die Annahme – der Kern des *Verfahrens* selber, einem *Prozess* der Zermürbung unterworfen werden, wozu das Erwecken und Enttäuschen von Hoffnungen fest dazu gehört. Die *Angeklagten* und auch der *Mann* hoffen ja darauf, mit ihren *Eingaben* doch noch durchdringen, doch noch vor einen *Richter* treten, doch noch eine *Hauptverhandlung*[631] erreichen zu können.

Ein solches Erwecken falscher Hoffnungen stellte auch – so die Annahme – ein von *Advokat Huld* gegen *Josef K.* angewandtes Mittel dar.[632] Die ganzen *Josef K.* vom *Gerichtsmaler* vorgetragenen pseudomässigen Unterscheidungen zwischen verschiedenen Verfahrensarten[633] dienten – so analog die Annahme – wesentlich dem Zweck, bei *Josef K.* neue Hoffnungen ins *Gericht* zu entfachen, auf dass er wieder zu ihm hinlaufe, sich zermürben lasse. *Josef K.* durchschaute diese ganzen *täuschenden* Versuche je länger desto sicherer, hat in der Folge weder das *Gericht*, noch den *Advokaten*, noch den *Gerichtsmaler* je wieder aufgesucht. Deshalb stellt er jetzt zu der vom *Geistlichen* erzählten *Geschichte* auch sofort fest, dass *der Türhüter den Mann also getäuscht habe*. Im Gegensatz zu *Josef K.* freilich können oder wollen die meisten *Angeklagten* – so

[631] Zum Wortgebrauch vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 14; sowie oben, Zitat Z.127.
[632] Vgl. oben, Zitat Z.84.
[633] Vgl. oben, Abschnitt XXXI.

die Annahme –, wie auch der *Mann* in der *Geschichte*, nicht wahrhaben, *getäuscht* zu werden. Sie *warten* und hoffen weiter und weiter.

Ebenfalls Bestandteil des *Wartens* des *Mannes* vor dem *Eingang* zum vorgeblichen *Gesetz* sind die so genannten *kleinen Verhöre*, die *der Türhüter* in der *Geschichte öfters mit dem Mann anstellt*. Dass es sich dabei um *erniedrigende Verhöre* handelt, wird in der *Geschichte* mit dem Hinweis darauf, dass der *Türhüter teilnahmslose Fragen stellt, wie sie grosse Herren stellen*, nur angedeutet. Der *Geistliche* legt das *teilnahmslose Fragen* als Vorzug des *Türhüters* aus, *nicht geschwätzig zu sein*.[634] Bei den *teilnahmslosen Fragen* handelt es sich freilich – so die Annahme – um *Fragen* wie die vom *Untersuchungsrichter* in der *ersten Untersuchung* gegen *Josef K.* gestellte, nämlich, ob er *Zimmermaler* sei.[635] Mit ihnen will das *Gericht* dem jeweiligen *Angeklagten* anzeigen – so die Annahme –, wie wenig Wert er noch habe, wie wenig er als das, was er einmal war, nämlich Mitglied der *höheren Klassen*[636], noch angesehen werde. In der Regel werden die *Angeklagten* von den Angehörigen des *Gerichts* nicht einmal mehr richtig angesehen.[637] Auch dieses ist gemeint, wenn von *Teilnahmslosigkeit* die Rede ist. Die *teilnahmslosen Fragen,* wie sie von vorgeblich *grossen Herren* an vorgeblich kleine gerichtet werden, bezwecken im Sinne des *Verfahrens* – so die Annahme – die *Erniedrigung* der so Angesprochenen.

Der *Mann* in der *Geschichte* gibt während seines *Wartens* alles, was er besitzt, *und sei es noch so wertvoll,* dem *Türhüter*. Damit will der *Mann* erreichen, zum *Gesetz* doch noch *Einlass* zu erhalten. Auch *Kaufmann Block hatte alles, was er besass, auf den Prozess verwendet.*[638] Der *Geistliche* legt den Satz des *Türhüters*, wonach er die Geschenke *nur annehme, damit der Mann nicht glaube, etwas versäumt zu haben*, als Beleg dafür aus, dass *er nicht bestechlich sei*.[639] Wäre der *Türhüter nicht bestechlich*, hätte er gar nichts annehmen dürfen. In Wirklichkeit erwartet das ungewöhnliche *Gericht* vom *Türhüter* – so die Annahme – diese *Bestechlichkeit* genau, erwartet vom *Türhüter*, dass er dem *Mann* alles abnimmt. Die *Angeklagten* sollen in die absolute Armut gezwungen werden, um sie, die ehemaligen Mitglieder der *höheren Klassen*, auf diese Weise auch materiell *erniedrigen* und zermürben zu können. Sie sollen, analog zu den in den *Gerichtskanzleien Wartenden*, wie *Strassenbettler stehen*, *niemals vollständig aufrecht, der Rücken geneigt, die Knie geknickt*[640]. Der *Mann* in der *Geschichte* kann am Ende *seinen erstarrenden Körper nicht mehr aufrichten*.

Der *Geistliche* hält fest, dass der *Türhüter* in der *Geschichte seiner Naturanlage nach freundlich zu sein scheine*, was sich daran ablesen lasse, dass *er den Mann in den ersten Augenblicken trotz dem ausdrücklich aufrechterhaltenen Verbot zum Eintritt einlädt*, und dass *er ihn nicht etwa fortschickt, sondern ihm einen Schemel gibt und ihn seitwärts von der Tür sich niedersetzen lässt*.[641] Im Weiteren gelangt der *Geistliche* gar zur

---

[634] Vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 184.
[635] Vgl. oben, Zitat Z.37.
[636] Zum Wortgebrauch, vgl. oben, Zitat Z.52.
[637] Vgl. oben, Zitate Z.62 und Z.77.
[638] Vgl. oben, Zitat Z.124.
[639] Vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 184.
[640] Zum Wortgebrauch vgl. oben, Zitat Z.52.
[641] Vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 185.

Feststellung, dass *der Mann tatsächlich ja frei sei und hingehen könne, wohin er wolle*, *nur der Eingang in das Gesetz sei ihm verboten*. *Wenn der Mann sich auf den Schemel seitwärts vom Tor niedersetze und dort sein Leben lang bleibe, so geschehe dies freiwillig, die Geschichte erzähle von keinem Zwang.*[642]

Auch hier aber ist es – so die Annahme – mit dem *Zwang* analog wie mit der *Täuschung*. Wenn nichts von ihm in der *Geschichte* steht, heisst es noch lange nicht, dass er nicht doch und vielleicht sogar umso stärker ausgeübt wird. Es steht auch nichts in der *Geschichte* davon, was mit dem *Mann* passiert wäre, wenn er, wie *Josef K.* es machte, wieder weggegangen wäre. *Josef K.* erhielt für sich selber von den anderen *Angeklagten* den klaren Hinweis darauf, was ihn als dem aufrecht Gehenden erwarte, nämlich, dass er *gewiss und bald verurteilt werde*[643]. Das *Gericht* erteilte *telefonisch* auf seine *Frage*, *was geschehen würde, wenn er nicht* zum *Gericht käme*, die klare Antwort, dass *das Gericht ihn zu finden wisse* und dass *man als Angeklagter die Machtmittel des Gerichts nicht auf sich zu hetzen pflege*.[644] Zwar ist es richtig, dass sowohl der *Mann* als auch *Josef K.* vom *Gericht* nicht festgesetzt sind, sie in der Tat die *Freiheit* nach wie vor besitzen, wieder wegzugehen und auch, nie mehr hinzugehen. Doch dieser Gebrauch der *Freiheit* hat, was in der *Geschichte* und in der Auslegung vom *Geistlichen* ausgeblendet wird, nicht die Befreiung vom *Gericht*, sondern vielmehr, wie im *Fall* von *Josef K.*, die Folge, *gewiss und bald verurteilt zu werden*. Und *Josef K.*, der tatsächlich ja, was *vom Geistlichen* in Auslegung der *Geschichte als Freiheit des Mannes* bezeichnet wird, *hinging, wohin er wollte*, ist an diesem Morgen – so die Annahme – dann doch und genau deswegen vom *italienischen Geschäftsfreund der Bank*, wie verschlüsselt immer, zum Tod *verurteilt worden*.

Das *Endurteil*, wie es über *Josef K.* ergangen ist, unterscheidet sich – so die Annahme – von einem gewöhnlichen *Urteil* und auch dem *Urteil* gegen den *Mann* in der *Geschichte* dadurch, dass es nicht nahtlos aus dem *Verfahren* hervorgeht, sondern die Konsequenz des ins Stocken geratenen, des misslungenen *Verfahrens* darstellt. Vor diesem Hintergrund, das heisst vor dem Hintergrund der ständig im Raum stehenden Drohung, plötzlich doch *verurteilt zu werden*, wozu es im Fall von *Kaufmann Block* – wie angenommen – trotz dessen vollständiger Unterwerfung kam,[645] wird das ergebnislose Warten für sich zur Tortur. Dem *Warten* des *Mannes* in der *Geschichte* entspricht – so die Annahme – das *Warten* der *Angeklagten* im *Gang der Gerichtskanzleien* auf den *Dachböden*[646] oder das *Warten* von *Kaufmann Block* auf den *Vorruf* des *Advokaten*.[647] Vermittels der ständig im Raum stehenden Möglichkeit des *Endurteils* werden – so die Annahme – die *Angeklagten* in Ängste versetzt, die für sich allein zermürbend sind. Und *Endurteile* – so die Annahme – werden tatsächlich ja auch immer wieder gefällt.

Der *Geistliche* legt das ganze Verhalten des *Türhüters* gegen den *Mann*, das in Wirklichkeit dazu bestimmt ist, das *Verfahren* ins *Urteil* übergehen zu lassen, als *Freundlich-*

---

[642] Vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 185.
[643] Zum Wortgebrauch vgl. oben, Zitat Z.53.
[644] Vgl. oben, Zitat Z.138.
[645] Vgl. oben Zitat Z.137.
[646] Vgl. oben, Abschnitt XI.
[647] Vgl. oben Zitat Z.128.

keit und *Mitleid* aus. *Die Geduld, mit der der Türhüter durch all die Jahre die Bitten des Mannes ertrage, die kleinen Verhöre, die Annahme der Geschenke, die Vornehmheit, mit der er es zulasse, dass der Mann neben ihm laut den unglücklichen Zufall verfluche, der den Türhüter hier aufgestellt habe – alles dieses lasse auf Regungen des Mitleids schliessen*. Und *nicht jeder Türhüter hätte so gehandelt*.[648] Abgesehen davon, dass nicht der *Zufall*, sondern die Willkür des ungewöhnlichen *Gerichts* den *Türhüter* vor den *Mann aufgestellt* hat, zielt all das, was vom *Geistlichen* als *Geduld*, *Freundlichkeit*, *Mitleid* des *Türhüters* ausgelegt wird – so die Annahme –, auf die *Zermürbung* des *Mannes* ab.

Der *Türhüter* in der *Geschichte* – so der *Geistliche* in seiner Auslegung – demonstriere mit seinem Satz, dass er *mächtig sei*, *Bewusstsein für die Wichtigkeit seines Dienstes*.[649] Zugleich beweise er mit dem Hinweis darauf, *nur unterster Türhüter zu sein*, *Ehrfurcht vor den Vorgesetzten*.[650] *Der Türhüter mache in den ersten Augenblicken*, so drückt sich der *Geistliche* aus, *den Spass, den Mann trotz dem ausdrücklich aufrechterhaltenen Verbot zum Eintritt einzuladen*.[651] Der *Türhüter* suggeriert dem *Mann*, dass wenn er der *Einladung zum Eintritt* folgen würde, vor den anderen *Türhütern* derart erschrecken müsste – *nicht einmal* der *Türhüter* selber *vertrage den Anblick schon des dritten Türhüters mehr* –, dass er sofort wieder zum *Eingang* zurückkehren würde. Der *Mann* in der *Geschichte* wird angesichts des derart vorgestellten *Inneren des Gesetzes* und angesichts des *pedantisch* und *tartarisch* wirkenden *Türhüters*[652] schon gar nicht erst *einzutreten* versuchen.

Hierin besteht – so die Annahme – ein entscheidender Unterschied zum Verhalten von *Josef K.*, der in eigener Initiative in Erfahrung zu bringen versucht, was es mit diesem *Gericht* auf sich hat, und deshalb eine Woche nach der *ersten Untersuchung* von selber wieder hingeht.[653] Dabei entdeckt *Josef K.* unter anderem, dass die scheinbaren *Gesetzesbücher* im *leeren Sitzungszimmer* gar keine solchen sind, sondern die *alten, abgegriffenen Bücher* pornographische Zeichnungen beinhalten.[654] In dem vom *Geistlichen* so bezeichneten *Inneren des Gesetzes*[655] gibt es in Tat und Wahrheit gar kein *Gesetz*. Der betrügerische Trick des ungewöhnlichen *Gerichts* besteht darin, die *Angeklagten* zu einem *Warten* vor dem *Eingang in ein Gesetz* zu zwingen, das es in Wirklichkeit nicht gibt. Dabei erscheint es in der vom *Geistlichen* erzählten *Geschichte* noch so, als beruhe das *Warten* des Mannes nicht auf Zwang, sondern auf *Freiwilligkeit*.

In der *Geschichte* heisst es, dass der *Mann viele Jahre warte* und *alt werde*, was suggeriert, dass der *Mann* sein ganzes Leben lang vor dem *Eingang zum* vorgeblichen *Gesetz warte* und dabei an Jahren *alt werde*. Würde das so stimmen, müsste der *Türhüter*, der auf den *Mann* zu Beginn ja wartet und dann die ganze Zeit durch *bewacht*, am Schluss noch älter als der *Mann* und ebenfalls vom *Alter* gezeichnet sein. Dem ist aber

[648] Vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 185.
[649] Vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 184.
[650] Vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 184.
[651] Vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 185.
[652] Vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 184.
[653] Vgl. oben, Abschnitt XII.
[654] Vgl. oben, Zitat Z.47.
[655] Vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 185.

nicht so. Tatsächlich dauert das *Warten* des *Mannes* nicht – so die Annahme – bis ins hohe Alter. *Kaufmann Block* steht mit *über fünf Jahren*[656] eine rekordverdächtige Zeit lang im *Verfahren* und das *Gericht* wird ihn – so die Annahme – auch nicht mehr länger im *Verfahren* drin behalten. Tatsächlich dürfte der *Mann* in der *Geschichte* zwei oder drei Jahre vor dem *Eingang* zum *Gesetz* gewartet haben. Das *Warten* mit den *erniedrigenden Verhören*, den immer wieder enttäuschten Hoffnungen und der völligen Verarmung führt – so die Annahme – in wenigen Jahren dazu, dass ein *Angeklagter*, was vom ungewöhnlichen *Gericht* so genau auch bezweckt ist, vorzeitig *altert* und frühzeitig stirbt. Dann auch ist das *Verfahren* nahtlos ins *Urteil übergegangen*.

Das Augenlicht des Mannes wird deshalb schwach, weil *es* – so die Annahme – *um ihn wirklich dunkler wird*, die *Dunkelheit* so vom ungewöhnlichen *Gericht*, wie jetzt im *Dom* um *Josef K.,* bewirkt ist. Das ganze *Verfahren* gegen die *Angeklagten* wird ausschliesslich im Düsteren oder *Dunklen*, in stickigen *Untersuchungszimmern*, auf schummrigen *Dachböden*, in dunklen *Advokaten-* oder *Dienstmädchenzimmern*[657] geführt. Wenn der *Mann* in der *Geschichte* nicht mehr unterscheiden kann, ob ihn *nur die Augen täuschen* oder ob es *um ihn wirklich dunkler geworden ist*, bedeutet es – so die Annahme –, dass er zur Prüfung seiner Lage nicht mehr fähig ist, er dem über ihn vom *Gericht* verhängten Schicksal nicht mehr zu widerstehen vermag. Im gleichen Moment geht es mit ihm, der *seinen erstarrenden Körper nicht mehr aufrichten kann*, *zu Ende*, ist, in der Sicht des ungewöhnlichen *Gerichts*, sein *Warten* und also sein *Verfahren* ins *Urteil übergegangen*.

Dass der *Mann* das an ihm vollstreckte vorgebliche *Gesetz* annimmt, soll, so suggeriert es die *Geschichte*, gegen sein Ende hin daran erkennbar sein, dass er *wohl aber jetzt im Dunkel einen Glanz erkennt, der unverlöschlich aus der Türe des Gesetzes bricht*. Derjenige, der sich, in der Perspektive des ungewöhnlichen *Gerichts*, durch Bemühen um *Unschuld schuldig* sich machte und damit gegen ein vorgebliches, mit menschlichen Massstäben und also rational nicht nachvollziehbares *Gesetz* verstiess, könne dieses durch sein vorgeblich erst noch *freiwillig* herbei geführtes *Urteil* hindurch *erkennen*, nämlich *an dem unverlöschlich aus der Türe des Gesetzes brechenden Glanz*. Damit werde er mit diesem – so die hier angenommene Unterstellung durch den *Geistlichen* und die von ihm wiedergegeben *Geschichte* – kurz vor dem Tod noch versöhnt.

Für das gesamte ungewöhnliche *Gericht* und insbesondere die es bestimmenden *verleumderischen*[658] Kreise der *höheren Klassen* ist es entscheidend – so die Annahme –, dass die *Angeklagten*, wenn sie sich, wie *Josef K.*, dem *Verfahren* schon nicht beugen, wenigstens *Gericht* und *Endurteil* anerkennen. Niemand soll – so die Annahme – rausspringen können, alle sollen, und zwar eben noch durch das von aussen ergangene *Endurteil* hindurch, das *Gesetz*, das in Wirklichkeit ein solches gar nicht ist, erkennen und anerkennen. Auf diese Weise will das *Gericht* – so die Annahme – die totale Anerkennung von sich selber erreichen, gar auch bei den durch es ums Leben Gebrachten.

---

[656] Vgl. oben, Zitate Z.124 und Z.126.
[657] Zum Wortgebrauch vgl. oben, Zitate Z.128 und Z.136.
[658] Zum Wortgebrauch vgl. oben, Zitat Z.1.

Dafür, dass auch *Josef K.* das über ihn ergangene *Urteil* erkenne und anerkenne, ist – so die Annahme – der als *Gefängniskaplan des Gerichts* fungierende *Geistliche* zuständig. Er wusste – so die weitergehende Annahme – schon vor Eintreffen von *Josef K.* um die Schwierigkeit, diesen zu überzeugen, um die Gefahr sogar, dass umgekehrt *Josef K.* ihn, den *Gefängniskaplan*, überzeuge. Diese Gefahr wird für ihn umso grösser, je mehr er mit *Josef K.* auf Augenhöhe zu sprechen versucht. Da *er sich sonst zu leicht beeinflussen lasse und seinen Dienst vergesse*, hat er zu *Josef K. zuerst aus der Entfernung*, von der *Kanzel* herunter gesprochen.[659] Noch so aber brachte *Josef K.* es fertig, ihn zum *Schreien* zu bringen.[660] Doch gleichwohl konnte der *Geistliche* auf *seinen Dienst* sich besinnen, nachher sicher zu *Josef K.* herabsteigen.

XXXIII. Das von Josef K. über das Gericht gefällte Urteil

Josef K. leitet aus der vom *Geistlichen* gegebenen Auslegung der *Geschichte* ab, dass dieser im Gegensatz zu ihm selber glaubt, dass der *Mann* nicht *getäuscht* wurde.

> **(Z.154)**
>
> Dann sagte K.: „Du glaubst also, der Mann wurde nicht getäuscht?“ „Missverstehe mich nicht“, sagte der Geistliche, „ich zeige dir nur die Meinungen, die darüber bestehen. Du musst nicht zuviel auf Meinungen achten. Die Schrift ist unveränderlich, und die Meinungen sind oft nur Ausdruck der Verzweiflung darüber. In diesem Falle gibt es sogar eine Meinung, nach welcher gerade der Türhüter der Getäuschte ist.“ „Das ist eine weitgehende Meinung“, sagte K. „Wie wird sie begründet?“ „Die Begründung“, antwortete der Geistliche, „geht von der Einfalt des Türhüters aus. Man sagt, dass er das Innere des Gesetzes nicht kennt, sondern nur den Weg, den er vor dem Eingang immer wieder abgehen muss. Die Vorstellungen, die er von dem Innern hat, werden für kindlich gehalten, und man nimmt an, dass er das, wovor er dem Manne Furchte machen will, selber fürchtet. Ja, er fürchtet es mehr als der Mann, denn dieser will ja nichts anderes als eintreten, selbst als er von den schrecklichen Türhütern des Innern gehört hat, der Türhüter dagegen will nicht eintreten, wenigstens erfährt man nichts darüber. Andere sagen zwar, dass er bereits im Innern gewesen sein muss, denn er ist doch einmal in den Dienst des Gesetzes aufgenommen worden, und das könne nur im Innern geschehen sein. Darauf ist zu antworten, dass er wohl auch durch einen Ruf aus dem Innern zum Türhüter bestellt worden sein könnte und das er zumindest tief im Innern nicht gewesen sein dürfte, da er doch schon den Anblick des dritten Türhüters nicht mehr ertragen kann. Ausserdem aber wird auch nicht berichtet, dass er während der vielen Jahre ausser die Bemerkung über die Türhüter irgend etwas von dem Innern erzählt hätte. Es könnte ihm verboten sein, aber auch vom Verbot hat er nichts erzählt. Aus alledem schliesst man, dass er über das Aussehen und die Bedeutung des Innern nichts weiss und sich darüber in Täuschung befindet.“[661]

Der *Geistliche* hebt zuerst hervor, dass die *Schrift unveränderlich sei*, womit er im Grunde sagt, dass sie etwas in der Realität vor sich Gehendes spiegle, das feststehe, das von denen, die die *Schrift* mit ihren *Meinungen* auslegen, nicht wirklich erreicht und also nicht verändert werden könne. Also *müsse Josef K. auf diese Meinungen nicht zu viel achten*. Damit bereits sucht er – so die Annahme – das von *Josef K.* Festgestellte, nämlich, dass der *Mann getäuscht wird* und die *Geschichte* dementsprechend eine *täuschende* ist, als Unmögliches zu erweisen. Das von der *Geschichte* Widergespiegelte

---

[659] Vgl. oben, Zitat Z.152.
[660] Vgl. oben, Zitat Z.150.
[661] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 185f.

sei, so suggeriert es der *Geistliche*, für die Menschen so und so nicht erreichbar und in diesem Sinne eben *unveränderlich*. Vor dem vorgeblichen *Gesetz* seien alle ohnmächtig, alle könnten es nicht durchschauen, sondern bloss *Meinungen* haben, müssten so besehen immer *Getäuschte* sein.

Also fällt es dem *Geistlichen* leicht – so die Annahme –, darauf zu insistieren, dass der *Türhüter*, mehr noch als der *Mann* selber, der *Getäuschte* sei. Dieses meint der *Geistliche* auch gar nicht als Vorwurf gegen den *Türhüter*, sondern es gehe, so seine Auffassung, gar nicht anders. Kurz zuvor hatte der *Geistliche* einen Satz der so genannten *Erklärer* der *Schrift* zitiert, der laute*: ‚Richtiges Auffassen einer Sache und Missverstehen der Sache schliessen einander nicht vollständig aus.*[662] Auch wenn der *Türhüter* Grund und Zweck seiner Arbeit nicht recht kenne, darüber sogar in *Täuschung* sich befinde, könne er sie, so die Suggestion des *Geistlichen*, *richtig auffassen*, das heisst im Sinne des *Gesetzes richtig* verrichten. Wenn einer also Befehle blind ausführt, kann er – so ist die Aussage des *Geistlichen* zu interpretieren – die Ausführung im Sinne der Befehlenden auch dann oder vielleicht erst recht dann *richtig auffassen*, wenn er Grund und Zweck dessen, was er ausführt, *missversteht*. Störend erscheinen in dieser Perspektive demgegenüber diejenigen, die, wie der *Mann* in der *Geschichte* und erst recht wie *Josef K.* oder wie *Fräulein Bürstner*, *Fragen* stellen, *alles wissen wollen*[663], zu ihrem Recht kommen wollen.

Während der *Mann* in der *Geschichte*, so erklärt es der *Geistliche*, ins *Innere des Gesetzes* eintreten wolle und damit keine *Furcht* zeige, *fürchte sich der Türhüter mehr als der Mann*. Dieses freilich – so die Annahme – ist vom ungewöhnlichen *Gericht* genau auch so gewollt. So wie der *Türhüter* sollen alle sich fürchten davor, nur schon nach dem *Innern des Gesetzes* zu fragen, erst recht davor, so wie *Josef K.* es machte, dieses *Innere* zu erkunden. Man würde, so lautet die auf ein Übermenschliches anspielende, die *Furcht* befördernde Legende, *schon den Anblick des dritten Türhüters nicht mehr vertragen*. Was man – so die Annahme – in Wirklichkeit, und geht man nach den Erfahrungen von *Josef K.*, am ehesten zu befürchten hätte, wären stickige Räume und permanent *gereizte Beamte*[664], im Weiteren natürlich die Reaktion der *hohen Behörden* auf Widerstand gegen den *Prozess*. Die *untersten Beamten* für sich sind in Wirklichkeit *winzig klein*[665]. Doch können sie, wie von *Titorelli* auf den *Bildern* dargestellt und von *Leni* erklärt, *in die Länge sich ziehen lassen*[666], dementsprechend eine gewisse Macht über die *Angeklagten* sich anmassen.

Der *Geistliche* weist gar darauf hin, dass der *Türhüter* sogar auch *in Täuschung sich darüber befinde,* dass er dem *Mann übergeordnet* sei.[667] In Wirklichkeit sei der *Türhüter* dem *Mann* auch *untergeordnet*, insofern nämlich, als *der Mann frei sei und hingehen könne, wo er wolle,* während er, der *Türhüter*, *durch sein Amt an seinen Posten gebunden sei*.[668] Sieht man davon ab, dass dem *Mann* die *Freiheit* durch das *Gericht* genau ja

[662] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 185.
[663] Zum Wortgebrauch vgl. oben, Zitat Z.12.
[664] Zum Wortgebrauch vgl. oben, Zitat Z.92.
[665] Vgl. oben, Zitat Z.113.
[666] Vgl. ebda.
[667] Vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 186.
[668] Vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 186.

genommen ist und auch er in Wirklichkeit gar nicht *hingehen kann, wo er will*, ist die Stellung des *Türhüters* – so die Annahme – richtig beschrieben. Der *Türhüter* macht lebenslang vorschriftsgemäss *Dienst*, den *Dienst des* vorgeblichen *Gesetzes* nämlich, in den er einmal aufgenommen wurde, kennt nichts anderes als diesen *Dienst*, darf dabei – so die Annahme – nie in Erfahrung bringen, warum er das, was er macht, macht, muss sich gar einreden, es *nicht verstehen* zu können, *aber auch nicht verstehen zu müssen*[669]. Dafür freilich – so die Annahme – bleibt der *Türhüter*, was der *Geistliche* so natürlich nicht offen legt und was auch in der *Geschichte* nicht offen gelegt ist, im Gegensatz zum *Mann* am Leben, allerdings an einem im *Dunkeln* und in *Täuschung* zu führenden Leben. Auch für den nicht zufällig in einem ganz *dunklen Dom* sich bewegenden *Geistlichen* kann es – so die Annahme – ein Leben im Hellen nicht geben, darf es ein solches nicht geben, für niemanden und eben auch für die *Angeklagten* nicht.

Die *Täuschung*, in der der *Türhüter* sich befinde, zeige sich, so der *Geistliche*, noch viel drastischer.

> **(Z.155)**
> Zuletzt spricht er nämlich vom Eingang und sagt: ‚Ich gehe jetzt und schliesse ihn', aber am Anfang heisst es, dass das Tor zum Gesetz offensteht wie immer, steht es aber immer offen, immer, das heisst unabhängig von der Lebensdauer des Mannes, für den es bestimmt ist, dann wird es auch der Türhüter nicht schliessen können. Darüber gehen die Meinungen auseinander, ob der Türhüter mit der Ankündigung, dass er das Tor schliessen wird, nur eine Antwort geben oder seine Dienstpflicht betonen oder den Mann noch im letzten Augenblick in Reue und Trauer setzen will. Darin aber sind viele einig, dass er das Tor nicht wird schliessen können. Sie glauben sogar, dass er, wenigstens am Ende, auch in seinem Wissen dem Mann untergeordnet ist, denn dieser sieht den Glanz, der aus dem Eingang des Gesetzes bricht, während der Türhüter als solcher wohl mit dem Rücken zum Eingang steht und auch durch keine Äusserung zeigt, dass er eine Veränderung bemerkt hätte.[670]

In dem Moment, wo, vorgeblich, *der Glanz aus dem Eingang des Gesetzes bricht*, stirbt der *Mann* und ist sein *Prozess* ins *Urteil* übergegangen. Der *Glanz* gehört – so die Annahme – zu der mit der *Geschichte* beförderten Legendenbildung, existiert nicht, kann auch vom Sterbenden nicht wahrgenommen werden. Doch möchte der *Geistliche* am durchbrechenden *Glanz* zeigen – so die Annahme –, dass der *Mann* vom *Gesetz* mehr erkennt und dadurch mehr weiss als der *Türhüter*. Das könne, so suggeriert es der *Geistliche*, auch die Option für *Josef K.* darstellen, was bei *Josef K.* allerdings den bei ihm nicht vorhandenen Glauben an das *Gesetz* voraussetzen würde. Der *Geistliche* suggeriert – so die Annahme – eine mögliche Versöhnung mit dem vorgeblichen *Gesetz*, mit jener übermenschlichen, unveränderlichen Kraft. Wenn sie auch von *Josef K.* bestätigt würde, hätten die *hohen Behörden* – wie bereits angenommen – vermittels der Legende von dem über allem stehenden *Gesetz* ihren Anspruch auf totale Anerkennung auch bei ihm durchgesetzt. Es gelingt ihnen und gelingt auch dem *Geistlichen* – so die Annahme – jedoch nicht.

Das hinter dem *Eingang* sich vorgeblich befindende *Gesetz* – so die Annahme – gibt es nicht, es gibt nur den Warteplatz neben dem vorgeblichen *Eingang*, an welchem das

---

[669] Zum Wortgebrauch vgl. oben, Zitat Z.9.
[670] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 187.

ganze *Verfahren* gegen den *Mann* durchgeführt wird. Der *Eingang* kann entsprechend problemlos immer offen stehen und auch nach dem Tod des *Mannes* offenstehen, da dahinter sich gar nichts befindet, der *Mann* – so die Annahme –, wenn er eingetreten wäre, nichts von einem *Gesetz* vorgefunden hätte. Es will so getan sein, als wenn der *Eingang* zum vorgeblichen *Gesetz* immer offen stehe, noch über den Tod des von diesem Getroffenen hinaus, das *Gesetz* immer und ewig gelte. Dieses alles wisse der *Türhüter* nicht, befinde sich darüber in vollkommener *Täuschung*.

Josef K. hat sich genau angehört, wie vom *Geistlichen* die Meinung, dass der *Türhüter* der *Getäuschte* sei, begründet wurde.

> **(Z.156)**
>
> „Das ist gut begründet“, sagte K., der einzelne Stellen aus der Erklärung des Geistlichen halblaut für sich wiederholt hatte. „Es ist gut begründet, und ich glaube nun auch, dass der Türhüter getäuscht ist. Dadurch bin ich aber von meiner früheren Meinung nicht abgekommen, denn beide decken sich teilweise. Es ist unentscheidend, ob der Türhüter klar sieht oder getäuscht wird. Ich sagte, der Mann wird getäuscht. Wenn der Türhüter klar sieht, könnte man daran zweifeln, wenn der Türhüter aber getäuscht ist, dann muss sich seine Täuschung notwendig auf den Mann übertragen. Der Türhüter ist dann zwar kein Betrüger, aber so einfältig, dass er sofort aus dem Dienst gejagt werden müsste. Du musst doch bedenken, dass die Täuschung, in der sich der Türhüter befindet, ihm nichts schadet, dem Mann aber tausendfach.“[671]

Würde *der Türhüter klar sehen*, könnte man zwar, so *Josef K.*, tatsächlich *daran zweifeln, ob der Mann getäuscht wird*, doch besteht dann immer auch die Möglichkeit, was *Josef K.* nur ungern in Betracht zieht, dass der *Türhüter* den *Mann* bewusst *täuscht*. Dann wäre der *Türhüter*, von *Josef K.* ebenfalls nur angedeutet, ein *Betrüger*. Zweifellos ist bewusste *Täuschung* – so die Annahme – bei den Handlungen durch die *niedrigen Beamten* des *Gerichts* immer auch mit im Spiel. Wenn dagegen, was *Josef K. nun auch glaubt*, *der Türhüter getäuscht ist*, dann hat dieser, so der Gedankengang von *Josef K.*, die Lage nicht richtig geprüft, zeigt damit eine so grosse *Einfalt*, dass er *sofort aus dem Dienst gejagt werden müsste*. Und noch wenn der *Türhüter getäuscht ist*, *schadet es dem Türhüter nichts, dem Mann aber tausendfach*.

Der *Geistliche* sieht es ganz anders, wobei er sich dabei immer hinter *Meinungen* und *Gegenmeinungen* verschanzt, während er selber kurz zuvor *Josef K.* ermahnt hatte, *nicht zu viel auf Meinungen zu achten*.[672]

> **(Z.157)**
>
> „Hier stösst du auf eine Gegenmeinung“, sagte der Geistliche. „Manche sagen nämlich, dass die Geschichte niemandem das Recht gibt, über den Türhüter zu urteilen. Wie er uns auch erscheinen mag, ist er doch ein Diener des Gesetzes, also zum Gesetz gehörig, also dem menschlichen Urteil entrückt. Man darf dann auch nicht glauben, dass der Türhüter dem Manne untergeordnet ist. Durch seinen Dienst auch nur an den Eingang des Gesetzes gebunden zu sein, ist unvergleichlich mehr, als frei in der Welt zu leben. Der Mann kommt erst zum Gesetz, der Türhüter ist schon dort. Er ist vom Gesetz zum Dienst bestellt, an seiner Würdigkeit zu zweifeln, hiesse am Gesetz zweifeln.“ „Mit dieser Meinung stimme ich nicht überein“, sagte K. kopfschüttelnd, „denn wenn man sich ihr anschliesst, muss man alles, was der Türhüter sagt, für wahr halten. Dass das aber nicht möglich ist, hast du ja selbst ausführlich begründet.“

[671] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 187.
[672] Vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 185.

> „Nein“, sagte der Geistliche, „man muss nicht alles für wahr halten, man muss es nur für notwendig halten.“ „Trübselige Meinung“, sagte K. „Die Lüge wird zur Weltordnung gemacht.“[673]

Der *Geistliche* realisiert – so die Annahme –, dass er mit seiner versuchten Rettung des *Türhüters* als *Getäuschtem* bei *Josef K.* nicht durchkommt. *Josef K.* hat ihn ja darauf hingewiesen, dass wer so wie der *Türhüter* sich *täuschen* lasse und also nicht zu prüfen bereit sei, worin sein *Dienst* bestehe, sowieso *sofort aus diesem gejagt werden müsste*.[674] Anzumerken wäre, dass nicht nur der *Türhüter*, sondern auch der *Geistliche* selber zur genauen Prüfung der Sache nicht bereit ist. Sofort wechselt der *Geistliche* – so die Annahme – die Strategie und argumentiert ganz vom vorgeblichen *Gesetz* aus. *Das Gesetz sei dem menschlichen Urteil entrückt* und also sei auch der *Türhüter*, der diesem *Gesetz diene*, *dem menschlichen Urteil entrückt*. Also könne auch *Josef K.*, so die Suggestion des *Geistlichen*, über den *Türhüter* nicht *urteilen*. Eine Prüfung und allfällige Kritik der Handlungen des *Türhüters* seien einem Menschen, so jetzt die Argumentation des *Geistlichen*, prinzipiell nicht möglich.

Der *Geistliche entrückt* – so die Annahme – das vorgebliche *Gesetz*, das von den *verleumderischen*[675] Kreisen der *höheren Klassen*[676] zur Verfolgung von um *Unschuld* sich bemühende Menschen in die Welt irrational gesetzt ist, jeglichem menschlichen Urteil, jeglicher Rationalität. Er setzt das *Gesetz* einer unantastbaren Macht gleich, ganz so, wie die *Kirchen* es mit den vorgeblichen *göttlichen Gesetzen* machen, die man einerseits nur durch Glauben annehmen, nicht aber auf ihren Wahrheitsgehalt prüfen könne, die andererseits regelmässig, vorzugsweise mittels Gleichnissen, im Sinne der gesellschaftlich mächtigen Kreise ausgelegt werden. Zugleich *sei es,* so der *Geistliche* in Umkehrung zu seiner vorherigen Argumentation, wonach der *Türhüter* dem *Mann untergeordnet* sei, *unvergleichlich mehr, dem Gesetz zugehörig zu sein, als frei in der Welt zu leben*.

Mit seiner *Entrückung* des *Gesetzes* von jeglichem *menschlichen Urteil* suggeriert der *Geistliche*, und so fasst es *Josef K.* auch sofort auf, dass man das vorgebliche *Gesetz* und damit alles, was dessen *Diener* machen, unbesehen *für wahr halten müsse*. Der *Geistliche* jedoch macht einen Wahrheitsanspruch überhaupt nicht geltend und behauptet, dass *man* das *Gesetz* und dasjenige, was der *Türhüter* sage, *nicht für wahr*, sondern *für notwendig halten müsse*. Das *Gesetz* und dasjenige, was der *Türhüter* sage, könne also, so ist zu schliessen und schliesst auch *Josef K.*, durchaus *unwahr* und also *Lüge* sein, trotzdem aber *notwendig*. Die Verfolgung von um *Unschuld* sich bemühenden Menschen könne demnach, so gibt der *Geistlichen* indirekt zu verstehen, das sein, was sie sind, nämlich lügnerisch, betrügerisch, und doch *notwendig*. Dieses genau ist – so die Annahme – die Sichtweise der *verleumderischen* Kreise der *höheren Klassen*, die jegliche Prüfung von Sachen, und insbesondere ihrer geschäftlichen Sachen, auf die Wahrheit hin mit allen Mitteln bekämpfen und diesen Kampf als eine von niemandem in Frage zu stellende *Notwendigkeit* vorzustellen suchen.

---

[673] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 187f.
[674] Vgl. oben, Zitat Z.156.
[675] Zum Wortgebrauch, vgl. oben, Zitat Z.1.
[676] Zum Wortgebrauch, vgl. oben, Zitat Z.52.

Der *Geistliche* spricht vom *Gesetz*, dem der *Türhüter diene*, dem im Übrigen auch er selber, ebenfalls ein Angehöriger des *Gerichts*, zu *dienen* glauben muss. Wenn dieses *Gesetz* nun aber, wie der *Geistliche* es sagt, den Anspruch auf *Wahrheit* nicht voraussetzt, kann es sich um ein *Gesetz* nicht handeln oder, was dasselbe ist, kann es dieses als solches nicht geben. Hingegen kann es die gesetzlose, sich selber betrügerisch zum *Gesetz* erhebende *Weltordnung* geben und in einer solchen genau auch scheint *Josef K.*, was ihm jetzt indirekt aufgeht, zu leben. Wenn *man* das vorgebliche *Gesetz nicht für wahr*, aber *für notwendig halten müsse*, so stellt er fest, werde mit ihm *die Lüge zur Weltordnung gemacht*.

(Z.158)

K. sagte das abschliessend, aber sein Endurteil war es nicht. Er war zu müde, um alle Folgerungen der Geschichte übersehen zu können, es waren auch ungewohnte Gedankengänge, in die sie ihn führte, unwirkliche Dinge, besser geeignet zur Besprechung für die Gesellschaft der Gerichtsbeamten als für ihn. Die einfache Geschichte war unförmlich geworden, er wollte sie von sich abschütteln, und der Geistliche, der jetzt ein grosses Zartgefühl bewies, duldete es und nahm K.s Bemerkung schweigend auf, obwohl sie mit seiner eigenen Meinung gewiss nicht übereinstimmte.[677]

Auch wenn es sein *Endurteil* nicht ist, fällt *Josef K.* mit seiner *abschliessenden* Feststellung doch seinerseits – so die Annahme – sein *Urteil* über das ungewöhnliche *Gericht*. Mit ihm *werde die Lüge zur Weltordnung gemacht*. Da für den *Geistlichen Wahrheit* und *Lüge*, wie von ihm ausgeführt, gar keine massgebenden Kriterien sind, er an das vorgebliche *Gesetz* nur aus *Notwendigkeit* einfach glaubt, womit sich ja auch vermeintlich bequemer leben lässt, sagt er gar nichts mehr. Er beweist gegen *Josef K. Zartgefühl* – so die Annahme –, weil er ein Gefühl für dessen *Urteil* überhaupt nicht hat. Er will – so die Annahme – *Josef K.* zur Anerkennung jener *Notwendigkeit* hinführen, und wenn es jetzt nicht klappt, so denkt er, klappt es vielleicht ein anderes Mal. Man darf – so wird er wie hier angenommen denken – die vorgeblich schwarzen Schäfchen nie aufgeben, muss auch ihnen den *Eingang* zum Glauben immer offen halten.

(Z.159)

Sie gingen eine Zeitlang schweigend weiter, K. hielt sich eng neben dem Geistlichen, ohne zu wissen, wo er sich befand. Die Lampe in seiner Hand war längst erloschen. Einmal blinkte gerade vor ihm das silberne Standbild eines Heiligen nur mit dem Schein des Silbers und spielte gleich wieder ins Dunkel über. Um nicht vollständig auf den Geistlichen angewiesen zu bleiben, fragte ihn K.: „Sind wir jetzt nicht in der Nähe des Haupteinganges?“ „Nein“, sagte der Geistliche, „wir sind weit von ihm entfernt. Willst du schon fortgehen?“ Obwohl K. gerade jetzt nicht daran gedacht hatte, sagte er sofort: „Gewiss, ich muss fortgehen. Ich bin Prokurist einer Bank, man wartet auf mich, ich bin nur hergekommen, um einem ausländischen Geschäftsfreund den Dom zu zeigen.“ „Nun“, sagte der Geistliche, und reichte K. die Hand, „dann geh.“ „Ich kann mich aber im Dunkel allein nicht zurechtfinden“, sagte K. „Geh links zur Wand“, sagte der Geistliche, „dann weiter die Wand entlang, ohne sie zu verlassen, und du wirst einen Ausgang finden.“ Der Geistliche hatte sich erst ein paar Schritte entfernt, aber K. rief schon sehr laut: „Bitte, warte noch!“ „Ich warte“, sagte der Geistliche. „Willst du nicht noch etwas von mir?“ fragte K. „Nein“, sagte der Geistliche. „Du warst früher so freundlich zu mir“, sagte K., „und hast mir alles erklärt, jetzt aber entlässt du mich, als läge dir nichts an mir.“ „Du musst doch fortgehen“, sagte der Geistliche. „Nun ja“, sagte K., „sieh das doch ein.“ „Sieh du zuerst ein, wer ich bin“, sagte der Geistliche. „Du

[677] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 188.

> bist der Gefängniskaplan“, sagte K. und ging näher zum Geistlichen hin, seine sofortige Rückkehr in die Bank war nicht so notwendig, wie er sie dargestellt hatte, er konnte recht gut noch hierbleiben. „Ich gehöre also zum Gericht“, sagte der Geistliche. „Warum sollte ich also etwas von dir wollen. Das Gericht will nichts von dir. Es nimmt dich auf, wenn du kommst, und es entlässt dich, wenn du gehst.“[678]

Der *Geistliche* blendet aus – so die Annahme –, dass das *Gericht* die *Angeklagten*, wenn sie von ihm weggehen, eben genau nicht *entlässt*, oder vielmehr in einem ganz anderen, sehr aktiven Sinne *entlässt*, aus dem Leben nämlich. *Josef K.* hofft darauf, dass der *Geistliche*, der *ihm alles erklärt hat*, Verständnis für ihn aufbringt, umso mehr, als er selber sich ihm *erklärte*. Doch der *Geistliche* ist ein ans vorgebliche *Gesetz* des ungewöhnlichen *Gerichts* Glaubender, mithin ein, worauf er selber *Josef K.* nochmals hinweist, zum *Gericht Gehöriger*. Der *Geistliche* kennt – so die Annahme – das *Josef K.* bevorstehende Schicksal, hält es aber, als von jenem vorgeblichen, dem *menschlichen Urteil entrückten*[679] *Gesetz* gewollt, für *notwendig*, wünscht einzig, dass auch *Josef K.* die *Notwendigkeit* anerkenne. Auf die Einsicht und das *Urteil* von *Josef K.* gibt er nichts.

XXXIV. Josef K. träumt sein Abspringen aus dem Prozess[680]

Josef K. schafft es in der Wirklichkeit zunächst nicht, seinem *Prozess* zu entkommen, doch in einem *Traum* wird es möglich.

> **(Z.159)**
>
> Josef K. träumte:
>
> Es war ein schöner Tag und K. wollte spazieren gehen. Kaum aber hatte er zwei Schritte gemacht, war er schon auf dem Friedhof. Es waren dort sehr künstliche, unpraktisch gewundene Wege, aber er glitt über einen solchen Weg wie auf einem reissenden Wasser in unerschütterlich schwebender Haltung. Schon von der Ferne fasste er einen frisch aufgeworfenen Grabhügel ins Auge, bei dem er Halt machen wollte. Dieser Grabhügel übte fast eine Verlockung auf ihn aus und er glaubte, gar nicht eilig genug hinkommen zu können. Manchmal aber sah er den Grabhügel kaum, er wurde ihm verdeckt durch Fahnen, deren Tücher sich wanden und mit grosser Kraft aneinanderschlugen; man sah die Fahnenträger nicht, aber es war, als herrsche dort viel Jubel.
>
> Während er den Blick noch in die Ferne gerichtet hatte, sah er plötzlich den gleichen Grabhügel neben sich am Weg, ja fast schon hinter sich. Er sprang eilig ins Gras. Da der Weg unter seinem abspringenden Fuss weiter raste, schwankte er und fiel gerade vor dem Grabhügel ins Knie. Zwei Männer standen hinter dem Grab und hielten zwischen sich einen Grabstein in der Luft; kaum war K. erschienen, stiessen sie den Stein in die Erde und er stand wie festgemauert. Sofort trat aus einem Gebüsch ein dritter Mann hervor, den K. gleich als einen Künstler erkannte. Er war nur mit Hosen und einem schlecht zugeknüpften Hemd bekleidet; auf dem Kopf hatte er eine Samtkappe; in der Hand hielt er einen gewöhnlichen Bleistift, mit dem er schon beim Näherkommen Figuren in der Luft beschrieb.[681]

---

[678] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 188f.
[679] Vgl. oben, Zitat Z.157.
[680] Gemäss den Angaben von Max Brod lag die nachstehend besprochene, von Kafka selber separat veröffentlichte Erzählung *Ein Traum* (vgl. Franz Kafka: Ein Traum. In: Ders.: Sämtliche Erzählungen. Herausgegeben von Hans Raabe. Fr.a.M.: Fischer Taschenbuch Verlag 1987: S. 145-147) dem Manuskript zum *Prozess* bei (vgl. dazu oben, Einleitendes Exposé, 6. Abschnitt). Tatsächlich passt der *Traum* sehr gut zum *Prozess*, wird dementsprechend hier in die Analyse einbezogen.
[681] Kafka: *Ein Traum*, op.cit., S. 145f.

Die *sehr künstlichen, unpraktisch gewundenen Wege*, über die Josef K. *wie auf einem reissenden Wasser in unerschütterlich schwebender Haltung gleitet*, sind – so die Annahme – die *Wege* seines *Prozesses*. Sein Widerstand gegen den Prozess wird angezeigt durch seine *unerschütterlich schwebende Haltung*, in der er *über diese Wege wie auf einem reissenden Wasser gleitet*. Die *Verlockung*, die der von ihm *ins Auge gefasste Grabhügel ausübt*, erklärt sich – so die Annahme – mit der von *Josef K.* mit diesem *Grabhügel* verbundenen Hoffnung, aus dem *Prozess* doch springen zu können. Es stören die *mit grosser Kraft aneinanderschlagenden Tücher*, die gemäss *Josef K.* auf *Fahnenträger* und damit – so die Annahme – auf ein von Menschen veranstaltetes Fest zurückverweisen. Die Menschen genau, die solche Feste im Gleichen befehligen und von ihnen leben, sind es auch – so die weitergehende Annahme –, die *Prozesse* wie den gegen Josef K. geführten ermöglichen. Ihnen muss *Josef K.* aus dem Weg gehen können. Die *mit grosser Kraft aneinanderschlagenden Tücher* bewirken auch beinahe, dass *Josef K.* an seinem Ziel vorbei *gleitet*. Gleichwohl vermag er den plötzlich neben ihm auftauchenden *Grabhügel* wahrzunehmen und *eilig* vom *reissenden Weg* zum *Grabhügel* hin *abzuspringen*. Die *zwei Männer*, die den *Grabstein* sofort in die Erde stossen, und der *Künstler*, der bereits zur Grabinschrift ansetzt, scheinen richtiggehend, wie es nur in einem *Traum* zugehen kann, auf *Josef K.* gewartet zu haben.

Der *Künstler* setzt zur Grabinschrift jetzt tatsächlich auch an.

> **(Z.160)**
>
> Mit diesem Bleistift setzte er nun oben auf dem Stein an; der Stein war sehr hoch, er musste sich gar nicht bücken, wohl aber musste er sich vorbeugen, denn der Grabhügel, auf den er nicht treten wollte, trennte ihn von dem Stein. Er stand also auf den Fussspitzen und stützte sich mit der linken Hand auf die Fläche des Steines. Durch eine besonders geschickte Hantierung gelang es ihm, mit dem gewöhnlichen Bleistift Goldbuchstaben zu erzielen; er schrieb: „Hier ruht –“ Jeder Buchstabe erschien rein und schön, tief geritzt und in vollkommenem Gold. Als er die zwei Worte geschrieben hatte, sah er nach K. zurück; K. der sehr begierig auf das Fortschreiten der Inschrift war, kümmerte sich kaum um den Mann, sondern blickte nur auf den Stein. Tatsächlich setzte der Mann wieder zum Weiterschreiben an, aber er konnte nicht, es bestand irgendein Hindernis, er liess den Bleistift sinken und drehte sich wieder nach K. um. Nun sah auch K. den Künstler an und merkte, dass dieser in grosser Verlegenheit war, aber die Ursache dessen nicht sagen konnte. Alle seine frühere Lebhaftigkeit war verschwunden. Auch K. geriet dadurch in Verlegenheit; sie wechselten hilflose Blicke; es lag ein hässliches Missverständnis vor, das keiner auflösen konnte. Zur Unzeit begann nun auch eine kleine Glocke von der Grabkapelle zu läuten, aber der Künstler fuchtelte mit der erhobenen Hand und sie hörte auf. Nach einem Weilchen begann sie wieder; diesmal ganz leise und, ohne besondere Aufforderung, gleich abbrechend; es war, als wolle sie nur ihren Klang prüfen. K. war untröstlich über die Lage des Künstlers, er begann zu weinen und schluchzte lange in die vorgehaltenen Hände.[682]

Der *Künstler* zeigt mit dem Beginn der Inschrift, die *rein und schön, tief geritzt und in vollkommenem Gold erscheint*, an, dass er in der Lage ist, demjenigen, der hier die letzte Ruhestätte finden soll, die höchste Ehre zu erweisen. Zwar ist klar, wer derjenige ist, der hier begraben liegen soll, doch hat der Betreffende, *Josef K.* nämlich, es selber noch gar nicht begriffen.

---

[682] Kafka: *Ein Traum*, op.cit., S. 146f.

Wenn *Josef K.* gegen seinen *Prozess* seine Würde bewahren will, dann muss er dafür – so die Annahme – sein Leben hergeben, und dadurch erst – so die weitergehende Annahme –, dass er sein Leben hergibt, kann ihm die Ehre der vollen, das heisst *rein und schön, tief geritzt und in vollkommenem Gold erscheinenden* Inschrift zuteilwerden.

> **(Z.161)**
> Der Künstler wartete, bis K. sich beruhigt hatte, und entschloss sich dann, da er keinen andern Ausweg fand, dennoch zum Weiterschreiben. Der erste kleine Strich, den er machte, war für K. eine Erlösung, der Künstler brachte ihn aber offenbar nur mit dem äussersten Widerstreben zustande; die Schrift war auch nicht mehr so schön, vor allem schien es an Gold zu fehlen, blass und unsicher zog sich der Strich dahin. Nur sehr gross wurde der Buchstabe. Es war ein J, fast war es schon beendet, da stampfte der Künstler wütend mit einem Fuss in den Grabhügel hinein, dass die Erde ringsum in die Höhe flog. Endlich verstand ihn K.; ihn abzubitten war keine Zeit mehr; mit allen Fingern grub er in die Erde, die fast keinen Widerstand leistete; alles schien vorbereitet; nur zum Schein war eine dünne Erdkruste aufgerichtet; gleich hinter ihr öffnete sich mit abschüssigen Wänden ein grosses Loch, in das K., von einer sanften Strömung auf den Rücken gedreht, versank. Während er aber unten, den Kopf im Genick noch aufgerichtet, schon von der undurchdringlichen Tiefe aufgenommen wurde, jagte oben sein Name mit mächtigen Zieraten über den Stein.
> Entzückt von diesem Anblick erwachte er.[683]

Josef K. findet im *Traum* – so die Annahme – den würdigen Ausweg aus seinem *Prozess*. Wenn ihm die Ehre zuteilwird – so die weitergehende Annahme –, dass oben *sein Name mit mächtigen Zieraten über den Stein fliegt*, dann geht es nicht alleine um ihn, sondern um die menschliche Würde im Allgemeinen. Die Ehrung seines Namens, der *rein und schön, tief geritzt und in vollkommenem Gold erscheint* und *mit mächtigen Zieraten über den Stein jagt*, bezeugt nicht nur, dass *Josef K.* seinem *Prozess* in Wahrung seiner Würde und also erfolgreich – der *Prozess* wollte ihm die menschliche Würde ja genau rauben – die Stirn bot, er in der so bestimmten Weise seinen *Prozess* gewann, sondern im Gleichen, dass Menschen solchen *Prozessen* erfolgreich immer aufs Neue widerstehen werden. *Der Klang der kleinen Glocke von der Grabkapelle*[684] hat – so die Annahme – tatsächlich ein Objektives.

[683] Kafka: *Ein Traum*, op.cit., S. 147.
[684] Vgl. oben, Zitat Z.160.

XXXV. Josef K. sagt auf dem letzten Weg sich selbst das Notwendige

Das ungewöhnliche *Gericht* lässt es nicht zu, dass *Josef K. aus dem Prozess ausbrechen, ihn umgehen, ausserhalb des Prozesses leben kann*[685].

> **(Z.160)**
> Am Vorabend seines einunddreissigsten Geburtstages – es war gegen neun Uhr abends, die Zeit der Stille auf den Strassen – kamen zwei Herren in K.s Wohnung. In Gehröcken, bleich und fett, mit scheinbar unverrückbaren Zylinderhüten. Nach einer kleinen Förmlichkeit bei der Wohnungstür wegen des ersten Eintretens wiederholte sich die gleiche Förmlichkeit in grösserem Umfange vor K.s Tür. Ohne dass ihm der Besuch angekündigt gewesen wäre, sass K., gleichfalls schwarz angezogen, in einem Sessel in der Nähe der Tür und zog langsam neue, scharf sich über die Finger spannende Handschuhe an, in der Haltung, wie man Gäste erwartet. Er stand gleich auf und sah die Herren neugierig an. „Sie sind also für mich bestimmt?“ fragte er. Die Herren nickten, einer zeigte mit dem Zylinderhut auf den anderen. K. gestand sich ein, dass er einen anderen Besuch erwartet hatte. Er ging zum Fenster und sah noch einmal auf die dunkle Strasse. Auch fast alle Fenster auf der anderen Strassenseite waren schon dunkel, in vielen die Vorhänge herabgelassen. In einem beleuchteten Fenster des Stockwerkes spielten kleine Kinder hinter einem Gitter miteinander und tasteten, noch unfähig, sich von ihren Plätzen fortzubewegen, mit den Händchen nacheinander. „Alte, untergeordnete Schauspieler schickt man um mich“, sagte sich K. und sah sich um, um sich nochmals davon zu überzeugen. „Man sucht auf billige Weise mit mir fertig zu werden.“ K. wendete sich plötzlich ihnen zu und fragte: „An welchem Theater spielen Sie?“ „Theater?“ fragte der eine Herr mit zuckenden Mundwinkeln den anderen um Rat. Der andere gebärdete sich wie ein Stummer, der mit dem widerspenstigen Organismus kämpft. „Sie sind nicht darauf vorbereitet, gefragt zu werden“, sagte sich K. und ging seinen Hut holen.[686]

Josef K. weiss – so die Annahme –, dass *der Besuch* erfolgen wird, auch wenn er ihm *nicht angekündigt worden ist*. Er hat es indirekt erfahren, von *Leni* vielleicht. Er hat sich vorbereitet, soweit er für das ihn Erwartende überhaupt vorbereitet sein kann. Es ist die Abendzeit, *die Zeit der Stille auf den Strassen*, wo *in vielen Fenstern die Vorhänge schon herabgelassen sind*. Und ist es der *Vorabend seines einunddreissigsten Geburtstages*. Genau ein Jahr zuvor, an *seinem dreissigsten Geburtstag*[687], wurde er *verhaftet*. Das ungewöhnliche *Gericht* will mit dieser Terminwahl – so die Annahme – anzeigen, dass es die Geburt von *Josef K.* tilgen will. Dem *Gericht* gemäss soll es auf der Welt gar niemanden mehr geben dürfen, der, insbesondere mit seinem *Geburtstag*, daran erinnert, als ein Mensch geboren worden zu sein.

Die *zwei Josef K. besuchenden Herren* sind – so die Annahme – keine *Schauspieler* wie in einem *Theater*, sondern die ihnen vom ungewöhnlichen *Gericht* zugewiesene Funktion unmittelbar. Sie sind nichts als diese Funktion, besitzen keine von einem Ich ausgehende Lebendigkeit, obwohl sie, *bleich und fett*, doch offenbar am Leben sind. Der eine der beiden Männer scheint nicht sprechen zu können, was er für die zu verrichtende Arbeit aber auch nicht zu können braucht. Jedenfalls *sind sie nicht darauf vorbereitet, gefragt zu werden.*

---

[685] Zum Wortgebrauch vgl. oben, Zitat Z.151.
[686] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 190.
[687] Vgl. Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 9.

(Z.161)

Schon auf der Treppe wollten sich die Herren in K. einhängen, aber K. sagte: „Erst auf der Gasse, ich bin nicht krank." Gleich aber vor dem Tor hängten sie sich in ihn in einer Weise ein, wie K. noch niemals mit einem Menschen gegangen war. Sie hielten die Schultern eng hinter den seinen, knickten die Arme nicht ein, sondern benützten sie, um K.s Arme in ihrer ganzen Länge zu umschlingen, unten erfassten sie K.s Hände mit einem schulmässigen, eingeübten, unwiderstehlichen Griff. K. ging straff gestreckt zwischen ihnen, sie bildeten jetzt alle drei eine solche Einheit, dass, wenn man einen von ihnen zerschlagen hätte, alle zerschlagen gewesen wären. Es war eine Einheit, wie sie fast nur Lebloses bilden kann.

Unter den Laternen versuchte K. öfters, so schwer es bei diesem engen Aneinander ausgeführt werden konnte, seine Begleiter deutlicher zu sehen, als es in der Dämmerung seines Zimmers möglich gewesen war. „Vielleicht sind es Tenöre", dachte er im Anblick ihres schweren Doppelkinns. Er ekelte sich vor der Reinheit ihrer Gesichter. Man sah förmlich noch die säubernde Hand, die in ihre Augenwinkel gefahren, die ihre Oberlippe gerieben, die die Falten am Kinn ausgekratzt hatte.

Als K. das bemerkte, blieb er stehen, infolgedessen blieben auch die andern stehen; sie waren am Rand eines freien, menschenleeren, mit Anlagen geschmückten Platzes. „Warum hat man gerade Sie geschickt!" rief er mehr als er fragte. Die Herren wussten scheinbar keine Antwort, sie warteten mit dem hängenden, freien Arm, wie Krankenwärter, wenn der Kranke sich ausruhen will. „Ich gehe nicht weiter", sagte K. versuchsweise. Darauf brauchten die Herren nicht zu antworten, es genügte, dass sie den Griff nicht lockerten und K. von der Stelle wegzuheben versuchten, aber K. widerstand. „Ich werde nicht mehr viel Kraft brauchen, ich werde jetzt alle anwenden", dachte er. Ihm fielen die Fliegen ein, die mit zerreissenden Beinchen von der Leimrute wegstrebten. „Die Herren werden schwere Arbeit haben."[688]

In der *ekligen Reinheit der Gesichter* der *zwei Herren* spiegelt sich – so die Annahme – das verwahrloste Aussehen der *niedrigen Beamten*, wie *Josef K.* es in der *ersten Untersuchung* zu sehen bekam: *Kleine, schwarze Äuglein huschten hin und her, die Wangen hingen herab, wie bei Versoffenen, die langen Bärte waren steif und schütter.*[689] Die *Falten am Kinn* der *zwei Herren* sind zum Leblosen hin mechanisch ganz so *ausgekratzt*, wie die *Beamten* ihre *Bärte* in der stickigen Luft der Dachböden *steif und schütter* werden lassen. Lebendigkeit kann so und ganz anders abgetötet sein.

Noch in seiner ausweglosen Situation prüft *Josef K.*, mit wem er es genau zu tun hat, und kann nicht glauben, dass er von diesen *zwei Herren*, die wie *Schauspieler* oder *Tenöre* daherkommen, gerichtet werden soll. Er hatte gehofft, mit ihnen ins Gespräch zu kommen, sie vielleicht sogar eines Besseren zu belehren, doch bei diesen *zweien* ist ein solches zum Vornherein aussichtslos gemacht. Umso mehr will er ihnen *die Arbeit schwer* machen.

(Z.162)

Da stieg vor ihnen aus einer tiefer gelegenen Gasse auf einer kleinen Treppe Fräulein Bürstner zum Platz empor. Es war nicht ganz sicher, ob sie es war, die Ähnlichkeit war freilich gross. Aber K. lag auch nichts daran, ob es bestimmt Fräulein Bürstner war, bloss die Wertlosigkeit seines Widerstandes kam ihm gleich zu Bewusstsein. Es war nichts Heldenhaftes, wenn er widerstand, wenn er jetzt den Herren Schwierigkeiten bereitete, wenn er jetzt in der Abwehr noch den letzten Schein des Lebens zu geniessen versuchte. Er setzte sich in Gang, und von der Freude, die er dadurch den Herren machte, ging noch etwas auf ihn selbst über. Sie duldeten es jetzt, dass er die Wegrichtung bestimmte, und er bestimmte sie nach dem Weg, den das Fräulein vor

[688] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 190f.
[689] Vgl. oben, Zitat Z.44.

> ihm nahm, nicht etwa, weil er sie einholen, nicht etwa, weil er sie möglichst lange sehen wollte, sondern nur deshalb, um die Mahnung, die sie für ihn bedeutete, nicht zu vergessen. „Das einzige, was ich jetzt tun kann“, sagte er sich, und das Gleichmass seiner Schritte und der Schritte der beiden anderen bestätigte seine Gedanken, „das einzige, was ich jetzt tun kann, ist, bis zum Ende den ruhig einteilenden Verstand behalten. Ich wollte immer mit zwanzig Händen in die Welt hineinfahren und überdies zu einem nicht zu billigenden Zweck. Das war unrichtig. Soll ich nun zeigen, dass nicht einmal der einjährige Prozess mich belehren konnte? Soll ich als ein begriffsstutziger Mensch abgehen? Soll man mir nachsagen dürfen, dass ich am Anfang des Prozesses ihn beenden wollte und jetzt, an seinem Ende, ihn wieder beginnen will? Ich will nicht, dass man das sagt. Ich bin dafür dankbar, dass man mir auf diesem Weg diese halbstummen, verständnislosen Herren mitgegeben hat und dass man es mir überlassen hat, mir selbst das Notwendige zu sagen.“[690]

Es ist – so die Annahme – in der Tat *Fräulein Bürstner*, die vor *Josef K.* und seinen beiden Begleitern hergeht.[691] Sie weiss – so die weitergehende Annahme – von der geplanten Hinrichtung *Josef K.s*, macht ihm jetzt Mut, indem sie, als wirklicher Mensch und also Gegenbild zu den *zwei Herren*, vor ihm her geht. Wie sie es in jenem mitternächtlichen Gespräch[692] zu *Josef K.* sagte – *sie könne für alles, was in ihrem Zimmer geschehe, die Verantwortung tragen, und zwar gegenüber jedem*, und *sie sei niemals und niemandem böse*[693] –, so *mahnt* sie ihn in diesem Moment, auch jetzt *die Verantwortung für sich zu tragen*. Mit ihrem Vorauslaufen weist sie *Josef K.* darauf hin, sich nicht zu vergessen, sondern genau umgekehrt, *sich selbst,* einem Menschen in einer unmenschlichen Welt, *das Notwendige zu sagen*.

Er, so sagt *Josef K.* in der Folge zu sich, will noch in seiner jetzigen Lage sich selbst *verantwortlich* sein, will noch dasjenige, was das *Gericht* ihm an diesem Abend antut, mit seinem *ruhig einteilenden Verstand* beurteilen und auf sich nehmen. Mit seinem *Verstand* hatte er ja schon seine Schlüsse aus dem gegen ihn geführten *Prozess* gezogen und, wo nötig, *Widerstand* geleistet. Er ging, nach zweimaligem Besuch und genauer Prüfung, nicht mehr zum *Gericht* auf den *Dachböden* hin, *kündigte*, nach mehrmaligem Aufsuchen, seinem *Advokaten*, beliess es, nach langem, prüfenden Zuhören, beim einmaligen Gespräch mit dem *Gerichtsmaler*, leistete den telefonischen *Vorladungen* durch das *Gericht* keine Folge mehr, blieb – so die Annahme – rational gegenüber dem vom *italienischen Geschäftsfreund der Bank* verkündigten Endurteil, konterte mit seinem *ruhig einteilenden Verstand* den vom *Geistlichen* im *Dom* unternommenen Bekehrungsversuch hin zum *Gericht*. Warum soll er sich seines *Verstandes* jetzt, auf seinem letzten Weg, nicht nochmals bedienen?

Der *Prozess* hat *Josef K.* – so die Annahme – über die *Welt*, in der er lebt und die er vor dem *Prozess* so nicht sich vorstellen konnte, *belehrt*. In einer *Welt* nun jetzt – so die weitergehende Annahme –, in der *die Lüge zur Weltordnung gemacht ist*, alles zu geben von sich, *immer mit zwanzig Händen in die Welt hineinzufahren* und dadurch den *Schein* eines in Wirklichkeit verunmöglichten lebendigen *Lebens* aufrecht zu erhalten, kann er nicht. Mit seinem Bemühen um *Unschuld* erkennt er sich jetzt, nach dem *Prozess* – so die Annahme –, als ein jenseits der *zur Lüge gemachten Weltordnung* Ste-

---

[690] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 191f.
[691] Zur Figur von Fräulein Bürstner, vgl. auch oben, Einleitendes Exposé, 4. Abschnitt.
[692] Vgl. oben, Abschnitt III.
[693] Vgl. oben, Zitat Z.14.

hender an. Das *Gericht* will ihn aus einer *Welt* befördern, die er als die seine gar nicht mehr anerkennen kann, aus der er dementsprechend selbst jetzt verschwinden möchte. Sein eigenes lebendiges Leben – so die Annahme – kann, so macht er sich klar, mit dieser *Welt* nichts mehr zu tun haben wollen. Der von ihm einmal verfolgte *Zweck*, *immer mit zwanzig Händen in die Welt hineinzufahren,* ist, nach erfolgter *Belehrung* durch den *Prozess*, *nicht zu billigen.* Diese *Welt* ist ja gar keine für *Menschen*.

Josef K. will es – so die Annahme – auch nicht so erscheinen lassen, als wäre er *als begriffsstutziger Mensch abgegangen*, als *wolle er den Prozess jetzt wieder beginnen*. Er hat *Gericht* und *Welt* als ein irrational Unmenschliches eingesehen und also anerkannt, dass es ihm nicht möglich ist, *aus dem Prozess auszubrechen, ihn zu umgehen, ausserhalb des Prozesses zu leben*[694]. Also kann er, so sagt er sich jetzt, *mit zwanzig Fingern* in den Tod gehen, das heisst mit den *zwei Herren* mitgehen, ohne Widerstand zu leisten oder umgekehrt sogar, wie er es tun wird, indem er selbst die *zwei* zum Ziel hinzieht. Auch wenn es äusserlich so erscheint, als bilde er mit den *zwei Herren* und also dem *Gericht eine solche Einheit, dass, wenn man einen von ihnen zerschlagen hätte, alle zerschlagen gewesen wären,*[695] hebt er sich jetzt – so die Annahme –, nachdem er *sich selbst das Notwendige gesagt hat*, von den *zwei* ab, geht wie befreit. *Josef K.* ist plötzlich auch froh darüber, *dass man ihm auf diesem Weg diese halbstummen, verständnislosen Herren mitgegeben hat*. Er geht für einen Moment, die *zwei Herren* mit sich *ziehend*, wie über dieser für Menschen ja gar nicht gemachten *Welt*.

(Z.163)

Das Fräulein war inzwischen in eine Seitengasse eingebogen, aber K. konnte sie schon entbehren und überliess sich seinen Begleitern. Alle drei zogen nun in vollem Einverständnis über eine Brücke im Mondschein, jeder kleinen Bewegung, die K. machte, gaben die Herren jetzt bereitwillig nach, als er ein wenig zum Geländer sich wendete, drehten auch sie sich in ganzer Front dorthin. Das im Mondlicht glänzende und zitternde Wasser teilte sich um eine kleine Insel, auf der, wie zusammengedrängt, Laubmassen von Bäumen und Sträuchern sich aufhäuften. Unter ihnen, jetzt unsichtbar, führten Kieswege mit bequemen Bänken, auf denen K. in manchem Sommer sich gestreckt und gedehnt hatte. „Ich wollte ja gar nicht stehenbleiben“, sagte er zu seinen Begleitern, beschämt durch ihre Bereitwilligkeit. Der eine schien dem anderen hinter K.s Rücken einen sanften Vorwurf wegen des missverständlichen Stehenbleibens zu machen, dann gingen sie weiter.

Sie kamen durch einige ansteigende Gassen, in denen hie und da Polizisten standen oder gingen; bald in der Ferne, bald in nächster Nähe. Einer mit buschigem Schnurrbart, die Hand am Griff des Säbels, trat wie mit Absicht nahe an die nicht ganz unverdächtige Gruppe. Die Herren stockten, der Polizeimann schien schon den Mund zu öffnen, da zog K. mit Macht die Herren vorwärts. Öfters drehte er sich vorsichtig um, ob der Polizeimann nicht folgte; als sie aber eine Ecke zwischen sich und dem Polizeimann hatten, fing K. zu laufen an, die Herren mussten trotz grosser Atemnot auch mit laufen.

So kamen sie rasch aus der Stadt hinaus, die sich in dieser Richtung fast ohne Übergang an die Felder anschloss. Ein kleiner Steinbruch, verlassen und öde, lag in der Nähe eines noch ganz städtischen Hauses. Hier machten die Herren halt, sei es, dass dieser Ort von allem Anfang an ihr Ziel gewesen war, sei es, dass sie zu erschöpft waren, um noch weiter zu laufen. Jetzt liessen sie K. los, der stumm wartete, nahmen die Zylinderhüte ab und wischten sich, während sie sich im Steinbruch umsahen, mit den

[694] Vgl. oben, Zitat Z.151.
[695] Vgl. oben, Zitat Z.161.

> Taschentüchern den Schweiss von der Stirn. Überall lag der Mondschein mit seiner Natürlichkeit und Ruhe, die keinem anderen Licht gegeben ist.[696]

Josef K. selbst möchte – so die Annahme – so schnell wie möglich von dieser *Welt* abgehen, weshalb ihn schon jene *kleine Insel*, auf die er von der *Brücke* her hinunter sieht, nicht mehr richtig interessiert. So ruft er nachher auch nicht die *Polizeimänner* um Hilfe, welche ihm ja doch, sobald sie von den *zwei Herren* informiert gewesen wären – so die weitergehende Annahme –, auch nicht geholfen hätten. *Josef K.* strebt von selber zum Ziel hin. Er will von den *Herren* auch nichts, was wie *Bereitwilligkeit* ihm gegenüber aussieht. Von dieser *Welt* will er – so die Annahme – so etwas wie *Bereitwilligkeit* überhaupt nicht mehr erfahren. Sie – so die Annahme – *beschämt* ihn als Menschen.

Josef K. leistet keinen Widerstand, wartet stumm auf das Ende.

> **(Z.164)**
>
> Nach Austausch einiger Höflichkeiten hinsichtlich dessen, wer die nächsten Aufgaben auszuführen habe – die Herren schienen die Aufträge ungeteilt bekommen zu haben –, ging der eine zu K. und zog ihm den Rock, die Weste und schliesslich das Hemd aus. K. fröstelte unwillkürlich, worauf ihm der Herr einen leichten, beruhigenden Schlag auf den Rücken gab. Dann legte er die Sachen sorgfältig zusammen, wie Dinge, die man noch gebrauchen wird, wenn auch nicht in allernächster Zeit. Um K. nicht ohne Bewegung der immerhin kühlen Nachtluft auszusetzen, nahm er ihn unter den Arm und ging mit ihm ein wenig auf und ab, während der andere Herr den Steinbruch nach irgendeiner passenden Stelle absuchte. Als er sie gefunden hatte, winkte er, und der andere Herr geleitete K. hin. Es war nahe der Bruchwand, es lag dort ein losgebrochener Stein. Die Herren setzten K. auf die Erde nieder, lehnten ihn an den Stein, und betteten seinen Kopf obenauf. Trotz aller Anstrengung, die sie sich gaben, und trotz allem Entgegenkommen, das ihnen K. bewies, blieb seine Haltung eine sehr gezwungene und unglaubwürdige. Der eine Herr bat daher den anderen, ihm für ein Weilchen das Hinlegen K.s allein zu überlassen, aber auch dadurch wurde es nicht besser. Schliesslich liessen sie K. in einer Lage, die nicht einmal die beste von den bereits erreichten Lagen war. Dann öffnete der eine Herr seinen Gehrock und nahm aus einer Scheide, die an einem um die Weste gespannten Gürtel hing, ein langes, dünnes, beiderseitig geschärftes Fleischermesser, hielt es hoch und prüfte die Schärfe im Licht. Wieder begannen die widerlichen Höflichkeiten, einer reichte über K. hinweg das Messer dem anderen, dieser reichte es wieder über K. zurück. K. wusste jetzt genau, dass es seine Pflicht gewesen wäre, das Messer, als es von Hand zu Hand über ihm schwebte, selbst zu fassen und sich einzubohren. Aber er tat es nicht, sondern drehte den noch freien Hals und sah umher. Vollständig konnte er sich nicht bewähren, alle Arbeit den Behörden nicht abnehmen, die Verantwortung für diesen letzten Fehler trug der, der ihm den Rest der dazu nötigen Kraft versagt hatte. Seine Blicke fielen auf das letzte Stockwerk des an den Steinbruch angrenzenden Hauses. Wie ein Licht aufzuckt, so fuhren die Fensterflügel eines Fensters dort auseinander, ein Mensch, schwach und dünn in der Ferne und Höhe, beugte sich mit einem Ruck weit vor und streckte die Arme noch weiter aus. Wer war es? Ein Freund? Ein guter Mensch? Einer, der teilnahm? Einer, der helfen wollte? War es ein einzelner? Waren es alle? War noch Hilfe? Gab es Einwände, die man vergessen hatte? Gewiss gab es solche. Die Logik ist zwar unerschütterlich, aber einem Menschen, der leben will, widersteht sie nicht. Wo war der Richter, den er nie gesehen hatte? Wo war das hohe Gericht, bis zu dem er nie gekommen war? Er hob die Hände und spreizte alle Finger.
>
> Aber an K.s Gurgel legten sich die Hände des einen Herrn, während der andere das Messer ihm tief ins Herz stiess und zweimal dort drehte. Mit brechenden Augen sah noch K., wie die Herren, nahe vor seinem Gesicht, Wange an Wange aneinanderge-

[696] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 192f.

> lehnt, die Entscheidung beobachteten. „Wie ein Hund!“ sagte er, es war, als sollte die Scham ihn überleben.[697]

Das *Gericht* will den Mord an *Josef K.* – so die Annahme – wie ein Selbstmord aussehen lassen. *Josef K.* hätte dabei geholfen, wenn er die Kraft dazu noch gehabt hätte. Er hat sich ja gleichsam in der *Welt* geirrt, also will er jetzt auch gar nicht, dass er von eben dieser *Welt* aus dem Leben befördert wird, sondern würde lieber, wie es die so genannten *Behörden* von ihm auch erwarten, aus eigener Kraft abtreten. Die Kraft ist ihm – so die Annahme – von ihm selbst versagt, von ihm als Menschen. Als solcher prüft er seine Lage noch einmal, kehrt gewissermassen noch einmal auf diese *Welt* zurück, sieht gar noch einen gegen das Mondlicht sich *streckenden Menschen*, stellt nochmals die Fragen, wie sie Menschen stellen, *hebt die Arme und spreizt die Finger*, um anzuzeigen, dass da ein Mensch ist. Seine *Henker* aber – so die Annahme – wissen nicht, was ein Mensch ist.

Sie töten *Josef K.* auch nicht wie ein Mensch, sondern, so sieht und sagt *Josef K.* selbst es noch, *wie ein Hund*. *Josef K.* wird *wie ein Hund* getötet, stirbt aber nicht – so die Annahme – *wie ein Hund*. Wäre er *wie ein Hund* gestorben, hätte er gar nicht mehr bemerkt, dass man ihn *wie ein Hund* tötet. Dieses vom eigenen Tod noch bemerken und sogar noch darüber sich *schämen* zu können, dazu ist – so die Annahme – nur ein Mensch in der Lage. *Josef K.* ist es bis zum Schluss geblieben, hat in diesem Sinne seinen *Prozess*, der den Menschen *Josef K.* sich selber abspenstig machen wollte, gewonnen.

———————————

[697] Kafka: *Der Prozess*, op.cit., S. 193f.